Schillers Leben.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Biogr. 2962
Wolzogen

Schillers Leben.

Verfaßt aus

Erinnerungen der Familie

seinen eigenen Briefen

und den

Nachrichten seines Freundes Körner.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1845.

292. D

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Einleitung.

Die Nachrichten von Schillers Leben, die der vertrauteste Freund des unsterblichen Dichters den sämmtlichen Werken desselben vorausschickte, dienen folgenden Blättern zur Grundlage; ja sie sind größtentheils wörtlich in dieselben aufgenommen worden. Jenem Umriß sollten diese nur eine weitere Ausführung geben.

In dem Nachlaß meiner Schwester, der Wittwe Schillers, fanden sich viele Notizen über sein Leben, meistens Erinnerungen aus Gesprächen mit ihm, welche sie selbst in ein Ganzes zu fassen gedachte, als sich manche ihr unerfreuliche Aeußerungen in das Publicum drängten. Diese Nachklänge der Liebe, Erinnerungen aus Schillers Jugendzeit, von seiner ältern Schwester mitgetheilt, Nachrichten eines treuen Jugendfreundes, und mein eigenes lebendiges Andenken an die siebzehn Jahre, die ich in innigster Freundschaft mit ihm und größtentheils in seiner Nähe verlebte, lieferten manche Züge zur Vollendung der Darstellung eines Lebens, das der Welt lieb und wichtig geworden ist.

Wahrheit und Naivetät geben allen Memoiren und Biographien ein anziehendes Leben. Wenn absichtliches Gestalten oder Verbergen der Umstände hervorblickt, werden Lebensbeschreibungen zu einem kalten, todten Machwerk. Wohl trägt jeder Maler eines Bildnisses etwas von seiner Individualität in dasselbe über, und jeder Geist faßt die Form eines andern anders auf. Aber mit der Selbsttäuschung des Darstellers finden

wir uns leichter ab, und sein Wahrseynwollen befreundet uns schon mit ihm.

Dieses Gefühl wünschte ich zu erzeugen. Wahrheit allein sollte mich leiten im Entwurfe, und möglichst klare Einsicht in die Umgebung und die Zeit unsers großen Dichters; das Colorit der Billigkeit und Liebe wird Gleichfühlende ansprechen.

Die unermeßliche Lücke, die das Verschwinden seiner Persönlichkeit in den Kreis der Freunde und der Familie riß, hielt sie lange im Abgrunde stummen Schmerzes versenkt. Nur der allbeherrschende Genius ergoß sich in ernster, männlicher Klage, zu einem würdigen Todtenopfer für den Freund. Dannecker, Schillers Jugendfreund, sprach begeistert seinen Schmerz in der Bildung seiner kolossalen Marmorbüste aus, die in Großartigkeit und zarter Ausführung eines der merkwürdigsten Monumente deutscher Kunst bleiben wird. Körners treue Freundeshand entwarf die Nachrichten von Schillers Leben.

Die Zeit tröstete die Seinen nicht; denn tief und wahr ist Schillers Wort: „das ist eine gemeine Seele, die eine Heilung annimmt von der Zeit;" aber sie lehrte uns mit dem Schmerz um seinen Verlust leben. Die Bilder der schönen Vergangenheit mit ihm gingen über der trostlosen Oede, als wir ohne ihn dastanden, auf, wie die ewigen Sterne durch das Dunkel umhüllender Gewölke dringen; sie sind immer da, und glänzen uns unerwartet an aus dem nächtlichen Blau des Aethers. Diese Bilder, wie sie in meiner Seele leben, auch Andern darzustellen, war die Aufgabe, die ich mir machte.

Das deutsche Publicum, an dessen Herz sich seine Jugend warf, und das sein Vertrauen so schön rechtfertigte, empfange auch diese, Schillers Andenken gewidmeten Blätter mit Liebe.

Caroline von Wolzogen,
geborne von Lengefeld.

Erster Abschnitt.

Eltern, Kindheit, Studien, Jugend.

Die Sitte und Denkart des väterlichen Hauses, in welchem Schiller die Jahre seiner Kindheit verlebte, war nicht begünstigend für die frühzeitige Entwickelung vorhandener Fähigkeiten, aber für die Gesundheit der Seele von wohlthätigem Einflusse. Einfach und ohne vielseitige Ausbildung, aber kraftvoll, gewandt und thätig für das praktische Leben, bieder und fromm war der Vater. Als Wundarzt ging er im Jahre 1745 mit einem bayerischen Husaren-Regimente nach den Niederlanden, und der Mangel an hinlänglicher Beschäftigung veranlaßte ihn, sich im damaligen Kriege als Unterofficier gebrauchen zu lassen, wenn kleine Commando's auf Unternehmungen ausgeschickt wurden. Als nach Abschluß des Aachener Friedens ein Theil des Regiments, bei dem er diente, entlassen wurde, kehrte er in sein Vaterland, das Herzogthum Würtemberg, zurück, erhielt dort Anstellung, und war im Jahre 1756 Fähnrich und Adjutant bei dem damaligen Regimente Prinz Louis. Dies Regiment gehörte zu einem würtembergischen Hülfscorps, das in einigen Feldzügen des siebenjährigen Krieges einen Theil der österreichischen Armee ausmachte. In Böhmen erlitt dieses Corps einen bedeutenden Verlust durch eine heftige ansteckende Krankheit; aber Schillers Vater erhielt sich durch Mäßigkeit und viele Bewegung gesund, und übernahm in diesem Falle der Noth jedes erforderliche Geschäft, wozu er gebraucht werden konnte. Er besorgte die Kranken, als es an Wundärzten fehlte, und

vertrat die Stelle des Geistlichen bei dem Gottesdienste des Regiments durch Vorlesuug einiger Gebete und Leitung des Gesangs.

Seit dem Jahre 1757 stand er bei einem andern würtembergischen Corps in Hessen und Thüringen, und benutzte jede Stunde der Muße, um durch eigenes Studium, ohne fremde Beihülfe, nachzuholen, was ihm in frühern Jahren, wegen ungünstiger Umstände, nicht gelehrt worden war. Mathematik und Philosophie betrieb er mit Eifer, und landwirthschaftliche Beschäftigungen hatten dabei für ihn einen vorzüglichen Reiz. Eine Baumschule, die er in Ludwigsburg anlegte, wo er nach beendigtem Kriege als Hauptmann im Quartier war, hatte den glücklichsten Erfolg. Dies veranlaßte den damaligen Herzog von Würtemberg, ihm die Aufsicht über eine größere Anstalt dieser Art zu übertragen, die auf der Solitude, einem herzoglichen Lustschlosse, war errichtet worden. In dieser Stelle befriedigte er vollkommen die von ihm gehegten Erwartungen, war geschätzt von seinem Fürsten und geachtet von Allen, die ihn kannten, erreichte ein hohes Alter, und hatte noch die Freude, den Ruhm seines Sohnes zu erleben. Ueber diesen Sohn findet sich folgende Stelle in einem noch vorhandenen eigenhändigen Aufsatze des Vaters:

„Und du, Wesen aller Wesen, dich hab' ich nach der Ge„burt meines einzigen Sohnes gebeten, daß du demselben „an Geistesstärke zulegen möchtest, was ich aus Mangel an „Unterricht nicht erreichen konnte, und du hast mich erhört. „Dank dir, gütigstes Wesen, daß du auf die Bitten der „Sterblichen achtest!"

Schillers Mutter wird von zuverlässigen Personen als eine anspruchlose, aber verständige und gutmüthige Hausfrau beschrieben. Gatten und Kinder liebte sie zärtlich, und die Innigkeit ihres Gefühls machte sie ihrem Sohne sehr werth. Zum Lesen hatte sie wenig Zeit, aber Uz und Gellert waren ihr lieb, besonders als geistliche Dichter. — Von solchen Eltern wurde Johann Christoph Friedrich Schiller am 10. November 1759 zu Marbach, einem würtembergischen Städtchen am Neckar, geboren.

Die Mutter hatte ihren Gatten in dem Lager besucht, wo er bei den Herbstübungen des würtembergischen Militärs sich aufhalten mußte, und in seinem Zelt fühlte sie die ersten Anzeichen ihrer nahen Entbindung. Beinahe hätte Schiller in einem Lager das Licht zuerst erblickt; doch ward es der Mutter möglich, in ihr elterliches Haus nach Marbach, von wo aus sie den Gatten besucht hatte, zurückzukehren und hier ihre Niederkunft zu erwarten. Die anmuthige Lage des Orts an einer fruchtbaren Anhöhe des Neckars, die gut eingerichtete Wirthschaft der Großeltern, wohlhabender Landleute, lassen schließen, daß das neugeborne Kind an der Brust der Mutter sich unter heitern und harmonischen Eindrücken entfaltete. Schiller zählte die Besuche, die er späterhin bei den Großeltern von Cannstadt und Ludwigsburg aus machte, zu seinen freundlichsten Jugenderinnerungen, und der Besitz eines Landgutes war immer einer seiner Lieblingswünsche.

Er war vom frühesten Alter an ein zartes Kind. Die gewöhnlichen Kinderkrankheiten griffen seinen Körper hart an, und er litt oft von krampfhaften Zufällen, die jedoch seine gute Natur bald überwand.

Schon im vierten und fünften Jahr war er auf Alles aufmerksam, was der Vater im Familienkreise vorlas, und unerschöpflich in Fragen, bis er den Inhalt recht gefaßt. Am liebsten hörte er zu, wenn der Vater Stellen aus der Bibel vorlas; zum Morgen- und Abendgebet, das der Vater im Kreis der Seinen laut sprach, eilte er von seinen liebsten Spielen herbei. Seine ältere Schwester, die er immer besonders werth hielt, und in der ein schönes Talent zur bildenden Kunst lag, gedenkt: „Es war ein rührender Anblick, den Ausdruck der Andacht auf dem lieblichen Kindergesichte zu sehen. Die frommen blauen Augen gen Himmel gerichtet, das lichtgelbe Haar, das die helle Stirn umwallte, und die kleinen mit Inbrunst gefalteten Hände gaben das Ansehen eines Engelsköpfchens. Seine Folgsamkeit und sein natürlich zarter Sinn für alles Gute und Schöne zogen unwiderstehlich an. Immer liebreich gegen seine Geschwister

und Gespielen, immer bereit, ihre Fehler zu entschuldigen, ward er Aller Liebling." Ebenfalls erinnert sich die Schwester manches Spaziergangs, den die fromme Mutter mit ihr und dem Sohne, da dieser noch Kind war, zu den nicht fern wohnenden Eltern an Sonntag-Nachmittagen zu machen pflegte. Da war sie gewohnt, ihnen das Evangelium, über das an dem Tage gepredigt ward, auszulegen. Einst, an einem Ostermontage, sprach sie über Christus, wie er in Begleitung zweier Jünger nach Emmaus wanderte, so erbaulich, daß in beiden Geschwistern die Rührung sich in heißen Thränen Luft machte.

Im Jahre 1765 schickte der Herzog von Würtemberg den Vater als Werbofficier nach Schwäbisch-Gmünd, und erlaubte ihm, in dem nächsten würtembergischen Gränzorte, dem Dorfe und Kloster Lorch, zu leben. Bei den biedern und gutmüthigen Bewohnern dieses Orts fand die Schillersche Familie die liebevollste Aufnahme. Hier fand auch Schiller an dem Sohne des Pfarrers Moser seinen ersten Jugendfreund, dessen sanfter Charakter sehr bildend auf ihn wirkte. Der Pfarrer, ein Freund des Hauses, ließ ihn Theil an dem Unterrichte seiner eigenen Söhne nehmen und machte schon im sechsten Jahre mit ihm einen Anfang in der lateinischen Sprache, im siebenten auch mit der griechischen. Seine Schwester erinnert sich, daß hier seine Neigung zum geistlichen Stande erwachte. „Oft," so erzählt sie, „stieg er auf einen Stuhl und fing an zu predigen. Mutter oder Schwester mußten ihm eine schwarze Schürze umbinden und ein Käppchen aufsetzen. Dabei sah er sehr ernsthaft aus. Was zugegen war, mußte ihm zuhören, und wenn Jemand lachte, wurde er unwillig, lief fort, und ließ sich so bald nicht wieder sehen. Diese kindischen Vorträge hatten immer einen richtigen Sinn. Er reihte einige Sprüche, die er in der Schule gelernt, passend zusammen und trug sie mit Nachdruck vor; auch hatte er sich aus den Predigten des Pfarrers gemerkt, daß diese eine Eintheilung haben müssen, und er gab seinen kindischen Vorträgen immer diese gehörige Form."

Er ging gerne in Kirche und Schule, und nur selten

wurden diese versäumt, wenn etwa ein heiterer Tag ihn und die Schwester zu einem Ausflug in die nahen Berge verlockte. Solche Abweichungen von der herkömmlichen Ordnung mußten dem strengen Vater verborgen bleiben, und die List, die hiebei aufgeboten wurde, machte sie den Kindern doppelt reizend. Eine Capelle auf einem nahen Berge, zu der der Weg durch die Leidensstationen führte, war einer der Lieblingsspaziergänge. Ein Kloster auf einer andern Anhöhe, das die Gräber der Hohenstaufen verwahrt, besuchten sie auch oft; und diese religiösen und geschichtlichen Eindrücke, in des Kindes Gemüth aufgenommen, waren vielleicht die ersten Fäden des magischen Gewebes der tragischen Darstellung, die der Genius in seiner Seele anlegte. Der Vater erklärte die Geschichtsmonumente der Gegend, auch erzählte er gern von seiner eigenen kriegerischen Laufbahn; und oft begleitete ihn der Knabe zu den militärischen Uebungen. Mannigfache Lebensbilder drängten sich so der jugendlichen Einbildungskraft auf, die im einfachen Hausleben an Innerlichkeit gewannen.

Schiller behielt immer große Anhänglichkeit an die Gegend von Lorch, und als er die Akademie verlassen hatte, war sie das Ziel des ersten Ausfluges, den er mit seiner Schwester machte. Jedem fühlenden Menschen ist das Paradies seiner Kindheitsträume werth. Doppelt werth ist es einer genialen Natur, da ihre Träume reiner und klarer sind, und das Geheimniß ihrer inneren Gestaltung sie durchweht.

Einfache, schlichte Sitte, Ehrgefühl und zarte Schonung der Frauen im Familienkreise waren die Lebenselemente, in denen der Knabe aufwuchs. Der Vater hatte den guten Ton, den das Herz lehrt. Nach einem Worte der Mutter, vermochte er nie von einem ihm allein bestimmten Gerichte zu essen, ohne es den Töchtern anzubieten. Zartgefühl, dieser Balsam für so viele Wunden des Lebens, ist vielleicht als eine ursprüngliche Stimmung der Organisation zu betrachten, als eine der Eigenschaften, der man am ersten Erblichkeit zuschreiben kann; Manier erlernt sich, jenes geht über. Schiller war von Kindheit an

wahr und gewissenhaft, und gestand gewöhnlich einen begangenen Fehler selbst ein. Er hatte kaum einen Begriff von Eigenthum, und eine seiner Hauptneigungen war, von Allem, was er besaß, Andern mitzutheilen. So verschenkte er oft die ihm selbst nöthigen Sachen. Einst bemerkte der Vater, daß er seine Schuhe bloß mit Bändern zugebunden hatte, und als er ihn darüber zur Rede stellte, sagte er: ich habe die Schnallen einem armen Jungen gegeben, der sie nur Sonntags anlegt; ich habe ja doch noch ein Paar für die Sonntage. Der gerührte Vater konnte ihm keinen Verweis geben; doch mußte er das Verschenken der dem Sohne nöthigen Schulbücher untersagen.

Im Jahre 1768 zog die Schillersche Familie nach Ludwigsburg.

Ein Freund Schillers, der Medicinalrath von Hoven in Nürnberg, mit ihm in einem Jahre geboren, und durch die Verbindung der Eltern, da die Väter beide Officiere waren und dasselbe Haus bewohnten, sein täglicher Spiel- und Schulgeselle, theilt folgende Erinnerungen aus seinem Knabenalter mit. Beide waren im neunten Jahre und widmeten sich dem Studium der Theologie. „Als Knabe war Schiller, ungeachtet der Einschränkung, in welcher er von seinem Vater gehalten wurde, sehr lebhaft, ja beinahe muthwillig. In den Spielen mit seinen Cameraden, wo es oft ziemlich wild herging, gab er meistens den Ton an. Die jüngeren fürchteten ihn, und auch den älteren und stärkeren imponirte er, weil er nie Furcht zeigte. Selbst an Erwachsene, von denen er sich beleidigt glaubte, wagte er sich furchtlos, und wenn ihm, aus welcher Ursache es seyn mochte, Jemand zuwider war, so suchte er ihn bei Gelegenheit zu necken. Indessen zeigte er bei diesen Neckereien nie bösartige Gesinnung, nur muthwillige Laune, die ihm daher auch gern verziehen wurde. Unter den Spielgesellen waren nur wenige seine vertrauten Freunde; aber an diesen hing er fest und innig, und kein Opfer war ihm zu groß, das er nicht seiner Anhänglichkeit an sie zu bringen vermocht hätte. In der Schule galt er immer für einen der besten Schüler

seiner Classe. Er faßte leicht und war fleißig. Große Ehrfurcht vor seinem Vater bewog ihn vorzüglich zum Fleiß; dieser, bei ausgezeichneten Talenten in seiner Jugend versäumt, setzte Alles daran, daß sein Sohn etwas Tüchtiges lernen sollte. Deßhalb that dieser ihm nie genug, wenn auch die Lehrer zufrieden waren; er applicirte sich ihm außer der Schulzeit nicht, wie er es wünschte, sondern sprang und spielte viel im Garten; so erfuhr er oft eine strenge Behandlung. Der Unterricht, der in dieser Schule gegeben wurde, beschränkte sich auf die gelehrten Sprachen, die lateinische und die griechische; diejenigen, die sich dem Studium der Theologie bestimmten, wurden auch in der hebräischen unterwiesen. Vor dem Eintritt in diese sogenannte lateinische Schule mußten die Knaben erst die deutsche, wo Lesen, Schreiben und Rechnen gelehrt wurde, besucht, oder in diesen Kenntnissen Privatunterricht erhalten haben. Aus der lateinischen Schule traten die, welche Theologie studiren wollten, im vierzehnten Jahre in die bekannten Klosterschulen ein, nachdem sie zuvor in Stuttgart mehrere Male die jährliche Prüfung in dem sogenannten Landexamen vor dem Consistorium bestanden hatten.[1] Schiller war bereits dreimal geprüft worden, und im folgenden Jahr 1772 sollte es zum vierten- und letztenmal geschehen, als sein Schicksal eine andere Wendung nahm.

In Ludwigsburg sah der neunjährige Knabe zum erstenmal ein Theater, und zwar ein so glänzendes, wie es die Pracht des Hofes unter des Herzogs Carl Regierung mit sich brachte. Die Wirkung war mächtig; es eröffnete sich ihm eine neue Welt, auf die sich nun alle seine jugendlichen Spiele bezogen; Plane zu Trauerspielen beschäftigten ihn schon damals. Er erzählte uns, daß er bis in sein vierzehntes Jahr mit ausgeschnittenen Papierdocken gespielt und dramatische Scenen mit ihnen aufgeführt habe. Die Neigung zum geistlichen Stand verminderte sich jedoch nicht.

[1] Daß Schiller im Landexamen gut bestand, geht aus den noch vorhandenen schriftlichen Zeugnissen hervor, die ihm der Prälat und Rector des Stuttgarter Gymnasiums, M. Knaus, ertheilte.

Die guten Zeugnisse seiner Lehrer machten den regierenden Herzog auf ihn aufmerksam, der damals eine neue Erziehungsanstalt mit großem Eifer errichtete, und unter den Söhnen seiner Officiere Zöglinge dafür aufsuchte. Die Aufnahme in dieses Institut, die militärische Pflanzschule auf dem Lustschlosse Solitude und nachherige Carlsschule zu Stuttgart, war eine Gnade des Fürsten, deren Ablehnung für Schillers Vater allerdings bedenklich seyn mußte. Gleichwohl eröffnete dieser dem Herzoge freimüthig die Absicht, seinen Sohn einem Stande zu widmen, zu welchem er in der neuen Bildungsanstalt nicht vorbereitet werden könnte. Der Herzog war nicht beleidigt, aber verlangte doch die Wahl eines andern Studiums. Die Verlegenheit war groß in Schillers Familie; ihm selbst kostete es viel Ueberwindung, seine Neigung den Verhältnissen seines Vaters aufzuopfern; aber endlich entschied er sich für das juristische Fach, und wurde im Jahr 1772 in das neue Institut aufgenommen. Indeß noch im folgenden Jahre, als jeder Zögling seine eigene Charakterschilderung aufsetzen mußte, wagte Schiller das Geständniß:

„daß er sich weit glücklicher schätzen würde, wenn er dem „Vaterlande als Gottesgelehrter dienen könnte."

Es war ein schöner Gedanke des Herzogs Carl, dem Streben seines rastlosen Geistes in der Ausbildung der geistigen Kräfte seines Volkes ein befriedigendes Ziel aufzustecken. Ermüdet von Sinneslust, Kunstgenüssen des Auslandes und den phantastischen Einfällen, die eine übertriebene Liebe zum Luxus eingab, suchte er, an der Seite einer guten deutschen Frau, in der Gründung einer idealischen Landwirthschaft und durch Errichtung eines Erziehungs-Instituts eine Beschäftigung, die der Innerlichkeit des Lebens, zu der das herannahende Alter drängt, zusagte. Welche Mängel auch bei der Persönlichkeit des Herrschers, und vorzüglich bei dessen Sucht nach Schein, an dieser Anstalt sich zeigen mochten, immer haben die Völker ihren guten Genius zu preisen, wenn die Neigung des Machthabers einen edlen und Nutzen bringenden Gegenstand ergreift. Auf heimathlichen

Boden die Kunstblüthen des Auslandes verpflanzen zu wollen, das Talent mit allen Elementen seiner Ausbildung zu umgeben, die Wissenschaft in das vielseitige Staatsleben lebendiger zu verflechten, bleibt immer eine höhere Ansicht des Herzogs Carl, die die Nachwelt dankbar anzuerkennen hat. Große Künstler und Gelehrte, bedeutende Staatsmänner gingen aus dieser Anstalt hervor.

Schillers Jugendfreund, von Hoven, der schon ein Jahr früher in die Pflanzschüle der Solitude aufgenommen wurde, gibt folgende Nachrichten von Schillers fernerer Ausbildung in derselben.

In den ersten paar Jahren nach seiner Aufnahme in dieses Institut, in welchem damals schon alles Wissenschaftliche, außer der Theologie und der Medicin gelehrt wurde, erhielt er neben dem fortgesetzten Unterricht im Lateinischen und Griechischen, auch Unterweisung in der französischen Sprache, in der Geographie, Geschichte, Mathematik und den Anfangsgründen der Philosophie. Erst im dritten Jahr, von 1774 bis 1775, fing er das Studium der Rechtswissenschaft an. In den gelehrten Sprachen, in denen er schon zu Ludwigsburg einen sehr guten Grund gelegt, machte er bedeutende Fortschritte; auch verstand er die französische Sprache bald so weit, daß er ohne Schwierigkeit ihre Schriftsteller lesen konnte, und was die genannten Vorbereitungswissenschaften betrifft, so blieb er auch da nicht zurück; besonders zog ihn das Studium der Philosophie an. Um so weniger aber gelang es ihm in der Rechtswissenschaft. Er hörte die Geschichte der in Deutschland geltenden Rechte nach Selchow, das Naturrecht, und später ein Collegium über das römische Recht. War es die Schuld der Wissenschaft selbst, oder die der Lehrer, die freilich damals nicht die vorzüglichsten waren, genug Schiller konnte diesem Studium keinen rechten Geschmack abgewinnen. Er blieb hinter seinen Mitschülern, die er in mehrern andern Lehrgegenständen übertraf, hier offenbar zurück. Ja seine Lehrer hielten ihn sogar für einen Menschen ohne Talent; wenigstens fragte einer unter

ihnen nach einer vorgenommenen Prüfung, wo Schiller auf mehrere Fragen die Antwort schuldig blieb, einen seiner Cameraden: ob die Unwissenheit Schillers von Unfleiß oder von Mangel an Kopf herrühre? Der Scharfblick des Herzogs bewahrte ihn vor den ungünstigen Folgen dieses Vorwurfs. Geübt im Abwägen geistiger Kräfte, hatte er die Anlagen des Jünglings durchschaut. „Laßt mir diesen nur gewähren, sagte „er: aus dem wird etwas."

Der Mangel an Interesse für das Studium der Rechtswissenschaft auf der einen, und auf der andern Seite das fleißige Lesen der alten Classiker, besonders der Dichter, welches er jetzt eifriger trieb als früher, wo es bloß dem Studium der Sprache galt, scheinen den Hauptanstoß zur Erweckung seines Dichtergenies gegeben zu haben. So viel ich weiß, hatte er früher nie einen poetischen Versuch gemacht, wenn man nicht einige lateinische Carmina, die er in der Schule zu Ludwigsburg verfertigte, und die Leichtigkeit, mit welcher er ganze Seiten lateinischer Distichen in wenigen Stunden zu Stande brachte, als Aeußerungen seines Dichtertalents ansehen will. Allein jetzt übte er sich nicht nur in metrischen Uebersetzungen lateinischer Dichter, sondern er fing auch an, deutsche Dichter zu lesen, und machte schon damals einige Versuche in eigenen, theils gereimten, theils ungereimten kleinen Gedichten.

Dies trieb er bis zu Ende des Jahres 1775, wo die militärische Pflanzschule zur Akademie erhoben und von der Solitude nach Stuttgart versetzt wurde. Unter andern Erweiterungen, welche dieses Institut nach seiner Versetzung in die Hauptstadt erfuhr, war auch die, daß nun auch die Medicin in demselben studirt werden konnte. Auf die Anfrage des Herzogs: welche unter den Zöglingen sich diesem Studium freiwillig widmen wollten? war Schiller einer der ersten, die sich dazu stellten.

Ohne Zweifel war der Hauptgrund dieses Entschlusses sein Widerwille gegen das Studium der Rechtswissenschaft; aber offenbar zog ihn auch die Arzneikunde selbst an; und wenn er sich

derselben auch nicht mit der ganzen Kraft seines Geistes widmete, so trieb er doch dieses Studium, besonders in den zwei letzten Jahren seines Aufenthalts in der Akademie, mit Eifer. Nicht nur wurde er von seinen Lehrern für einen der vorzüglichsten Schüler gehalten, er erhielt auch bei den jährlichen öffentlichen Prüfungen mehrere Preise. Was für seine Kenntnisse, besonders in der Physiologie, noch stärker beweist, ist eine Abhandlung, welche er zuerst deutsch, unter dem Titel: Philosophie der Physiologie, und sodann auch lateinisch ausarbeitete, und in der letzten Gestalt als Probeschrift vorlegte. Da diese Abhandlung nicht gedruckt wurde, und der Verfasser in der Folge wenig Werth darauf legte, ging sie wahrscheinlich verloren. Gewiß wäre sie der Aufbewahrung werth gewesen, nicht nur als ein zuvor nie gemachter, wohlgelungener Versuch, die Physiologie philosophisch zu bearbeiten, sondern auch als Beweis, wie gut Schiller schon damals schrieb. Auch die gedruckte Abhandlung, im Jahre 1779, vor seinem Abgang aus der Akademie geschrieben: Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen, scheint nicht so allgemein bekannt geworden zu seyn, als sie es verdiente.

So viel leistete Schiller als Candidat der Medicin, während eines vierjährigen Studiums. Aber in dieser Periode zeigte sich auch sein Beruf zum Dichter auf die entschiedenste Weise. Klopstocks Oden und die Messiade, die auch seine Seele in frommen Gefühlen erregte, waren die ersten Dichtungen, die seinen eigenen Genius befruchtend und formend ergriffen. Ein lyrisches Gedicht auf den Abend und eine Ode: der Eroberer, gehören dieser Periode an. Beide sind gedruckt; ein episches Gedicht, Moses, ging verloren.

Deutsche Dichter zu lesen, gab es auf der Carlsschule, so wie auf den meisten damaligen Unterrichtsanstalten in Deutschland, wenig Gelegenheit. Schiller blieb daher noch unbekannt mit einem großen Theil der vaterländischen Literatur; aber desto vertrauter wurde er mit den Werken einiger Lieblinge. Der schon genannte Klopstock, Utz, Haller, Lessing, Goethe und Gerstenberg waren die Freunde seiner Jugend.

Auf dem deutschen Parnaß begann damals ein neues Leben. Die besten Köpfe empörten sich gegen den Despotismus der Mode und gegen das Streben nach kalter Eleganz. Kräftige Darstellung der Leidenschaft und des Charakters, tiefe Blicke in das Innere der Seele, Reichthum der Phantasie und der Sprache sollten allein den Werth des Dichters begründen. Unabhängig von allen äußern Umgebungen, sollte er als ein Wesen aus einer höhern Welt erscheinen, unbekümmert, ob er früher oder später bei seinen Zeitgenossen eine würdige Aufnahme finden werde. Nicht durch fremden Einfluß, sondern allein durch sich selbst sollte die deutsche Dichtkunst sich aus ihrem Innern entwickeln. Beispiele einer solchen Denkart mußten einen Jüngling von Schillers Anlagen mächtig ergreifen. Daher besonders seine Begeisterung für Goethe's Götz von Berlichingen und Gerstenbergs Ugolino.

Nun wurde er mit Shakspeare bekannt, durch seinen damaligen Lehrer, den nun verstorbenen Prälaten Abel, der überhaupt sich mehrfache Verdienste um ihn erwarb, und für den er immer die herzlichste Zuneigung bewahrte. Von Hoven erhielt er zuerst die Wielandsche Uebersetzung Shakespeare's. Er trat in jugendlichem Scherz seine Lieblingsgerichte ab, um zum Besitz dieser köstlichen Bände zu gelangen. Gleich dem gewaltigen felsenentstürzenden Strome ergriff dieser mächtige Geist sein ganzes Wesen und gab seinem Talent die entschiedene Richtung zum Dramatischen. Nach Verlauf eines Jahres entstand ein Trauerspiel: Cosmus von Medici. So viel sich sein Jugendfreund, dem er es mittheilte, erinnert, enthielt es ächt tragische Scenen und vorzüglich schöne Stellen; mehrere derselben wurden später in die Räuber aufgenommen. Schiller ließ es jedoch nicht öffentlich erscheinen, wahrscheinlich weil ihm die sichere Kritik, die seinem mächtigen Verstande angeboren schien, sagte, wie sehr es nicht nur hinter seinem großen Vorbilde zurück stehe, sondern auch unter Gerstenbergs Ugolino, unter Götz von Berlichingen und Julius von Tarent gestellt werden müsse. Längere Zeit hindurch machte er keinen neuen Versuch im Dramatischen, las dagegen

Klopstocks Werke wieder anhaltender, so wie die Voßschen und Gerstenbergschen Gedichte, und sein Talent neigte sich wieder zum Lyrischen.

Er las auch in dieser Zeit fleißig historische Werke, vorzüglich die Biographien Plutarchs; auch philosophische Schriften zogen ihn sehr an, Mendelssohn, Sulzer, Lessing, Herder, vorzüglich Garve, sein damaliger Liebling unter den Philosophen, dessen Anmerkungen zu Fergusons Moralphilosophie er beinahe auswendig wußte. Es verdient noch bemerkt zu werden, daß er vorzüglich in Luthers Bibelübersetzung die deutsche Sprache studirte. In diese Periode, bemerkt von Hoven, fallen vorzüglich die Fortschritte, welche er im Studium seiner Berufswissenschaft, der Medicin, machte. Die Hallerschen Werke und die Dissertationen und Collegienhefte des vormaligen großen Lehrers der praktischen Arzneikunde zu Göttingen, des Professors Brendel, waren seine Führer.

Indessen siegte die Neigung zur Dichtkunst bald wieder über die zur Wissenschaft. Shakspeare und die vorzüglichsten deutschen Dramatiker wurden wieder vorgenommen, und bald wurde der Stoff zu einem zweiten Trauerspiele aufgesucht. Diesen gab die Geschichte eines durch seinen verstoßenen Sohn geretteten Vaters, im schwäbischen Magazin; Schiller entwarf den Plan zu den Räubern. Die Ausarbeitung dieses Trauerspiels fällt hauptsächlich in das Jahr 1780, und es war beinah vollendet, als er zu Ende dieses Jahres die Akademie verließ.

Was sein sittliches Betragen während des Aufenthalts in diesem Institut betrifft, so erinnere ich mich, sagt von Hoven, von seiner Seite keines Vergehens gegen die Gesetze, das die Vorgesetzten zu ahnden Ursache gehabt. Freilich kostete es ihm bei der Lebhaftigkeit seines Geistes und bei seiner natürlichen Liebe zur Freiheit viel Selbstüberwindung, sich immer in die eingeführte streng militärische Ordnung zu fügen; aber Energie des Charakters und seine, mehr nach Innen, als nach Außen gerichtete Thätigkeit machten ihm diese Selbstüberwindung weniger schwer. Dennoch geschah es zuweilen, daß er mit einem oder

dem andern seiner Vorgesetzten, zu denen nicht immer die verständigsten Menschen gewählt wurden, in Streit gerieth. Gewöhnlich wußte er diesen durch einen witzigen, oft sarkastischen Einfall, der glücklicherweise von jenen selten, aber desto besser von seinen Mitzöglingen verstanden wurde, abzubrechen. Wie in seinem Knabenalter, hatte er auch als Jüngling unter den dreihundert Zöglingen der Akademie nur wenig vertraute Freunde. Bei seiner Wahl sah er eben so sehr, ja beinahe mehr, auf die Güte des Herzens und Haltung im Charakter, als auf ausgezeichnete Geistestalente. Wen er für gemein, unzuverläßig, niedrig, bösartig hielt, den verachtete er, und wenn er nähere Berührungen nicht vermeiden konnte, so betrug er sich gegen ihn mit zurückschreckender Kälte. Beschränkte Menschen ertrug er; Beschränktheit, mit Dünkel gepaart, ward von ihm geneckt, während eben diese, mit Güte des Herzens verbunden, gegen die Neckereien Andrer an ihm immer einen Beschützer fand.

Von Hoven, dem wir diese Erinnerungen aus den Jünglingsjahren Schillers verdanken, und Zumsteeg, der sich später als Tonkünstler und Componist auszeichnete, waren die Freunde in der Akademie, denen er sich am offensten mittheilte. Jedes vollendete Gedicht componirte Zumsteeg sogleich, und v. Hoven theilte er, bei gemeinsamem Studium der Arzneiwissenschaft, auch seine philosophischen Ansichten mit. Es war ein schönes Geistes- und Herzensleben unter den Jünglingen, das sich als Männerfreundschaft immer erhielt.

Schiller bemerkte gegen uns im reiferen Alter, daß die Vielseitigkeit der Ausbildung, die sich viele andere Zöglinge in der Akademie erworben, gerade für ihn verloren gegangen sey. Ein Commandowort konnte den innern Kreislauf seiner Ideen nicht fesseln. Von einem Lehrsaal in den andern folgte ihm seine Bilderwelt, und die Worte des Lehrers wurden oft nur unwillig vom Gedächtniß aufgenommen. Doch verkannte er die großen Vortheile dieser Anstalt nicht. Mangel an freier Bewegung, die diesem Alter so nöthig ist, war ein Hauptübel, das sie veranlaßte. Dieses führte Krankheitsanlagen herbei, die das Leben

mancher Zöglinge trübten und abkürzten. Auch die Unfähigkeit mehrerer Aufseher, ein reines Urtheil über die Fähigkeiten und Moralität der Knaben fällen zu können, nährte ein dumpfes Gefühl erlittener Ungerechtigkeit. Viele ausgezeichnete Lehrer erhielten aber die reine Empfindung der Achtung und Liebe in den jungen Gemüthern, und die gute Natur warf die widrigen Eindrücke wieder aus. Es zeugt für des Herzogs Charakter und hellen Verstand, daß er durch häufige persönliche Gegenwart Selbstgefühl in den Jünglingen zu wecken und zu nähren suchte, durch Unterredung mit ihnen sie zu anständiger Aeußerung veranlaßte. Er zeigte seine wissenschaftlichen Kenntnisse gern. Er warf Fragen auf, die die Zöglinge beantworten mußten, und veranlaßte gelehrte Discussionen. Freiheit der Aeußerungen und Geistesgegenwart erhielten seinen Beifall. Der dadurch gewonnene gewählte Ausdruck in deutscher Sprache blieb ein Gewinn fürs Leben, so wie die Gewandtheit, das, was man zu sagen hatte, in eine anständige Form zu kleiden. Auch witzigen Einfällen lächelte der fürstliche Erzieher, selbst wenn sie an Unbescheidenheit gränzten. Die dem Geschäftsmanne so nothwendige Fähigkeit, immer zu allem bereit zu seyn, Alles richtig zu fassen, und von einem Geschäft zum andern mit voller Besonnenheit überzugehen, ist selten dem von der Natur zum Dichter bestimmten erreichbar; doch hatte sich Schiller etwas davon angeeignet.

Die klösterliche Einschränkung der Jünglinge, die, aus der Freiheit ihres Familienkreises gerissen, hinter Mauern von der Welt durch eiserne Thoren und Schildwachen geschieden wurden, mußte ihnen hart und drückend erscheinen. Die Mütter und noch unerwachsene Schwestern durften am Sonntag Söhne und Brüder besuchen. Die Eingeschlossenen vernahmen, wie sich die Welt um sie her bewegte, träumten von Genüssen, die ihnen als unerreichbar doppelt reizend erschienen; und wenn sie aus dem Kreise der Ihrigen in ihre öden Säle zurückkehrten, mußte die Sehnsucht nach Freiheit, mit Unmuth gepaart, sie ergreifen. Außer ihrer Familie war die Gräfin von Hohenheim, die mit dem Herzog die Akademie besuchte, das einzige weibliche Wesen, das die Zöglinge

sahen. Zur Belohnung guter Aufführung und des Fleißes durften sie mit ihr und dem Herzoge speisen.

Man kann sich vorstellen, wie unter den dargestellten Umständen die Leiden Werthers, die durch die eisernen Pforten der Akademie gedrungen waren, auf Schiller wirken mußten. Dieser Roman ward von ihm und seinen Freunden verschlungen, und, wie dieses in jugendlichen Gemüthern oft der Fall ist, er regte, gleich einem über das Meer fahrenden Sturm, in ihnen den Dichtungstrieb zu schwellenden Wogen auf. Die Jünglinge machten den Plan zu einem gemeinsamen Romane, einem zweiten Werther, der aber ungeschrieben blieb. Auch Siegwart hatte sich eingeschlichen. Dieses einfache, herzvolle Gemälde der schönen Jugendliebe zog Schillern sehr an. Er sagte uns, daß er oft am einsamen vergitterten Fenster über seinen Lilien, die er in Scherben an demselben zog, stundenlang in den von diesem Buche erweckten Gefühlen geschwärmt habe. Das Anschauen Goethens, der mit dem Herzoge von Weimar die Pflanzschule besuchte, erregte ihn mächtig. Wie gern hätte er sich ihm bemerkbar gemacht! Ein Blick, ein Wort des gefeierten Genius, der tausend Klänge in seiner Seele angeregt, was wären diese für ihn gewesen! Goethe konnte nicht ahnen, daß ihn ein Geist begrüßte, ihm ein Herz zuschlug, dem erst eine späte Folgezeit vergönnte, sich in reiner Freundschaft gegen ihn zu erschließen.

Daß in der Abgeschlossenheit vom wirklichen Leben und all seinen freundlichen Eindrücken, in den strengen militärischen Banden der Akademie, die productive Phantasie zuerst grelle und gigantesk Formen, wie sie in den Räubern da stehen, ergriff, war natürlich. Tiefe Ehrfurcht vor dem Recht, das heilige Sehnen nach verlorner Unschuld, diese reinen Grundzüge der energischen und reichen Jünglingsseele, gaben diesem Product einen eignen Zauber, der mit der Gewalt dramatischer Darstellung wirkend, den Enthusiasmus, womit das Publikum die Räuber aufnahm, erklärt.

Der Odem der Freiheit, einer edlen Seele Lebensluft, hatte ihn aus seinem Plutarch angeweht. Dieser befruchtende Geist, der so viele Geistesvermögen in allen Arten des Daseyns

hervorgerufen, da er in ächt menschlichem Sinn alle Individuen in ihrer Natürlichkeit ergreift, während die richtende Wage des Wahren und Guten in der harmonisch gebildeten Seele nie schwankt, erhob Schillers Vorstellungsart zum Großen und Allgemeinen. Die engen Weltbande, die ihn umgaben, wurden durch Bilder der Vorzeit zersprengt. Er wollte nur höhere Naturen darstellen in Tugend und in Laster, und wenn er das gemeine Leben ergriff, so war es von der komischen Seite. Schillers Schwester erzählt: Die Zöglinge der Akademie durften Abends nur bis zu einer bestimmten Stunde Licht brennen. Da gab sich Schiller, dessen Phantasie in der Stille der Nacht besonders lebhaft war, und der in den Nächten sich gern selbst lebte, was der Tag nicht erlaubte, oft als krank an, um in dem Krankensaale der Vergünstigung einer Lampe zu genießen. In solcher Lage wurden die Räuber zum Theil geschrieben. Manchmal visitirte der Herzog den Saal; dann fuhren die Räuber unter den Tisch; ein unter ihnen liegendes medicinisches Buch erzeugte den Glauben, Schiller benutze die schlaflosen Nächte für seine Wissenschaft.

So mit der Wirklichkeit gespannt, trat er aus der Akademie in die Welt, als ihm seine Probeschrift: Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen, ihre Pforten eröffnete. Er wurde im December 1780 als Regimentsmedicus bei dem Regimente Augé angestellt. Diese Art der Anstellung, die ihn in den strengen Banden militärischer Verhältnisse erhielt, war ihm zuwider.

Es ist eine Frage, die er im späteren Leben oft an sich selbst that, ob er im freieren bürgerlichen Verhältniß sich nicht der Medicin mit Eifer und Glück für immer würde gewidmet haben? In verschiedenen Lebensepochen entstand diese Idee wieder in ihm, und immer behielt er große Vorliebe für diese Wissenschaft. Ein geschärfter Blick in die menschliche Natur, ein feines Auffassen aller individuellen Zustände blieb ihm immer als Gewinn dieses frühern Studiums. Er fürchtete oft, die Liebe zur Wissenschaft hätte ihn als praktischen Arzt zu allzukühnen Fragen an die Natur verleiten können. Aber sein Herz und seine

Sympathie mit jedem menschlichen Leiden hätten ihn sicher vor jedem Uebermaße geschützt.

Seine Dienstgeschäfte veranlaßten natürlich eine Pause in seinen dichterischen Arbeiten; er legte sich selbst ein strenges Gelübde auf, den Lockungen der Muse zu widerstehen. Seine Zeitgenossen behaupten, daß er sich als praktischer Arzt durch Geist und Kühnheit, aber nicht im gleichen Grade durch Glück ausgezeichnet habe.

Lange konnte diese Entsagung bei einem so mächtigen Talente nicht dauern. Mehrere kleine Gedichte entstanden, die Kindesmörderin, die an Laura und verschiedene andere, die zum Theil nicht öffentlich bekannt wurden. Die Gedichte an Laura verdanken wir einem Liebesverständniß mit einer mehr geistreichen als schönen Nachbarin; sie scheinen mehr das Erzeugniß eines ihm bis jetzt unbekannten exaltirten Gefühls, als wahrer Leidenschaft für den bestimmten Gegenstand entsprungen. Sinnentaumel, jugendliche Thorheit übten auch, nach der so lang entbehrten Freiheit, ihre Macht, und Finanzverlegenheiten, ihre natürliche Folge, führten oft sehr trübe Stimmungen für unsern Freund herbei. In einer Stadt, die zu allen Lebensgenüssen einlud, in der das frühere Beispiel des Herrschers das Band der Sitte, besonders in der Hofwelt, sehr locker gemacht hatte, und wo die Familien, in denen alte Zucht und Ordnung herrschte, sich in strenger Zurückgezogenheit hielten, mußten dem Jünglingsalter manche Klippen drohen. Die Nähe der Familie, die auf der Solitude wohnte, und an der er immer mit herzlicher Liebe hing, der Wunsch, ihre Erwartungen von ihm nicht zu täuschen, besonders eine Warnung im weichen Liebeston der Mutter, hielten den jugendlichen Leichtsinn in Schranken und stellten das Gleichmaß wieder her. Auch erhielt im Umgang mit aufstrebenden Jugendfreunden, zu denen sich Haug und Petersen gesellten, die Geistigkeit immer die Obergewalt über das sinnliche Leben. Er entschloß sich zur Herausgabe der Anthologie, wovon nur ein einziges Bändchen (auf das Jahr 1782) erschienen ist.

Der Herzog blieb immer aufmerksam auf Schillers emporstrebendes Talent. Einige Gedichte, besonders eines auf den

Tod eines Officiers, das ihm verschiedene Seiten der fürstlichen Existenz zu verletzen schien, erregten sein Mißfallen. Ob es ihm gleich schmeichelte, auch einen Dichter aus seiner Pflanzschule hervorgehen zu sehen, so sollte dennoch die Art der Dichtung in eine ihm gefällige Form gegossen seyn, und freie Gesinnung lag außer der Sphäre dieses Herrschersinnes. Bemerkenswerth ist es immer, wie jede Aeußerung des Geistes seinen hellen Verstand ansprach und seine Neigung gewann. Schiller bemerkte in mehreren kleineren Handschreiben des Herzogs, die dessen Verhältniß zu ihm veranlaßte, daß dieser sogar seine damalige Schreibart, in der oft Gedankenstriche vorkamen, nachahmte.

Die Jahre 1780 und 1781 gehören zu den entscheidendsten in Schillers Leben; im letzteren wurden die Räuber gedruckt, zu denen er keinen Verleger fand; er mußte den Druck auf eigene Kosten veranstalten. Um so erfreulicher war ihm der erste Beweis einer Anerkennung im Auslande, als ihn schon 1782 der Hofkammerrath und Buchhändler Schwan in Mannheim zu einer Umarbeitung dieses Werks für die dortige Bühne aufforderte.

Einen ähnlichen Antrag, der zugleich auf künftige dramatische Produkte gerichtet war, erhielt er kurz darauf von dem Director des Mannheimer Theaters selbst, dem Freiherrn von Dalberg. Was Schiller hierauf erwiderte, ist noch vorhanden, und es ergibt sich daraus, wie streng er sich selbst beurtheilte, wie leicht er in jede Abänderung willigte, von deren Nothwendigkeit man ihn überzeugte; aber wie wenig auch diese Willfährigkeit in Schlaffheit ausartete, und wie nachdrücklich er in wesentlichen Punkten, selbst gegen einen Mann, den er hochschätzte, die Rechte seines Werks vertheidigte.

Die Atmosphäre des Stuttgarter Lebens wurde indessen immer trüber und drückender für Schiller. Noch hatte der fürstliche Erzieher seinen Zögling nicht aufgegeben, noch hoffte er sein Talent auf eine vorgeschriebene Bahn zu leiten; er ließ ihn zu sich kommen, warnte ihn auf väterliche Art vor Verstößen gegen den bessern Geschmack, wie er solche häufig in seinen Produkten finde, wobei Schiller nicht ungerührt bleiben konnte. Aber

dem Befehle, ihm alle seine poetischen Produkte zu zeigen, Genüge zu leisten, war Schillern unmöglich, und seine Weigerung wurde natürlicher Weise nicht wohl aufgenommen. Kein einsichtiger und wohlwollender Vermittler fand sich, und eine offene, freie Discussion war in diesem Verhältniß nicht leicht möglich. In Hinsicht auf die nothwendige Lebensklugheit und den guten Geschmack hätte sich Schiller mit dem scharfen und feinen Verstand des Herzogs sonst wohl zusammen gefunden, und ein motivirtes Urtheil hätte zu beider Vortheil entspringen können.

Auch auswärtige Beziehungen hatten den Herzog gegen die Räuber gereizt. Eine Stelle, wodurch sich die Graubündner beleidigt fanden, veranlaßte eine Beschwerde. Einflüsterungen des Hofcirkels, dem der Laut freier Menschheit immer ein widriger Ton ist, deuteten auf Symptome einer bedenklichen Gesinnung in diesem Stücke, die dem edlen freien Geiste fern lagen, der nur nach Genuß seiner eigenen Kräfte rang, der umgebenden Welt fremd war, und ihre Bilder nur durch die farbige Wolke seiner Phantasie aufnahm. Alles gewann eine falsche Wichtigkeit und verband sich, den jugendlichen Geist zu unterdrücken, der alle Schranken zu durchbrechen drohe. Die Stimme der Neigung für seinen Zögling schwieg in des Herrschers Busen, die Gewohnheit, der Herrscherlaune zu folgen, siegte, und es erging der Befehl an Schiller, gar nichts mehr, außer im medicinischen Fache drucken zu lassen.

Die Eröffnung anderer günstiger Aussichten sollte diesen Befehl mildern; aber wie konnte sich der Jüngling, in dessen Geist eine Fülle neuer Schöpfungen aufsproßte, einem solchen Befehl, einer solchen Beschränkung beugen? Dieser war auch für seine äußere Lage um so drückender, je günstigere Aussichten sich ihm durch das Glück, welches sein erstes Trauerspiel gemacht, eröffneten. Auch hatte er sich mit dem Professor Abel und dem damaligen Bibliothekar Petersen in Stuttgart vereinigt, um eine Zeitschrift unter dem Titel: „Würtembergisches Repertorium der Literatur," herauszugeben, zu deren ersten Stücken er einige Aufsätze: Ueber das gegenwärtige deutsche

Theater; der Spaziergang unter den Linden; eine großmüthige Handlung aus der neuesten Geschichte, und verschiedene Recensionen, vorzüglich eine sehr strenge und ausführliche über die Räuber lieferte.

Diese letztere ist auch in Hinsicht auf Schillers Charakter merkwürdig. Er hatte ein edles und großes Gefühl seines Talents; aber seine Produkte sah er, wenn sie vollendet waren, mit freiem Geiste an, und fühlte klar jeden Mangel und Fehlgriff. Da er sich selbst immer im neuen Werden und steigend empfand, sah er ein künftiges vollkommeneres Werk in dem vorhandenen aufkeimen, entfernt von der Beschränktheit dürftiger Naturen, die auf jedem ihrer Erzeugnisse verweilen, als habe es ihre ganze Kraft erschöpft.

Die schriftlichen Verhandlungen mit Herrn von Dalberg endigten sich zu beiderseitiger Zufriedenheit. Die Räuber wurden im Januar 1782 in Mannheim aufgeführt und Schiller zur Vorstellung eingeladen. Herrn von Dalbergs edlem Eifer für die deutsche Bühne und seinem einsichtsvollen sichern Blicke in Schillers aufstrebenden Genius haben wir vielleicht dessen frühere Produkte zu verdanken. Untergehen konnte der Tragiker nicht in ihm; aber ob sich ohne Aufmunterung, in den engen Banden seines Verhältnisses die Flügel seines Geistes so früh entfaltet hätten, ob ein Don Carlos in Stuttgart entstanden wäre? Dies ist zu bezweifeln.

An Urlaub in ein fremdes Land war nicht zu denken; Schillers Reise nach Mannheim mußte heimlich geschehen. Zum erstenmal ward er den tiefen und lebhaften Eindruck gewahr, den sein Talent machte. Die Darstellung der Schöpfung seines Geistes unter dem Zujauchzen der begeisterten Menge war wohl die duftendste Blüthe des Ruhms, welche die Musen dem Jüngling darreichen konnten. Mit Rührung bezeichnete in späterer Zeit ein Freund den Platz, wo Schiller unerkannt im Theater stand; nur Herr von Dalberg und der geheime Rath Klein wußten um das Geheimniß.

Welche Revolution dieser Ausflug in ein fremdes Land, der

erste in seinem Leben, in Schillers Gemüth und Denkweise bewirken mußte, ist jedem begreiflich, der lange in Fesseln enger Verhältnisse geschmachtet. Der Anblick der wohlgebauten Stadt an dem herrlichen Strome, die weite, an Dörfern und Städten reiche Fläche, von den blauen Vogesen begränzt, entzückten ihn, und Alles schien ihm herrlicher, vom goldnen Duft der Freiheit umsponnen. Das freie heitere Leben des Geistes unter so vielen gebildeten Beschützern, die sich ihm wohlwollend näherten, der Geist der Liberalität, der unter der Regierung des kunstliebenden, mildgesinnten Churfürsten herrschte, das damals in Deutschland vorzüglichste Theater unter des einsichtigen Dalbergs Direction, Alles regte ein neues Leben in ihm auf. Ein idealischer Schimmer umstrahlte den Geist des jungen Dichters, des Ruhmes Zauber lockte ihn in ferne Weiten, und Welt und Nachwelt schienen ihn mit Liebe zu umfassen.

Zur zweiten Vorstellung der Räuber, im Mai 1783, wagte er wiederum eine heimliche Reise; um sie ausführen zu können, ließ er sich als krank angeben; sie wurde entdeckt, und natürlich militärisch mit Arrest bestraft. Während dieses Arrestes war es, wo er den Plan zu Cabale und Liebe entwarf, und so erklären sich leicht die etwas grellen Situationen und Farben dieses Stückes. Auch die Idee zur Verschwörung Fiesco's entstand damals, die ihn mehr anzog und die er noch großentheils in Stuttgart ausführte.

Schillers Verbindungen in Mannheim hatten während seiner Besuche daselbst an Bestimmtheit gewonnen. Die hohe Stufe, auf der die Schauspielkunst stand, und besonders Ifflands Darstellung des Franz Moor, hatte begeisternd auf ihn gewirkt. Die Aussicht auf ein schönes poetisches Leben zog ihn unwiderstehlich an. Aber gleichwohl wünschte er Stuttgart nur mit Erlaubniß des Herzogs zu verlassen. Diese hoffte er durch den Freiherrn von Dalberg auszuwirken, und seine Briefe an denselben enthalten mehrere dringende Gesuche um eine solche Verwendung. Der Erfüllung dieser Bitte mochten Schwierigkeiten entgegentreten; der Gedanke zur Flucht wurde lebendig in ihm.

Dienstversäumnisse, die aus seiner vorherrschenden Beschäftigung mit der Dichtkunst und aus anderweitigen schriftstellerischen Arbeiten entspringen mußten, Klagen, witzige Einfälle über den Zwang des Geistes unter Despoten-Willkür, die dem Herrscher hinterbracht wurden, reizten diesen immer mehr gegen den Zögling, um so mehr, da die Anerkennung seines Talents ihm bekannt wurde, und er ihn gern als sein Geschöpf angesehen hätte.

Gutmüthige Vermittler schlugen Schillern vor, den Herzog durch ein Lobgedicht zu versöhnen; und es boten sich in der That manche Anlässe dar, die einen Schwächeren wohl zu einem solchen hätten bestimmen können. Durch die Weisheit eines früheren Regenten des Landes bestand eine freisinnige Verfassung in Würtemberg, deren wohlthätige Spuren sich noch erhalten hatten, und mit denen selbst der gewaltige Herrschersinn des Herzogs Carl sich abfinden mußte. Ein reger Antheil am öffentlichen bürgerlichen Wesen herrschte im Lande, und unter den Jünglingen erzeugte sich das schöne Gefühl, einem Ganzen anzugehören, dessen Bestand auf der Ausbildung ihrer geistigen Kräfte ruhte. Persönlich fühlte sich Schiller dem Herzoge zur Dankbarkeit verpflichtet, und Aeußerungen des früher genossenen Wohlwollens tönten noch in einer kindlichen Zuneigung nach, die ihm durch's ganze Leben blieb. Die zärtliche Liebe für seine Familie, deren Glück der Herzog in einer Aufwallung des Zorns für immer zerstören konnte — denn der Vater erhielt die Seinigen nur durch seinen Gehalt in Wohlstand — mußte tausend Besorgnisse erregen. Wie viele Motive lagen in diesem Allem, um der Leyer des Dichters einen falschen Klang zu entlocken! Aber der gute Genius siegte. Der hohe Begriff von der Dichtkunst, daß sie sich immer frei von kleinen Zwecken, nur in den heiligen Regionen des Guten und Wahren erhalten müsse, dieser Begriff, der sein ganzes Leben beherrschte, bewährte sich hier als That im Jünglingsalter, und unter Umständen, die Festigkeit der Sinnesart und Energie der Seele bewiesen. Kein unbändiger Starrsinn lag in ihm, der nur aus beschränktem Dünkel entsteht. Seine Freiheitsliebe war mit klarer Verstandesansicht und einer tiefen

Ehrfurcht vor Gesetz und Ordnung verschwistert; selbst das Anständige, Hergebrachte in den Formen der Gesellschaft beleidigte er, aus angeborner Feinheit, nicht gern; aber Unterdrückung der schönsten Kräfte der Menschheit, Opfer, die nicht dem allgemeinen Besten, sondern der Willkür despotischer Launen gebracht werden sollten, widerstrebten seinem ganzen Wesen.

Harte und drohende Aeußerungen kamen Schillern zu Ohren; Mißmuth und Mißtrauen wuchsen. Des Dichters Schubart Schicksal, der auf der Bergfeste Hohenasperg durch jahrelange Gefangenschaft für sein Gedicht, die Fürstengruft, büßte, in welchem er durch Erinnerung an das allgemeine Loos der Sterblichen, Tod und Auflösung, etwas zu grell an den Wechsel der Erdengewalt gemahnt und die Fürsten vor dem Mißbrauch derselben gewarnt hatte, lag als bedenklicher Hintergrund im Stuttgarter Dichterleben. Schiller hatte keine nähere Verbindung mit Schubart, als daß er ihn einmal auf der Festung aus Theilnahme an seinem Schicksal besuchte, wie viele Andere thaten. Der rührende Klagegesang: „Gefangner Mann, ein armer Mann" tönte von dem Berge durch die Gefilde und bewegte die Herzen. Mehrere Fürsten Deutschlands verwendeten sich für des Dichters Befreiung.

Um seinen Abschied aus dem Dienst durfte Schiller als Zögling der Akademie nicht anhalten; ja er mußte fürchten, durch solch ein Gesuch den Zorn des Herzogs aufs äußerste zu reizen. Schwermüthigen Sinnes erwog er seine Lage, und nicht ohne harten Kampf faßte er den Entschluß zur Flucht.

Mit weichem, liebendem Herzen hing er an den Seinen, deren Existenz er in Gefahr stürzte; auch der Vorwurf der Undankbarkeit gegen den fürstlichen Erzieher und Versorger lastete auf seinem Herzen, das immer fest an den Gesetzen der Ehre hielt. Aber sich selbst aufgeben — denn die Muse war sein Selbst — wie vermochte es der Jüngling? Die Lockung zur Freiheit auf des Ruhmes Sonnenbahn, die sich ihm eröffnete, die dichterische Welt, die sich in seinem Innern bewegte, die vielfältigen Plane, die er entworfen, wie konnte er das alles der Willkür des Herrschers opfern, die die Flügel seines Geistes zu fesseln sich unterfing?

Goldene Träume von Glück und Ruhm, von einer Lage, in der er den Seinen einst Alles vergelten könnte, was sie vielleicht um ihn erdulden mußten, umschwebten ihn; auch die Hoffnung, den beleidigten Herrscher durch die Macht seines Talents in der Folge zu versöhnen, und ihn von der Ungerechtigkeit seines Ausspruchs durch Thaten des Genius zu überzeugen, gesellte sich ihm tröstend zu.

Während die Stadt mit den Zubereitungen zum Empfang des Großfürsten Paul und seiner Gemahlin, einer gebornen Prinzessin von Würtemberg, beschäftigt war, der Hof auf glänzende Feste dachte, wobei aller Reichthum der Kunst und Natur aufgeboten werden sollte, während die fröhliche Jugend Antheil an der allgemeinen Festlichkeit nahm, und die schaulustige Menge aus den Thoren der Stadt hinausströmte, um sich an dem Anblick der Fürsten zu weiden, ging Schiller unbemerkt den entgegengesetzten einsamen Weg, in einer schönen Sommernacht, um seinem Vaterlande auf lange Zeit Lebewohl zu sagen. Mit der Freiheit, mit dem Gefühl, er könne nun sein Talent ohne äußere Beschränkung wirken lassen, glaubte er Alles gewonnen zu haben; seine Zukunft bedachte er wenig. So warf er sich, ohne hinlängliches Geld, ohne eine bestimmte Aussicht, der fremden Welt in die Arme; aber eine sehr trübe Stimmung mußte natürlich folgen.

Zweiter Abschnitt.

Aufenthalt in Mannheim, in der Umgegend und in Bauerbach.

Sein erster Zufluchtsort war Mannheim. Auf den Schutz des Freiherrn von Dalberg durfte er zählen. Der Buchhändler Schwan nahm ihn freundschaftlich in seinem Hause auf. Er selbst, ein kenntnißreicher, gebildeter Mann, und seine liebenswürdige Familie zeigten ihm in Achtung und Zuneigung, wie sehr sie sein Talent und seinen persönlichen Umgang zu würdigen wußten. Ein bestimmter Aufenthalt und eine Anstellung in Mannheim hatten aber ihre Schwierigkeiten, bevor man wußte, wie der Herzog von Würtemberg das Verlassen seines Dienstes aufnehmen, und ob ein entscheidender Schritt gegen ihn geschehen werde.

Schiller lebte abwechselnd in Oggersheim, einem Städtchen in der Nähe von Mannheim, auf kleinen Reisen in der Umgegend und nach Frankfurt, unter dem Namen Schmidt. Ein Freund, dem er sich immer dankbar verpflichtet hielt, Streicher, unterstützte ihn mit Geld, auf großmüthige Weise, da er selbst damals nicht reich war. Gegen seine Mannheimer Beschützer scheint er seine Verlegenheiten der Art nicht bestimmt ausgesprochen zu haben. Aus einer Art von Stolz wollte er sich lieber Freunden verpflichten, die sein Herz kannten und an seinen redlichen Willen glaubten, empfangene Dienstleistungen in günstigerer Lage zu erstatten. Nur an Dalberg, der sich ihm als theilnehmender, freundlich gesinnter Gönner bewährt hatte, wandte er sich Einmal in der dringendsten Verlegenheit, gleich

nach seiner Flucht; es ist die Bitte eines für den Augenblick Unbemittelten, aber nicht Mittellosen. Es wird mir ein Leichtes seyn, schreibt er, bei'm nächsten Stück, das ich schreibe, die ganze Rechnung zu tilgen. In dieser Zeit, besonders während eines Aufenthalts von sieben Wochen in einem Wirthshause zu Oggersheim, arbeitete er den Fiesco aus, der ihn mit dem Theater in Mannheim in engere Verbindung setzen und seine dortige Niederlassung gründen sollte.

Ungeschicklichkeit in ökonomischen Einrichtungen, die aus Unbekanntschaft mit der Welt entsprang, Momente des jugendlichen Leichtsinns, zu denen das Leben mit der Theaterwelt lockte, und die sich immer durch Reue und Schwermuth rächten, trübten die ganze Lage. Auf einer Wanderung nach Frankfurt am Main überfiel ihn das Gefühl der Einsamkeit und Hülflosigkeit mit tieferer Wehmuth. Sehr düstere Augenblicke, so erzählte er uns, brachte er auf der Sachsenhäuser Brücke zu.

Die reichen, lachenden Ufer des schönen Stromes luden zu Genuß und Freude, während Gram und Sorgen sein Herz beklemmten. In der volkreichen Handelsstadt, deren weitgreifender Verkehr an den Zusammenhang mit ganz Europa erinnerte, wo Reichthum und Ueberfluß, Behaglichkeit und sorgloses Leben die wohlgebauten Häuser füllten, ergriff ihn sein isolirtes Daseyn in bitterem Schmerz. Aus der Natur tönt dem Einsamen immer eine Stimme des Trostes; aber die Einsamkeit in der lebenvollen, genießenden Welt verödet den Geist, zumal wenn das Mittel zum Genuß fehlt, und die Herzen der Menschen, die vielleicht ein vertrauliches Wort zu Wohlwollen eröffnet hätte, dünken dem armen Einsamen eisern und verschlossen.

Aber Trost und Hoffnung bringt der gute Genius oft unerwartet; er verließ auch unsern Freund nicht. Als er traurig durch die Straßen wandelte, kam er an das Haus eines Buchhändlers, mit dem er einigen Verkehr hatte, und der sich auch nicht abgeneigt bewiesen hatte, Unterhandlungen mit ihm anzuknüpfen. Unbekannt und still seinen Betrachtungen nachhängend,

stand er im Buchladen, als er eine Stimme mit Lebhaftigkeit nach den Räubern fragen hörte. Es entspann sich ein Gespräch, woraus er vernahm, wie sehr die ersten Klänge seiner Muse die Welt in Bewegung gesetzt, und wie viel man von seinem Genius erwarte. Muth und Selbstgefühl waren in ihm zurückgekehrt, und die Ahnung, die die Folgezeit so schön bewährte, daß sein Name die Bühnen Deutschlands und die aller gebildeten Nationen Europas füllen würde, trug ihn, gleich einer sanft einhüllenden Wolke, über die enge düstere Gegenwart hinweg.

In Mannheim verflochten ihn seine Verhältnisse immer mehr mit der Theaterwelt. Iffland, Beck, Böck, der durch den Tod früh der Kunst entrissen wurde, waren vormalige Mitglieder der Weimarischen und Gothaischen Bühnen, die unter Eckhof eine vorzügliche Ausbildung gewonnen hatten; aus ihnen ging Ifflands großes Talent hervor, und begann schon als Stern erster Größe in der deutschen Schauspielwelt zu leuchten. Es war ein günstiges Geschick, das den großen Tragiker und den großen Schauspieler Zeitgenossen werden ließ. Ein Talent bot dem andern die Hand, und ein freundliches Verhältniß blieb im Leben und Wirken immer zwischen beiden lebendig. Becks Frau, eine der liebenswürdigsten Schauspielerinnen, die Schiller gerne durch eine ihr ganz zusagende Rolle erheben wollte, bewog ihn, Cabale und Liebe auszuarbeiten, wo ihr Talent in der Rolle der Louise Millerin sich zum schönsten entfalten sollte.

Die Aufführung des Fiesco, und die von Herrn von Dalberg für diesen Zweck nöthig erachteten Veränderungen scheinen mancherlei Schwierigkeiten und Häckeleien erzeugt zu haben, die Schillern empfindlich reizten. Die vielleicht zu hoch gespannten Erwartungen des Jünglings blieben unbefriedigt; Verdrießlichkeit und Mißlaune trübten die ganze Lage. Obgleich von Seiten des Herzogs von Würtemberg keine auf Feindseligkeit deutenden Schritte gegen Schillern geschahen, auch seine Familie gar keine Unannehmlichkeiten erfuhr, so war dennoch dies Schweigen selbst noch ängstlich und drohend. Immer blieb es ungewiß, ob man ihn nicht aus der benachbarten Pfalz zur Rückkehr nöthigen werde. Ein

sicherer, verborgener Aufenthalt, wo er ruhig seine entworfenen Dichtungsplane ausführen könnte, wurde in ihm zum lebhaftesten Wunsche, zum dringenden Verlangen.

In der Carlsakademie hatte sich ein Verhältniß angeknüpft, welches Einfluß auf Schillers ganzes Leben gewann. Wilhelm von Wolzogen, der älteste Sohn eines durch Wissenschaft und Charakter ausgezeichneten Edelmanns in Franken, den der Tod seiner Familie zu früh entriß, und einer trefflichen Mutter, wurde mit drei Brüdern in demselben Institut erzogen. Da er einige Jahre jünger als Schiller war, und beide in verschiedenen Lehrabtheilungen gebildet wurden, fanden sich während des akademischen Lebens wenige Berührungspunkte. Aber als Schillers Gedichte und die Räuber den Flug seines Genius ankündigten, faßte Wilhelm von Wolzogen eine herzliche Zuneigung zu dem jungen Dichter. Wie es in seiner edlen Natur lag, alles Vorzügliche und Große anzuerkennen, zu lieben und dessen Gedeihen zu befördern, so nahm er auch innigen Antheil an Schillers Schicksal, und empfahl ihn seiner Mutter. Diese, eine Frau von seltener Herzensgüte, scheute kein Opfer, wenn es dem Glück ihrer Freunde galt. Mit vier Söhnen und einer Tochter, denen sie im reichsten Sinne des Wortes Mutter war, in beschränkten Glücksumständen, lebte sie oft auf dem Familiengute, wo sie sich ein kleines Haus erkauft hatte, da bei der Erbabtheilung das Gut mit der Herrschaftswohnung dem älteren Bruder zugefallen war. Hülfreich und wohlthätig zu seyn war ihre Natur. Ihr lebendiges Herz und ein angeborner Sinn für alles Gute und Schöne machten ihren Umgang anmuthig und wünschenswerth, und erwarben ihr überall Freunde. Die Gräfin von Hohenheim, nachmalige Herzogin von Würtemberg, interessirte sich lebhaft für sie und ihrer Söhne Schicksal. Häufige Reisen nach Stuttgart erhielten dieses Verhältniß und verflochten sie in mancherlei andere Verbindungen. Schiller schloß sich mit wahrhaft kindlicher Liebe an diese gute Frau an; auch wurde sie bald mit seiner Familie bekannt, deren Sorge bei seiner Entfernung von Stuttgart ihr die innigste Theilnahme einflößte. Da Schillers

Lage in Mannheim immer düsterer wurde, und dringendes Verlangen nach einem andern Aufenthalt ihn ergriff, bot ihm die edelmüthige Freundin eine Zuflucht auf ihrem Gute Bauerbach an, das, zum fränkischen Rittercanton Röhn und Werra gehörend, in einem einsamen Waldthale lag, wo er, abgeschlossen von allen äußeren Verbindungen, verborgen leben könnte.

Während das Wohl ihrer eigenen Söhne in des Herzogs Hand lag, wagte sie viel, da sie einen von ihm Verfolgten in ihr Haus aufnahm; aber ihre großmüthige Freundschaft berechnete nicht; die eigene wohlwollende Gesinnung gab ihr Muth und das Vertrauen, daß man ihre gute Absicht am Ende anerkennen, wenigstens entschuldigen werde. Im Winter, zu Ende des Jahres 1782 kam Schiller in dem kleinen Dorfe Bauerbach an. Tiefer Schnee bedeckte die Gegend; es war spät am Abend, schon sank die Nacht auf das Thal; aus den einzelnen, zerstreuten Häusern flimmerte Licht, dem Wanderer eine Zuflucht versprechend. Einsamkeit und Freiheit, die ihm in der gegenwärtigen Lage das Wünschenswertheste schienen, lachten ihm freundlich entgegen. Das Dorf, unter den Ruinen des alten Schlosses Henneberg gelegen, war dicht mit düstern Fichtenwäldern umgeben, die von noch höheren Bergen rings umschlossen wurden. Die in unwirthlichen Bergen karge Natur, ganz das Gegentheil von der des reichen, fruchtbaren Schwabens, bot ihren Bewohnern nur durch strenge Arbeitsamkeit Unterhalt. Aber der Hauch der Freiheit war Schillern wohlthätig, und seine Phantasie gefiel sich in den Bildern der Einöde zwischen den schroffen Felsenabhängen, über denen die dunkeln Wälder hingen.

Es war ein Hauptzug in seinem Wesen, daß er sich gern mit Bildern eines engen einfachen Lebens beschäftigte. Plane zur Entfernung von der Welt lagen immer im Hintergrunde seines Gemüths. Es war, wie wenn dieses sich eine, wenn auch späte, Zuflucht sichern wollte. Innerer Reichthum der productiven Phantasie und ein zartes, leicht verletzbares Gefühl, dessen Träume vom Großen und Schönen die Wirklichkeit nie erfüllen konnte, erklären diesen Zug, den er wohl mit vielen ausgezeichneten

Menschen gemein hatte. Auch im spätern Leben kehrte diese Sehnsucht nach ländlicher Einsamkeit oft wieder; er gedachte dieser Zeit, wo er sie zuerst genossen, immer mit besonderem Vergnügen, und behielt eine Vorliebe für den Aufenthalt, der sie ihm dargeboten.

Ein halbes Jahr lebte Schiller so, größtentheils mit sich und der Natur, unbekannt und unerkannt von Seiten des Geistes, in den rauhen Umgebungen. Ein einziger Freund in Meinungen, Reinwald, der in der Folge sein Schwager wurde, kannte die Lage des geheimnißvollen Fremdlings; dieser, als Bibliothekar, versorgte ihn mit Büchern und besuchte ihn auch zuweilen. Mit dem Verwalter des Gutes spielte er Schach, und machte oft Spaziergänge mit ihm. Auf einer dieser Wanderungen durch die Wälder hatte er eine sonderbare Ahnung, die ihm immer merkwürdig blieb. Auf dem unwegsamen Pfade durch den Tannenwald, zwischen wildem Gestein, ergriff ihn das Gefühl, daß hier ein Todter begraben liege. Nach wenigen Momenten fing der ihm folgende Verwalter die Erzählung von einer Mordthat an, die auf diesem Platze vor Jahren an einem reisenden Fuhrmann verübt worden, dessen Leichnam hier eingescharrt sey.

In Bauerbach las er die Geschichte des Don Carlos von St. Real, die ihn sehr anzog. Er machte den Entwurf zu einer Tragödie, deren Gegenstand der unglückliche Prinz war, und arbeitete einige Scenen aus. Auch an Maria Stuart dachte er in dieser Zeit. Die Einsamkeit, in der Schiller lebte, die Entfernung äußerer Eindrücke waren ohne Zweifel zum Theil Ursache, daß er die Welt seiner Phantasie kräftiger faßte und reiner gestaltete. Was bei leichtem, fröhlichen Jugendsinn, in heiterer Umgebung, sich vielleicht in einzelnen Lichtfunken zerstreut hätte, concentrirte sich in Einsamkeit und Ernst zu einem mächtigen Bilde. Die Plane seiner dramatischen Werke, unmittelbare Gaben des Genius, ruhten in seiner Seele, als ein sicherer, erfreulicher Besitz. Was sich aus gewonnener Weltanschauung und Erkenntniß damit vereinigen ließ, lag in seinem treuen Gemüth und Gedächtniß aufbewahrt, was davon zu scheiden

war, entfernte der Verstand, der sich früh als richtender Geschmack zeigte. Wie anmuthig ist's, an der Wiege der Dichtungen zu stehen, die unser eigenes geistiges Seyn oft gestalteten, immer erheiterten und bereicherten! Ihr erstes Entstehen ist geheimnißvoll, wie alles Werden in der Natur; aber wie die umgebende Welt und die Zeit sie entfaltete, davon bleiben uns oft bezeichnende Spuren.

Wie das jugendliche Herz, bewegt von Haß und Liebe, schlägt, wie alle Lebensbilder vor der dichterischen Imagination bald als kolossale Nebelgestalten, bald im lichten, freundlichen Sonnenschimmer stehen, zeigen die Briefe, die Schiller von Bauerbach aus an seine mütterliche Freundin und deren Sohn schrieb, und die wir am Ende dieses Abschnitts mittheilen werden. Jede Laune des Tages, ja der Stunde, spricht sich in ihnen aus. Tiefes und reines Gefühl, das aus allem krausen Gewölk der Phantasie hervorbricht, und Billigkeit des Urtheils, das im Element des klaren Verstandes immer obwaltet, wird unsern Freund allen befreundeten und edeln Seelen nur näher bringen. Wie empfänglich er für den Genuß zarter Geselligkeit war, wie innigen Antheil er an dem Wohl der Familie nahm, der er eine Freistatt verdankte, wie das Schicksal aller seiner Umgebungen seinen freundlichen, ächt humanen Sinn berührte, zeigen diese Briefe auf die liebenswürdigste Weise; und deßhalb theilen wir sie sammt allem Unbedeutenden, was sie auch enthalten mögen, mit.

Nur selten konnte Frau von Wolzogen, und nur auf kurze Zeit, mit Schiller in Bauerbach wohnen, da die Liebe zu ihren Söhnen sie oft nach Stuttgart zog, oder die Freundschaft für ihren Bruder nach Walldorf, bei Meinungen. Lebhaft genoß er diese flüchtigen Erscheinungen der Mutter und einer liebenswürdigen Tochter, und bedeutend und dauernd war der Einfluß, den diese so rein und gut gesinnte Frau auf sein Inneres und Aeußeres hatte. Nach Walldorf und Stuttgart sind die Briefe gerichtet.

Einige Briefe an Reinwald nach Meinungen wurden

hinzugefügt, da der damalige Gang seines Geistes und besonders die erste Entstehung des Don Carlos sich darin kund thut.

Bauerbach, den 4. Jänner 1783.

Beste theuerste Freundin!

Ich bin ungewiß, ob ich diesen Brief bälder werde fortbringen können, als ich selbst zu ihnen gekommen. Doch warum soll ich es nicht darauf wagen? Ich habe doch wenigstens den Gewinnst, desto lebhafter an Sie zu denken, wenn ich Ihnen schreibe.

Ich kam ganz wohlbehalten von Masfeld hier an. Aber meine Prophezeihung wurde wahr. Seit Ihrer Abwesenheit bin ich mir selbst gestohlen. Es geht uns mit großen lebhaften Entzückungen wie demjenigen, der lange in die Sonne gesehen. Sie steht noch vor ihm, wenn er das Auge längst davon weggewandt. Er ist für jede geringere Strahlen verblindet. Aber ich werde mich wohl hüten, diese angenehme Täuschung auszulöschen.

Auf die Bekanntschaft Ihres Freundes freue ich mich als auf einen zu machenden Fund.

Sie glauben nicht, wie nöthig es ist, daß ich edle Menschen finde. Diese müssen mich mit dem ganzen Geschlecht wieder versöhnen, mit welchem ich mich beinah überworfen hätte.

Es ist ein Unglück, meine Beste, daß gutherzige Menschen so leicht in das entgegengesetzte Ende geworfen werden, den Menschenhaß, wenn einige unwürdige Charaktere ihre warmen Urtheile betrügen. Gerade so ging es mir. Ich hatte die halbe Welt mit der glühendsten Empfindung umfaßt, und am Ende fand ich, daß ich einen Eisklumpen in den Armen habe.

Ich gehe also nicht über Meinungen, sondern gerade von Bauerbach nach Walldorf. Dem Wetter wird schlechterdings nicht nachgefragt. Es ist schon schlimm genug, daß die Geisterwelt so viele Plane zernichtet, die Körperwelt soll mir keine Freuden meines Lebens verderben.

Den Brief an die G. v. G. bringe ich mit. Eben so mein Versprechen, das ich Henrietten gethan.

Empfehlen Sie mich Ihrem vortrefflichen Herrn Bruder und versichern ihn meiner vollkommensten Achtung. Ihrer liebenswürdigen Lotte machen Sie mein herzlichstes Compliment, und Herrn Pfarrer Sauerteig — den ich nicht anstehe, meinen Freund zu nennen; denn da wir uns in der Liebe für Sie begegnen, so müssen wir nothwendig gleich bezogen seyn.

Leben Sie so lange glücklich und vergnügt, meine Theuerste, und vergessen nicht, daß drei Stunden von Ihnen jeden Augenblick an Sie gedacht wird von Ihrem zärtlichsten Freunde

Schiller.

Bauerbach, den 10. Jänner.

Theuerste Freundin!

Ohne Zweifel werden Sie wegen des Recidivs des übeln Wetters meinethalben besorgt gewesen seyn; daher verliere ich keine Zeit, Ihnen von meiner glücklichen Ankunft in B. Nachricht zu geben. Ich nahm den Weg über Dreißigacker und Masfeld, wobei ich eine halbe Stunde gewann. Der Weg wäre erträglich gewesen, wenn mir Wind und Wetter nicht zugesetzt hätten.

So kann ich also doch mit dem Schicksal zufrieden seyn, weil ich Sie die kurze Zeit Ihres Hierseyns doch recht genießen kann. Aber die Zeit eilt so schnell, meine Beste, und das nächste Mal, daß ich Sie sehe, kommt schon der Abschied wieder. Zwar kein Abschied auf lange — doch ein Abschied — welche Empfindungen man dabei zu erwarten hat, weiß ich aus Erfahrung. Es ist schrecklich, ohne Menschen, ohne eine mitfühlende Seele zu leben; aber es ist auch eben so schrecklich, sich an irgend ein Herz zu hängen, wo man, weil doch auf der Welt nichts Bestand hat, nothwendig einmal sich losreißen und verbluten muß.

Ich falle in eine düstre Laune und muß abbrechen. Also zu Anfang der nächsten Woche sehe ich Sie in M. gewiß? —

Ihren edlen, verehrungswerthen Bruder versichern Sie meiner ganzen immerwährenden Achtung. Je mehr ich ihn kenne,

desto schätzbarer wird er mir. Ihrer guten Lotte empfehlen Sie mich auch und — vergessen Sie niemals

Ihren
aufrichtigen Freund
S.

Folgender ostensible Brief an Wilhelm von Wolzogen, der die Nachforschungen nach Schillers Aufenthalt irre leiten sollte, hätte wahrscheinlich diesen Zweck verfehlt, wäre es dem Herzog Carl ernstlich darum zu thun gewesen, ihn aufzufinden:

Frankfurt am Main.

Mein liebster Freund!

Mein Schicksal hat mich nun hierher geführt. Schon oft wollte ich Dir schreiben; aber da ich unter so mißlichen Umständen lebe, so traue ich den Posten wegen meiner Briefe nicht, und noch viel weniger bei solchen Briefen, die in die Akademie gehen. Man hat Euch vielerlei Gerüchte von mir vorgeschwatzt, wie mir Wieland bei seiner Durchreise in Mannheim erzählt hat. Ich hätte die Bekanntschaft eines Engländers gemacht, der seine Großmuth an mir zeigen wollte; allein Du weißt, daß der Mann, dem ich mich ganz überlassen soll, nicht von gemeinem Schlag seyn darf.

Schwatzte ich Dir nicht immer, als wir noch beisammen waren, von meinen Schicksalen ungefähr so, wie sie nun geworden sind? Ich kann's nicht mehr so leiden. Ueberall finde ich zwar immer manche vortreffliche Leute, und vielleicht könnte ich mich wohl noch an einem Orte niederlassen — aber ich muß fort.

Ich reise nach Amerika, und dies soll mein Abschiedsbrief seyn.

Ich kenne Deine Freundschaft und weiß, Du wirst mir manche Gründe anführen, die mich halten sollten — aber ich bleibe bei Sterne's Grundsatz — wo man keinen Rath annehmen will, muß man auch nicht um Rath fragen.

Ich habe bei einem hiesigen Handelshause genauen Unterricht, wie man fortkommt nach der neuen Welt. Aber, wirst Du fragen, was drinnen thun? Das sollen Zeit und Umstände bestimmen. Ich habe meine Medicin nicht vernachlässigt — auch die Philosophie könnte ich dort als Professor lehren — vielleicht auch in's Politische mich einlassen — vielleicht auch gar nichts von dem Allem. Aber Trauerspiele werde ich deßwegen nicht aufhören zu schreiben — Du weißt, daß mein ganzes Ich daran hängt. Wenn's Gelegenheit gibt, sollst Du von mir hören aus Amerika, oder vielleicht schreib' ich Dir noch einmal aus den Niederlanden. Lebe wohl, theuerster Freund, und fahre fort, mich zu lieben, wie Dich liebt

Dein
ewig treuer Freund
Schiller.

Grüße Petersen, Abel und was sonst noch meinem Herzen theuer war.

Folgender Brief an Frau von Wolzogen, im selben Sinne geschrieben, damit er gelesen würde, ist von Hannover aus datirt.

Im Jänner 1783.

Werden Sie mich entschuldigen, beste Frau, daß ich Sie so viele Wochen ohne Nachrichten von meinem Schicksal ließ? Ich komme sehr ungern auf mich zu sprechen. Wenn mir wohl ist, begnüge ich mich damit, daß es so ist, und bin ich übel daran, so ist es doppelt nicht nöthig. Ich habe eine Hauptveränderung in meinen Planen gemacht, und da ich Anfangs nach Holland wollte, wende ich mich jetzt vielleicht gar nach England. Doch gewiß ist es noch nicht, so große Lust ich habe, die neue Welt zu sehen. Wenn Nordamerika frei wird, so ist es ausgemacht, daß ich hingehe. In meinen Adern siedet etwas — ich möchte gern in dieser holprigen Welt einige Sprünge machen, von denen man erzählen soll.

Schreiben Sie mir doch und lassen Sie mich hören, daß

Sie meine Freundin noch sind. Ich habe seit einigen Wochen — aber Sie müssen es mir verzeihen — ein Gerücht ausgesprengt, daß ich nach Bauerbach sey. Ihnen kann es nicht schaden, aber mir nützen. Fürs erste hätte ich allen meinen Freunden vor den Kopf gestoßen, wenn ich ihnen gestanden hätte, daß ich nicht nach Berlin gehen wollte, wozu sie mir, die Mannheimischen besonders, so edle Offerten gemacht.

Für's zweite wär' ich gern ohne Streichern gereist, der mich ohne Zweifel hätte begleiten wollen, wenn er meinen wahren Plan gewußt hätte.

Für's dritte wär' ich gern incognito gereist.

Sobald man es aber in Mannheim oder Frankfurt erfahren hätte, würde es jetzt überall bekannt seyn, daß ich nach Hannover sey. Glaubt man aber, daß ich in Bauerbach sey, so bin ich vor allen Entdeckungen sicher. Endlich und letztens bin ich vor überlästigen Briefen gesichert, wenn man meinen Aufenthalt in Hannover nicht weiß. Nach Bauerbach kann man schreiben. Sie haben ja einen Verwalter dort — Nicht? — der kann meine Correspondenz unterhalten.

Lassen Sie mich doch wissen, ob Ihr ältester Sohn aus der Akademie gekommen und wie er angestellt worden? Nicht wahr in Hohenheim?

Sie haben mich in Ihrem letzten Brief gebeten, den Herzog in Schriften zu schonen, weil ich doch (meinen Sie) der Akademie viel zu verdanken hätte. Ich will nicht untersuchen, wie weit dem so ist, aber mein Wort haben Sie, daß ich den Herzog von Würtemberg nie verkleinern werde; im Gegentheil habe ich seine Partei gegen Ausländer (Franken und Hannoveraner besonders) schon hitzig genommen.

Von der Frau... habe ich etwas gehört, was mir unangenehm ist. Ich schrieb ihr vor einigen Wochen einen etwas übereilten Brief, den Niemand zu Gesicht hätte bekommen sollen. Sie communicirte ihn einem gewissen Officier; sie hätte mir lieber ich weiß nicht was thun können.

Eine solche Indiscretion (das ist der gelindeste Name) thut

weh, und ich dachte besser von ihr. Wie muß man sich oft in seinen liebsten Personen betrügen! —

Nun leben Sie wohl, beste Wolzogen, und legen Sie Ihren Brief (wenn Sie mich nicht schon vergessen haben und einer Antwort würdigen) bei meinen Aeltern nieder.

Ich sehe Sie vielleicht nie wieder; aber mein Herz ist bei Ihnen, und wenn Sie allein sind, so denken Sie bei sich selbst: „jetzt denkt man einige hundert Stunden weit an mich."

Ewig

Ihr treuster

S.

Bauerbach, den 1. Februar 1783.

Theuerste Freundin!

Gott sey Dank, eine Woche ohne Sie auf dem Rücken. Also von 14, die bevorstunden, eine vom Halse. Ich wünschte, daß die Zeit alle ihre Geschwindigkeit bis auf den Mai zusetzte, damit sie hernach desto abgematteter ginge. Meine Wünsche und meine Träume haben Sie begleitet, beste Freundin. Wo Sie auch sind, werden Sie solches Gefolge von mir bekommen. Die Freude über die Erfüllung Ihres und meines Wunsches, daß Sie Ihre Lotte mitnehmen dürften, machte mir den Gedanken Ihrer Abreise etwas erträglicher, und ich weiß nicht, ob ich bei Ihrem Hierbleiben, wenn nämlich Lotte nicht mit gedurft hätte, nicht eben so traurig gewesen wäre, so viel ich selbst dabei gewonnen hätte. —

Eben wandert ein Brief an meine Aeltern fort; doch habe ich, so viel ich von Ihnen sprechen mußte, kein Wort von Ihrem bisherigen Hierseyn, oder den fröhlichen Augenblicken unsers hiesigen Beieinanderseyns verloren. Sie selbst haben also das Alles noch zu erzählen und werden vermuthlich ein paar aufmerksame Zuhörer haben.

Neues weiß ich Ihnen nichts zu schreiben.

Das satyrische Gedicht, wovon Sie wissen, ist fertig; ich

weiß aber nicht, wie es der H. aufgenommen. — Man spricht hier zu Bauerbach, daß in einem Zimmer des Meininger Schlosses 30,000 fl. an Gold und Silber und einige Kisten von Tabacksdosen, und was weiß ich? — entdeckt worden. Gott bewahre aber, daß ich's nachsagen sollte. Doch unmöglich wäre es nicht, und auf die Dienstägige fète wäre der Fund vortrefflich. Die Tabacksdosen waren mir wichtig, und derjenige, der eine ganze Kiste davon sammelte, muß mich selbst übertroffen haben.

Liebste Freundin, heut haben wir einen so trefflichen Frühlingstag, daß mir die ganze Zukunft, die so angenehm vor mir liegt, zu Gedächtniß kommt. Wie werth müssen solche Tage alsdann seyn, wenn sie ihre Farben von der Freundschaft entlehnen!

Ich mache einen Ausflug auf den Berg und das Wäldchen. Vielleicht schieß' ich einen Raubvogel.

Leben Sie recht wohl, meine Freundin. Ihren Herrn Bruder versichern Sie meiner wahren Achtung, und daß ich bedaure, kein Doctor juris zu seyn, um ihm mit Leib und Seele zu dienen. Viel Complimente an Fräulein Lotte. Ohne Aufhören

Ihr

Friedrich S.

Bauerbach, den 27. März 1783.

Die guten Nachrichten, theuerste Freundin, welche Sie mir von der Besserung meiner lieben Mutter, von Ihrem und der Ihrigen Wohl und Ihres Wilhelms Erlösung (aus der Akademie) gegeben, waren mir so erfreulich, als mir eine andere verdrießlich war. Sie schreiben mir, daß sich ein gewisser Herr nicht abhalten lasse, mit Ihnen nach M. zu reisen. Die Gleichgültigkeit, womit Sie diesen Umstand berühren, setzte mich in die äußerste Befremdung und in die unangenehme Nothwendigkeit, Ihnen meine Besorgnisse wegen dieses Punkts umständlich mitzutheilen.

Der Fall ist dieser. Wenn sich Hr. von *** mit Ihnen

in M. einfinden sollte, so ist es durchaus unmöglich, daß ich Ihre Ankunft erwarten kann. Lassen Sie sich diese Nachricht nicht bestürzen, liebste Freundin, und gönnen Sie mir ein ruhiges Gehör. Ganz M. weiß, daß sich ein Würtemberger in Bauerbach aufhält, daß dieser ein sehr guter Freund von Ihnen ist, und daß er sich mit Schriften beschäftigt. Ganz M. vermuthet, daß dieser Ritter nicht der ist, für den er sich ausgibt; daß er vielleicht Verdruß in seinem Vaterlande gehabt hat, und darum seinen Namen verschweigen muß. Man war schon lange begierig, diesem verkappten Ritter auf die Spur zu kommen, man hat sogar wegen einiger Aeußerungen des vorigen Herzogs auf den wahren gerathen.

Nehmen Sie nun dies Alles zusammen, und lassen Sie besagten Herrn nach M. kommen. Wird man nicht die erste Gelegenheit ergreifen, nach mir zu forschen? Zweifeln Sie, daß Herr von ***, wenn ihm alle jene Umstände, mit meiner Figur verbunden, gesagt werden, den Augenblick auf mich fallen werde? Ich gebe es Ihnen zu bedenken, ob eine Person, die, so wie jener Herr, von unserm Thun und Lassen unterrichtet ist, die mehr als tausend Andre neugierig ist, und vorzüglich neugierig auf *meine* Schicksale ist, ob eine solche Person bei der ausgestreuten Erdichtung stehen bleiben werde? Ob Sie selbst Gewalt genug über sich haben, das Gegentheil auf seine zudringlichen Fragen mit unveränderter Stirn zu behaupten? — Ob er der Mann ist, der in das Geheimniß gezogen werden darf? Ich erkläre Ihnen entschlossen und offenherzig, daß ich das Letztere niemals zugeben werde. Ich will ihm durchaus nichts von seinem Werthe benehmen, denn er hat wirklich einige schätzbare Seiten; aber mein Freund wird er nicht mehr, oder gewisse zwei Personen müßten mir gleichgültig werden, die mir so theuer als mein Leben sind.

Weil ich also eine Entdeckung auf dieser Seite unmöglich Gefahr laufen kann, so muß ich einen Schritt thun, der mir von allen meines Lebens der schmerzlichste ist — ich muß Sie verlassen. Ich muß Sie zum letztenmal gesehen haben. Es

kostet mich viel, es Ihnen zu sagen. Ich will nicht bergen, daß ich dadurch manche schöne herrliche Hoffnung aufgeben muß, daß es vielleicht einen Riß in mein ganzes künftiges Schicksal zurückläßt; aber die Beruhigung meiner Ehre geht vor, und mein Stolz hat meiner Tugend schon so viel Dienste gethan, daß ich ihm auch eine Tugend preisgeben muß.

Ueberlegen Sie, theure Freundin, ob die Sache noch zurückgetrieben werden kann, oder vielmehr, ob Sie es wünschen, sie zurückzutreiben. Es wäre eine unverzeihliche Eitelkeit von mir, wenn ich verlangen könnte, daß Sie um meinetwillen einen Menschen, der sich durch Bande der Verwandtschaft und Liebe an sie attachirt hat, der Sie auch wirklich zu schätzen weiß, verstoßen sollten. Nein, es wäre ein höchst ungerechtes Zumuthen, wenn ich prätendirte, daß Sie mir, der kein Verdienst um Sie hat, als Freundschaft, eine Person aufopfern sollten, die keinen Fehler hat, als daß ich sie nicht liebe. Ich würde Ihre und Ihrer guten Lotte Ankunft in Bauerbach nicht ertragen können, wenn mir einfiele, daß ich Sie eines Freundes beraubte.

Ich bleibe Ihnen immer und unter allen Zufällen; aber dieser könnte Ursache finden, ein Mißtrauen in Sie zu setzen, wenn Sie ihn bei dieser Gelegenheit vernachlässigten. Also überlegen Sie es wohl, beste Freundin; denn wenn Sie in mir denjenigen nicht finden sollten, den Sie suchten; wenn ich es gewahr würde, daß Sie es bereuten, mir zu Liebe so viel aufgeopfert zu haben, so wäre es um meine Ruhe geschehen. Ist der Fall unvermeidlich, so bitte ich Sie inständig, es mir bei Zeiten zu wissen zu thun, daß ich mich in Betracht meiner Baarschaft darnach richten kann. An dieses Letztere dürfen Sie sich nicht stoßen. Die Mannheimer verfolgen mich mit Anträgen um mein ungedrucktes Stück, und Dalberg hat mir auf eine verbindliche Art über seine Untreue Entschuldigungen gemacht. Ich kann also Anfangs Mai so viel Geld zusammenbringen, um nach Berlin zu reisen.

Dort werde ich bald Auskommen finden, und Adressen bekomme ich in Menge dort hin. Hungers sterben werde ich

zuverläßig nicht, und das Bewußtseyn, Ihre Ruhe befördert zu haben, wird mich auch glücklich machen. Also sey'n Sie über diesen Punkt gar nicht in Sorgen und handeln Sie ganz frei.

Können Sie es aber ohne Ihren, und eines Menschen Nachtheil, dahin bringen, daß ich bleiben kann, so machen Sie Niemand größere Freude, als mir. Was Sie thun, meine Beste, schonen Sie sich und meinen Stolz.

Nunmehr leben Sie wohl. Tausend Grüße an die lieben Meinigen, an Ihre Lotte und Wilhelm. Ewig

Ihr Freund

S.

Hier ist Alles in gutem Stand, außer daß der alte Flurschütz gestorben ist und unser junger Pfarrer sehr krank ist.

An Rath Reinwald in Meinungen.

Bauerbach, den 21. Februar 1783.

Sie werden denken, ich sey indeß gestorben, oder ich habe Sie vergessen, weil ich Ihnen nicht eine Zeile schrieb. Das Letztere kann wenigstens nur seyn, wenn das Erste ist, und dies ist ja nun nicht.

Ich höre zu meinem Leidwesen, daß Sie neulich einen Fehlgang um meinetwillen gemacht haben. Ich war schon am Anfang des Waldes, als es mit Macht zu schneien anfing, und wandte aus keiner andern Ursache um, als weil ich gewiß glaubte, das Wetter würde Sie abschrecken. Mir selbst wär' es ganz das Nämliche gewesen, aber ich traute es Ihrer schwächern Natur nicht zu, und einen Fehlgang wollte ich um so weniger Gefahr laufen, weil ich mein Schauspiel gern expedirt hätte. Sie haben also nur meine Muthmaßung, aber gewiß nicht meine Freundschaft beschämt. Setzen Sie nun den nächsten erträglichen Tag selbst aus, so will ich meine Versäumniß hereinbringen. Liebster Freund, ich wünschte sie so oft — so oft in meine einsame grillenhafte Zelle herein, und möchte oft meine tägliche Kost um eine menschliche Gesellschaft dahin geben.

Gelegenheitlich muß ich anmerken, daß ich nunmehr der Meinung bin, daß das Genie wo nicht unterdrückt, doch entsetzlich zurückwachsen, zusammenschrumpfen kann, wenn ihm der Stoß von Außen fehlt. Man sagt sonst, es hälfe sich in allen Fällen selbst auf — ich glaub' es nimmer. Wenn ich mich im weitesten Verstand zum Beispiel setzen kann, so beweist meine jetzige Seelenlage das Gegentheil. Mühsam und wirklich oft wider allen Dank muß ich eine Laune, eine dichterische Stimmung hervorarbeiten, die mich in zehn Minuten bei einem guten denkenden Freunde selbst anwandelt. Oft auch bei einem vortrefflichen Buch oder im offnen Himmel. Es scheint, Gedanken lassen sich nur durch Gedanken locken, und unsre Geisteskräfte müssen wie die Saiten eines Instruments durch Geister gespielt werden. Wie groß muß also das Originalgenie seyn, das weder in seinem Himmelsstrich und Erdreich, noch in seinem gesellschaftlichen Kreis Aufmunterung findet, und aus der Barbarei selbst hervorspringt.

Hören Sie. Wenn ich nicht vortheilhaft mit Weygand fahren sollte, so habe ich ziemlich Lust, es mit der Dessauischen Casse zu probiren. Schreiben Sie mir nur das Einzige, ob es bald gedruckt würde, wenn ich mich mit dieser einließe. Daß es nicht gleich bezahlt wird, weiß ich. Aber so vortheilhaft ich auch mit Buchhändlern handle, so glaube ich doch, treiben sich die Revenuen eines Buchs durch den Weg der Dessauischen Casse noch höher.

Mündlich das Mehrere. Lassen Sie mich doch wissen, sobald Sie abkommen können.

Ohne Veränderung Ihr

S.

Bauerbach, den 27. März 1783.

Ich setze mich nieder, mein langes Stillschweigen, das einen Mangel an Gelegenheit zur Ursache hatte, jetzt auf einmal hereinzubringen. Zwei Briefe waren schon auf dem Weg zu Ihnen,

und beidemale kamen ihre Ueberbringer wegen verschlimmertem Wetter zurück.

Mit Weygand bin ich fertig, wie Sie aus dem Einschluß abnehmen werden. Ob ich mit Dalberg zu Stande kommen kann, zweifle ich. Ich kenne ihn ziemlich, und meine Louise Millerin hat verschiedene Eigenschaften an sich, welche auf dem Theater nicht wohl passiren; z. B. die gothische Vermischung vom Komischen und Tragischen, die allzufreie Darstellung einiger mächtigen Narrenarten, und die zerstreuende Mannigfaltigkeit des Details. Eröffnen Sie mir Ihre Meinung darüber. Eh' ich mich in einen Weygandartigen Handel mit Dalberg einlasse, will ich die Sache lieber gar nicht in Bewegung bringen. Ueber ein neues Stück bin ich mit mir einig. Um meines langen Hin- und Herschwankens zwischen Imhof und Maria Stuart los zu seyn, hab' ich beide bis auf weitere Ordre zurückgelegt, und arbeite nunmehr entschlossen und fest auf einen Don Carlos zu. Ich finde, daß diese Geschichte mehr Einheit und Interesse zum Grunde hat, als ich bisher geglaubt, und mir Gelegenheit zu starken Zeichnungen und erschütternden oder rührenden Situationen gibt. Der Charakter eines feurigen, großen und empfindenden Jünglings, der zugleich der Erbe einiger Kronen ist, — einer Königin, die durch den Zwang ihrer Empfindung, bei allen Vortheilen ihres Schicksals verunglückt, — eines eifersüchtigen Vaters und Gemahls — eines grausamen heuchlerischen Inquisitors und barbarischen Herzogs von Alba u. s. f. sollten mir, dächte ich, nicht wohl mißlingen. Dazu kommt, daß man einen Mangel an solchen deutschen Stücken hat, die große Staatspersonen behandeln — und das Mannheimische Theater dieses Süjet von mir bearbeitet wünscht. Auch hier, lieber werther Mann, erwarte ich Ihren, mir immer wichtigen Rath — und weil Sie mich schon so weit verbunden haben, daß ich Ihnen die Vortheile und den Ruhm meiner jetzigen Beschäftigung hälftig verdanken muß, so entziehen Sie mir auch hiebei Ihre freundschaftliche Unterstützung nicht. Wenn ich eine spanische Geschichte mit Vortheil behandeln soll, so werde ich nothwendig mit dem National-

charakter, den Sitten und der Statistik des Volkes bekannt seyn müssen. Sie, mein Freund, wissen am besten, aus welchen Quellen ich diese Kenntnisse schöpfen kann, und werden ohne Zweifel auf der Bibliothek dergleichen Werke haben. Wenn Sie sich nun auf einen Augenblick in meine Lage versetzen, und den Zustand der Unentschlossenheit und Unthätigkeit kennen, der mir besonders hier unerträglich ist, so weiß ich gewiß, daß Sie keine Zeit verlieren werden, die Ihren Freund in Geschäfte bringen und in Verfolgung seiner Arbeit erleichtern kann. Bälder, als ich mit Spaniens Sitten und Regierung bekannt bin, kann ich meinen Plan nicht vollenden und noch viel weniger eine Ausführung auf gerathewohl wagen. Daher hoffe ich, Sie werden meine Ungeduld wenigstens mit einigen dahineinschlagenden Werken befriedigen. Die Judith wird Abends, eh' sie abgeht, bei Ihnen anfragen, und das, was Sie mir schicken wollen, abholen. Wenn Sie allenfalls Brantome's Geschichte Philipps II. besitzen, so theilen Sie mir solche auch mit.

Es sollte mich doch befremden, wenn Sie auch noch jetzt meinen Fiesco nicht haben, und möchte ich wissen, ob er in der Gothaer Zeitung angekündigt worden.

Die Geschichte der Bastille hat mich sehr unterhalten, und ich glaube, daß sie sich in französischer Sprache mit vielem Vergnügen lesen läßt. Ich sende sie Ihnen mit dem nächsten Botengange zurück. Haben Sie unter der Hand ein gutes Buch zu meiner Belehrung und Unterhaltung entdeckt, so werden Sie ein dürres Erdreich begießen, wenn Sie mir solches communiciren.

Jetzt, bester Freund, fangen die herrlichen Zeiten bald an, worin die Schwalben auf unsern Himmel und Empfindungen in unsre Brust zurückkommen. Wie sehnlich erwarte ich sie! — Einsamkeit, Mißvergnügen über mein Schicksal, fehlgeschlagene Hoffnungen, und vielleicht auch die veränderte Lebensart haben den Klang meines Gemüths, wenn ich so reden darf, verfälscht, und das sonst reine Instrument meiner Empfindung verstimmt. Die Freundschaft und der Mai sollen es, hoff' ich, aufs Neue

in Gang bringen. Ein Freund soll mich mit dem Menschengeschlecht, das sich mir auf einigen häßlichen Blößen gezeigt hat, wiederum aussöhnen, und meine Muse halb Wegs nach dem Cocytus wieder einholen. Aber ich verfalle in eine Melancholie, und fürchte, Sie anzustecken.

Die Frau von Wolzogen und ihre Tochter empfehlen sich Ihnen. Präcise am 17. Mai verlassen sie Stuttgart.

Nun leben Sie wohl, lieber guter Mann, und lieben Sie mich, nicht mehr und nicht weniger, als ich Sie. Ewig der Ihrige

S.

Auf unsre nächste Zusammenkunft soll eine Scene von Don Carlos fertig seyn, die Sie richten werden. NB. das Gedicht.

Bauerbach. Früh in der Gartenhütte
am 14. April 1783.

In diesem herrlichen Hauche des Morgens denk' ich Sie, Freund — und meinen Carlos. Meine Seele fängt die Natur in einem entwölkten blankeren Spiegel auf, und ich glaube, meine Gedanken sind wahr. Prüfen Sie solche.

Ich stelle mir vor, — jede Dichtung ist nichts Anderes, als eine enthusiastische Freundschaft oder Platonische Liebe zu einem Geschöpf unsers Kopfes. Ich will mich erklären.

Wir schaffen uns einen Charakter, wenn wir unsre Empfindungen, und unsre historische Kenntniß von fremden in andere Mischungen bringen, bei den Guten das Plus oder Licht — bei Schlimmern das Minus oder den Schatten vorwalten lassen. Gleichwie aus einem einfachen weißen Strahl, je nachdem er auf Flächen fällt, tausend und wieder tausend Farben entstehen, so bin ich zu glauben geneigt, daß in unsrer Seele alle Charaktere nach ihren Urstoffen schlafen, und durch Wirklichkeit und Natur oder künstliche Täuschung ein dauerndes oder nur illusorisch- und augenblickliches Daseyn gewinnen. Alle Geburten unsrer Phantasie wären also zuletzt nur wir selbst.

Aber was ist Freundschaft oder Platonische Liebe denn anders, als eine wollüstige Verwechselung der Wesen? oder die Anschauung unsrer selbst in einem andern Glase? — Liebe, mein Freund, das große unfehlbare Band der empfindenden Schöpfung ist zuletzt nur ein glücklicher Betrug. — Erschrecken, entglühen, zerschmelzen wir für das fremde, uns ewig nie eigen werdende Geschöpf? Gewiß nicht. Wir leiden jenes Alles nur für uns, für das Ich, dessen Spiegel jenes Geschöpf ist. Ich nehme selbst Gott nicht aus. Gott, wie ich mir denke, liebt den Seraph so wenig als den Wurm, der ihn unwissend lobet. Er erblickt sich, sein großes unendliches Selbst, in der unendlichen Natur umhergestreut. — In der allgemeinen Summe der Kräfte berechnet er augenblicklich sich selbst — sein Bild sieht er aus der ganzen Oekonomie des Erschaffenen vollständig, wie aus einem Spiegel, zurückgeworfen, und liebt sich in dem Abriß, das Bezeichnete in dem Zeichen. Wiederum findet er in jedem einzelnen Geschöpf (mehr oder weniger) Trümmer seines Wesens zerstreut. Dieses bildlich auszudrücken — So wie eine Leibnitzische Seele vielleicht eine Linie von der Gottheit hat, so hat die Seele der Mimosa nur einen einfachen Punkt, das Vermögen zu empfinden von ihr, und der höchste denkende Geist nach Gott — Doch Sie verstehen mich ja schon. Nach dieser Darstellung komme ich auf einen reinern Begriff der Liebe. Gleichwie keine Vollkommenheit einzeln existiren kann, sondern nur diesen Namen in einer gewissen Relation auf einen allgemeinen Zweck verdient, so kann keine denkende Seele sich in sich selbst zurückziehen und mit sich begnügen. Ein ewiges nothwendiges Bestreben, zu diesem Winkel den Bogen zu finden, den Bogen in einen Cirkel auszuführen, hieße nichts anders, als die zerstreuten Züge der Schönheit, die Glieder der Vollkommenheit in einen ganzen Leib aufzusammeln — das heißt mit andern Worten: Der ewige innere Hang, in das Nebengeschöpf überzugehen, dasselbe in sich hinein zu schlingen, es an sich zu reißen, ist Liebe. Und sind nicht alle Erscheinungen der Freundschaft und Liebe — vom sanften

Händedruck und Küsse bis zur innigsten Umarmung, — so viele Aeußerungen eines zur Vermischung strebenden Wesens?

Jetzt wär' ich auf dem Punkt, zu dem ich durch eine Krümmung gehen mußte. Wenn Freundschaft und Platonische Liebe nur eine Verwechslung eines fremden Wesens mit dem unsrigen, nur eine heftige Begehrung seiner Eigenschaft sind, so sind beide gewissermaßen nur eine andere Wirkung der Dichtungskraft — oder besser: das, was wir für einen Freund, und was wir für einen Helden unsrer Dichtung empfinden, ist eben das. In beiden Fällen führen wir uns durch neue Lagen und Bahnen, wir brechen uns auf andern Flächen, wir sehen uns unter andern Farben, wir leiden für uns unter andern Leibern. Können wir den Zustand eines Freundes feurig fühlen, so werden wir uns auch für unsern poetischen Helden erwärmen. Aber die Folgerung, daß die Fähigkeit zur Freundschaft und Platonischen Liebe sonach auch die Fähigkeit zur großen Dichtung nach sich ziehen müsse, würde sehr übereilt seyn, — denn ich kann einen großen Charakter durchaus fühlen, ohne ihn schaffen zu können. Das aber wäre bewiesen wahr, daß ein großer Dichter wenigstens die Kraft zur höchsten Freundschaft besitzen muß, wenn er sie auch nicht immer geäußert hat. — Das ist unstreitig wahr, daß wir die Freunde unsrer Helden seyn müssen, wenn wir in ihnen zittern, aufwallen, weinen und verzweifeln sollen; daß wir sie als Menschen außer uns denken müssen, die uns ihre geheimsten Gefühle vertrauen, und ihre Leiden und Freuden in unsern Busen ausschütten. Unsere Empfindung ist also Refraction, keine ursprüngliche, sondern sympathetische Empfindung. Dann rühren und erschüttern und entflammen wir Dichter am meisten, wenn wir selbst Furcht und Mitleid für unsern Helden gefühlt haben. Ein großer Philosoph, der mir nicht gleich beifallen will, hat gesagt, daß die Sympathie am gewissesten und stärksten durch Sympathie erweckt werde. Jetzt denke ich diesen Satz in seiner ganzen Deutlichkeit. Der Dichter muß weniger der Maler seines Helden — er muß mehr dessen Mädchen, dessen Busenfreund

seyn. Der Antheil des Liebenden fängt tausend feine Nuancen mehr als der scharfsichtigste Beobachter auf. Welchen wir lieben, dessen Gutes und Schlimmes, Glück und Unglück genießen wir in größern Dosen, als welchen wir nicht so lieben und noch so gut kennen. Darum rührte mich Julius von Tarent mehr als Lessings Aemilia, wenn gleich Lessing unendlich besser als Leisewitz beobachtet. Er war der Aufseher seiner Helden, aber Leisewitz war ihr Freund. Der Dichter muß, wenn ich so sagen darf, sein eigner Leser, und wenn er ein theatralischer ist, sein eignes Parterre und Publicum seyn. Ich habe Ihnen hier vieles, und, wie ich beim Durchlesen finde, mit zu wenig Worten gesagt. Vielleicht führe ich solches ein andermal aus.

Nun eine kleine Anwendung auf meinen Carlos. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich ihn gewissermaßen statt meines Mädchens habe. Ich trage ihn auf meinem Busen — ich schwärme mit ihm durch die Gegend um — um Bauerbach herum. Wenn er einst fertig ist, so werden Sie mich und Leisewitz an Don Carlos und Julius abmessen. — Nicht nach der Größe des Pinsels — sondern nach dem Feuer der Farben; nicht nach der Stärke auf dem Instrument — sondern nach dem Ton, in welchem wir spielen. Carlos hat, wenn ich mich des Maßes bedienen darf, von Shakespeares Hamlet die Seele, — Blut und Nerven von Leisewitz Julius — und den Puls von mir. — Außerdem will ich es mir in diesem Schauspiel zur Pflicht machen, in Darstellung der Inquisition, die prostituirte Menschheit zu rächen und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger zu stellen. Ich will — und sollte mein Carlos dadurch auch für das Theater verloren gehen — einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen. Ich will — Gott bewahre, daß Sie mich auslachen. — —

Ihr letzter Brief, mein Bester, hat Ihnen in meinem Herzen ein unvergeßliches Denkmal gesetzt. Sie sind der edle Mann, der mir so lange gefehlt hat, der es werth ist, daß er

mich mit sammt allen meinen Schwächen und zertrümmerten Tugenden besitze, denn er wird jene dulden, und diese mit einer Thräne ehren. Theurer Freund! ich bin nicht, was ich gewiß hätte werden können. Ich hätte vielleicht groß werden können, aber das Schicksal stritte zu früh wider mich. Lieben und schätzen Sie mich wegen dem, was ich unter'n bessern Sternen geworden wäre, und ehren Sie die Absicht in mir, die die Vorsicht in mir verfehlt hat. Aber bleiben Sie Mein.

S.

Am 23. April 1783.

Einen Schrecken hätte ich Ihnen also gemacht, meine Freundin? — Dafür haben auch Sie in Ihrem letzten Brief mich gedemüthigt, und mehr als ich verdiene.

Sie räumen beinah alle meine Besorgnisse über des H. von *** Ankunft weg und setzen es dennoch auf Schrauben; ob ich wohl bleiben werde? Sie scheinen es möglich zu finden, daß ich überhaupt ein Glück auf Unkosten meines guten Namens und guten Gewissens, meinen tausend Verpflichtungen und Pflichten gegen Sie zum Trotz, hätte aufsuchen wollen, und möchten von mir auf das baldigste wissen, zu was ich entschlossen sey, und was zu meinem Glück diene? Sie sagen mir also nur mit andern Worten, daß Sie mich fähig halten, die treuloseste und undankbarste That auf der Welt zu thun. Ich will Ihnen das nicht zum Vorwurf gesagt haben, meine Beste. Weiß ich doch fest und gewiß, daß Sie mich lieben, wie keine Mutter mehr lieben kann. Aber glauben Sie mir doch endlich einmal, daß Sie keinen unwürdigen Sohn haben!

Also zuverlässig im Monat Mai.

Ich zähle darauf. Ihre Gegenwart ist Niemand wichtiger, als mir.

Aber auch überhaupt ist sie nothwendig, wie Sie jetzt hören werden.

Ihr ganzes Bauerbach ist gegenwärtig in Unruhe, welche nur durch Ihre persönliche Autorität gestillt werden kann. Der

ewige Groll der Gemeinde gegen den Verwalter äußert sich täglich mehr. Neulich entstand ein Streit zwischen beiden Parteien wegen der Schafe. Vogt (der Verwalter) und Consorten verboten, das Vieh auf die Wiesen zu treiben. Der Wirth und andere prätendirten das Gegentheil. Die Gerichte sprachen zweimal für den Verwalter, und demungeachtet trieben die letzteren die Schafe auf die Wiesen; Ihre eignen wurden nicht geschont. Ich kam zu einer Scene, die, so verdrießlich sie mir im Grunde war, den besten Maler verdient hätte. Vogt und Familie kamen mit Knitteln, die Schafe weg zu treiben, die Andern wehrten sich, man sagte sich Grobheiten, Wahrheiten und dergl. Des Wirths Sohn hetzte den Hund an den Verwalter, welcher, in Gefahr, Schläge zu kriegen, die Glocke ziehen ließ und das ganze Dorf aufforderte. Nun ist hier durch den Gerichtshalter alle gewaltthätige Execution des Verbots untersagt und auf Morgen ein Termin angesetzt. Meine Meinung ist (ich habe beide Parteien gehört), Sie souteniren Ihren Schulzen, der doch immer Ihre Person vorstellen muß, gegen das respectswidrige Betragen der Nachbarn. Das müssen Sie thun, wenn Sie nur einen Befehl exequirt sehen wollen, und die Ruhe erhalten werden soll.

Die Gemeinde aber müssen Sie auch gegen diesen in Sicherheit setzen. Rein ist er nicht, wie Sie sehr wohl wissen. Geben Sie diesem positive Gewalt, aber behalten Sie sich vor, sein Verhalten zu untersuchen.

Mehr, wenn Sie selbst kommen; ich habe über diesen Punkt noch einige Gedanken.

Reinwald und ich danken Ihnen beide für die Wohlthat, die Sie uns erwiesen, uns mit einander bekannt zu machen. Er ist mir äußerst werth, und ich glaube, ich bin es auch ihm.

Ihren Pfarrer zu Bibra, Vater und Sohn, kenne ich sehr gut, und beide lieben mich, wie ich sie, von Herzen. Den Jungen helfe ich Ihnen gewiß zum Vortheil bilden, so wie er mich in vielen, Ihnen auch sehr wichtigen Stücken befestigen soll. Kurz, zu meiner Zufriedenheit in B. fehlt mir Nichts als Sie.

Sie schreiben mir nicht, ob Ihr Wilhelm aus der herzoglichen Carls=Akademie gekommen, und wo er gegenwärtig ist. Empfehlen Sie mich ihm sehr, wie auch Fräulein Lotte, die mir doch schreiben möge, ob sie bald Schach gelernt hat? —

Die Meinigen grüßen und küssen Sie tausendmal; Sie werden nun wohl meinen Brief haben.

Mein Fiesco ist gedruckt und wird wohl bald in Stuttgart zu erkaufen seyn, wenn die Ostermesse vorbei ist. Das ist mein zweiter letzter Brief an Sie, im Jahr 1783. Ewig Ihr

Schiller.

Ich war unpäßlich, aber nicht krank. Ich ließ mir eine Ader schlagen.

Bauerbach, den 8. Mai 1783.

Theuerste Freundin!

Hoffentlich trifft Sie dieser Brief noch in St. Da ich Ihnen nichts zu schreiben weiß, als daß ich, und was Ihnen ungefähr in der Gegend am Herzen liegt, gesund sind, und daß wir Ihrer Ankunft mit Sehnsucht entgegen sehen, so schreite ich sogleich zu Commissionen. Haben Sie die Güte und befördern den Einschluß durch einen Expressen nach der Solitude. Man soll meinen Shakespeare ohne Verzug von Scharfenstein abholen und meine Räuber vom Acteur Haller, welche Sie dann mitzunehmen geruhen werden. Auch bitte ich Sie, Auslage für mich für ein Pfund Maroccoschnupftabak zu machen, der mir schon seit sechs Monaten nicht zu Nase gekommen ist.

Fräulein Lotte ist, wie es zu M. verlautet, Braut mit H. von ..., ich gratulire also per Abschlag.

Ihrem lieben Wilhelm, dem Herrn Assessor, oder wie man sprechen muß, tausend Empfehlungen. Wenn Sie in Zukunft an ihn schreiben, werde ich schon meinen Theil auch einfließen lassen. Meinen Fiesco werden Sie sicher zu Gesichte bekommen haben, wenn anders mein Vater die Exemplare bekommen hat;

sonst finden Sie ihn hier. Morgen bekomme ich Visiten von Reinwald, Herrn Hofprediger und seiner Frau.

Was ich Ihnen von Wichtigkeit zu sagen habe, kann warten, bis ich Sie von Angesicht zu Angesicht sehe.

Dieser Brief ist, wenn's Gott will, der letzte auf lange Zeit. — Im neuen Testament hören die Opfer auf! — Ewig Ihr Freund

S.

An Rath Reinwald in Meinungen.

B. den 22. Mai 1783.

Der erste Augenblick, der wieder mein eigen ist, gehört Ihnen, theurer Freund. Heute kann ich einmal wieder Athem schöpfen, denn schon 9—10 Tage war ich mit lauter Kleinigkeiten überhäuft, die mich nicht zu mir selbst kommen ließen. Ich hatte es auf mich genommen, auf die Ankunft der Frau von Wolzogen Haus und Garten in Stand zu setzen, und weil ich im letztern eine neue Anlage machte, so mußte ich nun aller Orten selbst seyn. Meine Luise Miller blieb liegen, und mit dieser müssen auch Sie, mein Guter, ein Schicksal theilen. Wärmer komme ich zu Ihnen, wie zu dieser, zurück.

Den Einzug der Frau von Wolzogen habe ich von den Unterthanen feierlich begehen lassen, welches Gelegenheit zu einem sehr angenehmen Abend gab. Von dem äußersten Ende des Orts ließ ich eine Allee von Maien bis zu ihrem Hause anlegen.

Am Hofe des Hauses war eine Ehrenpforte von Tannenzweigen errichtet, die auch Sie noch mit ansehen werden; denn bald, sehr bald, müssen Sie kommen, mein Bester.

Vom Hause ging es unter Schießen in die Kirche, die überall mit Maien vollgesteckt war. Wir hatten artige Musik mit Blasinstrumenten, und der Pfarrer hielt eine Einzugsrede u. s. f. Ich würde Ihnen dergleichen Kleinigkeiten gar nicht

schreiben, wenn ich es nicht etwas interessant fände, daß in dem barbarischen Bauerbach dergleichen geschehen ist.

Sonntags, mein Lieber, werden Sie schwerlich Geschäfte haben. Entschließen Sie sich, hierher zu kommen und einen vergnügten Tag auf dem Lande zu genießen. Sie werden mich zu Masfeld treffen, und dann mit mir hierher spazieren.

Ich sehne mich nach Ihnen, lieber, guter Mann, und habe es nöthig, neue Gluth und neuen Genuß in Ihren Armen zu sammeln.

Meinen Fiesco habe ich neulich bei Ihnen liegen lassen. Bald wird man Kritiken darüber hören. Wir wollen doch sehen. Jetzt leben Sie wohl, lieber Freund, und rauben Sie mir doch ja die Hoffnung nicht, Sie bald zu sehen. Sie wissen ja, daß Sie im Buch meiner Glückseligkeit ein stärkeres Alphabet einnehmen. Ewig Ihr Freund

S.

An Wilhelm von Wolzogen.

B. den 25. Mai 1783.

Unter den vielen Zerstreuungen, welche die Ankunft Ihrer besten Mutter bei mir nothwendig macht, konnte ich Ihren Brief nicht früher beantworten. Ich kann es auch jetzt so vollkommen nicht, als ich wünschte, und behalte mir Vieles auf bessere Muße vor.

Sie haben Recht, theurer W., daß Sie mich um die Glückseligkeit, im Kreis Ihrer guten Mutter und Schwester leben zu dürfen, beneiden. Zwar thut es mir weh, daß ich da gewinnen mußte, wo Sie verloren; aber in kurzer Zeit werden auch Sie unsern vergnügten Cirkel vermehren, und ich zähle darauf, daß wir Sie festhalten werden.

Hier zum erstenmal habe ich es in seinem ganzen Umfange gefühlt, wie gar wenig Zurüstung es fordert, ganz glücklich zu seyn. Ein großes, ein warmes Herz ist die ganze Anlage zur

Seligkeit, und ein Freund ist ihm Vollendung. Seyn Sie zufrieden, mein Lieber, daß Sie beides haben!

Sonderbar finde ich die Wege des Himmels auch hier. Acht Jahre mußten wir bei einander seyn, uns gleichgültig seyn. Jetzt sind wir getrennt, und werden uns wichtig. Wer von uns beiden hätte auch nur von fern die verborgenen Fäden geahnet, die uns einmal so fest an einander zwingen sollten und ewig. Aber vielleicht war eben dieses beiderseitige Ausweichen das Werk einer weisern Vorsicht. Wir sollten uns erst kennen, wenn wir beide verdienten gekannt zu seyn. Beide noch unvollkommen, hätten wir zu früh und zu viele Schwächen an einander beobachtet, und wären nie für einander erwärmt worden. Achtung nur ist der Freundschaft unfehlbares Band, und diese mußten wir erst noch beide erwerben. Durch zweierlei Wege sind wir nunmehr zu eben dem Ziel gelangt, und finden uns hier mit Entzücken. Sie, mein Bester, haben den ersten Schritt gethan, und ich erröthe vor Ihnen. Immer verstand ich mich weniger darauf, Freunde zu erwerben, als die erworbenen fest zu halten.

Sie haben mir Ihre Lotte anvertraut, die ich ganz kenne. Ich danke Ihnen für diese große Probe Ihrer Liebe zu mir. Ich sehe daraus, daß Sie groß von mir denken müssen, denn jeder andere als ein edler empfindender Mann würde die schöne Seele Ihrer Schwester nicht zu lieben verdienen. Glauben Sie meiner Versicherung, bester Freund, ich beneide Sie um diese liebenswürdige Schwester. Noch ganz wie aus den Händen des Schöpfers, unschuldig, die schönste, reichste, empfindsamste Seele, und noch kein Hauch des allgemeinen Verderbnisses am lauteren Spiegel ihres Gemüths — und so kenne ich Ihre Lotte, und wehe demjenigen, der eine Wolke über diese schuldlose Seele zieht! — Rechnen Sie auf meine Sorgfalt für ihre Bildung, die ich nur darum beinahe fürchte zu unternehmen, weil der Schritt von Achtung und feurigem Antheil zu andern Empfindungen so schnell gethan ist.

Ihre Mutter hat mich zu einem Vertrauten in einer Sache

gemacht, die das ganze Schicksal Ihrer Lotte entscheidet. Sie hat mir auch Ihre Denkungsart über diesen Punkt entdeckt. Einem so zärtlichen Bruder kann es nicht gleichgültig seyn, auch eines Freundes Rath in einer so wichtigen Sache zu hören.

Ich kenne den H. von ***. Einige Kleinigkeiten, die jetzt zu weitläuftig und für Sie zu unwichtig wären, haben uns unter einander mißgestimmt; dennoch glauben Sie es meinem aufrichtigen, unbestochnen Herzen, er ist Ihrer Schwester nicht unwerth. Ein sehr guter und edler Mensch, der zwar gewisse Schwachheiten, auffallende Schwachheiten an sich hat, die ich ihm aber mehr zu Ehre als zur Schande rechnen möchte. Ich schätze ihn wahrhaft, ob ich schon zur Zeit kein Freund von ihm heißen kann. Er liebt Ihre Lotte, und ich weiß, er liebt sie als ein edler Mann, und Ihre Lotte liebt ihn, wie das Mädchen, das zum erstenmale liebt. Mehr brauch' ich Ihnen nicht zu sagen. Außerdem hat er andre Ressourcen, als sein Port d'Epée, und ich bürge dafür, daß er sein Glück in der Welt machen kann. — Mehr davon, wenn ich Ihnen das nächstemal schreibe. Indeß glauben Sie Ihrem und Ihrer Lotte zärtlichstem Freunde.

Sonst kann ich Ihnen von Ihrer besten Mutter und Lotten die angenehmsten Nachrichten geben. Der Einzug in V. ward mit einigen Feierlichkeiten gehalten. Auf ihren Geburtstag wünsche ich selbst etwas auszudenken; aber Alles, wozu die Leute des Dorfes gebraucht werden müßten, dürfte zu schwer und zu weitläuftig seyn.

Ueberhaupt liebt Ihre Mutter dergleichen laute Aeußerungen der Freude weniger, als den stillen einfachen Ausdruck, und ich lobe sie darum. Man denkt sich dabei so leicht gewisse Festivitäten, die Sie so gut kennen, als ich, und welche alle ihnen ähnliche für die Zukunft durch eine garstige Association angesteckt haben. Wollen Sie indeß etwas, das meine Muse ausführen kann? Mit Freuden steht Ihnen die Dame zu Diensten.

Nunmehr leben Sie wohl, und erlauben mir zum Schlusse

die Bitte, das Herz Ihrer Lotte zu schonen, und **mit** daran zu arbeiten, daß ihre Geschichte — oder soll ich sagen Roman? — sich glücklich entwickelt. Erlauben Sie mir auch, Sie, als Ihr wahrer und warmer Freund, mit Ihrer eignen gegenwärtigen Lage auszusöhnen, und Sie inständigst zu bitten, ruhig in die Zukunft zu sehen. Diesen Rath gibt Ihnen kein kalter, pedantischer Moralist, der das verdammt, was er selbst nicht hat — ein Jüngling spricht mit Ihnen — ein Jüngling, der eben so oder noch ungestümer glüht, wie Sie, der alle Fehler der übereilten Hitze gemacht hat, und seinen starren Kopf oft genug zersplittert hat, um einem Freunde die Lehre zu geben, kaltes Blut erst zu fragen. Ewig der Ihrige

S.

An Frau von Wolzogen.

B. früh Morgens am 28. Mai 1783.

Alle guten Geister **heute** über Sie. Da sitze ich, reibe mir die Augen, will zu Ihnen, und besinne mich, daß ich den Kaffee allein trinken muß — aber mein Herz ist zwischen Ihnen und unsrer Lotte, und begleitet Sie bis in's Zimmer der Herzogin.[1]

Heute, Freundin, wünsche ich Ihnen die Stimme eines Donners — die Festigkeit eines Felsens und die Verschlagenheit der Schlange im Paradies. Denken Sie daran, daß Sie nichts als eine elende Kleinigkeit daran setzen, aber für Sich und die Lotte und auch für mich Alles zu gewinnen haben. Sagen Sie die ganze Pension ab, so will ich alle Jahr' eine Tragödie mehr schreiben, und auf den Titel setzen:

Trauerspiel für Lotte.

Im Ernst, liebe Freundin, sehen Sie zu, daß Sie mit guter Art loskommen, und die Lotte aus der Pension erlösen.

[1] Die in Genua verstorbene Herzogin von Gotha ließ Lotte von Wolzogen, wegen verschiedener Dienste, die ihr der Vater geleistet, in einer Pension erziehen, wo es ihr mißfiel.

Ich erwarte Sie also 7 Uhr zu Masfeld bei der Pastorin; bis dahin lebe ich einen langen traurigen Tag. Das obere Zimmer wird heut und morgen noch nicht fertig, der Schreiner sagt, es sey unmöglich. Also um 7 Uhr präcise bei der Pastorin, und die Neuigkeit mit Ihnen, daß Lotte aus der Pension kommt.

Bis dahin Ihr hoffnungsvoller Freund

S.

Diese Blumen schicke ich Lotte.

B. Freitag Abends, den 30. Mai.

Zwei Tage muß ich also noch durchwarten, ehe ich Sie sehe! Das ist schrecklich! Kaum freue ich mich ein wenig, daß der heutige sich beurlaubt, und nun stehen mir noch acht und vierzig Stunden bevor. Wär' es nicht Ihrer Lotte zum Besten, und wüßte ich nicht, daß Ihre Gegenwart diese eben so glücklich macht, als mich — eben so sag' ich, nicht glücklicher — glauben Sie, ich würde melancholisch, oder ich trotzte.

Ach, meine Beste, in einer gepreßten Lage haben Sie mich verlassen. Nie war ich Ihrer liebevollen Ermunterung so bedürftig, als eben jetzt, und weit und breit ist Niemand, der meiner zerstörten und wilden Phantasie zu Hülfe käme. Was werd' ich, was kann ich zu meiner Zerstreuung thun? Ich weiß nichts, als Ihnen zu schreiben, aber ich fürchte mich selbst in meinen Briefen. Entweder red' ich darin zu wenig, oder mehr als Sie hören sollten und ich verantworten kann. Sehr gern schrieb' ich der Lotte, aber ich scheue das Schicksal meines vorigen Briefes, und solche Briefe, als Madame * lesen darf, mußten mich nie anders schreiben lehren.

Gottlob, daß indessen die H. v. G. so kurz mit Ihnen angebunden. Wären Sie doch auch recht sehr bestimmt! Ich wollte Gott danken für Ihre Lotte, denn auf diese Art würden Sie, meine Freundin, ein Uebriges thun. Es bleibt dabei, ich schreibe eine Tragödie mehr, so bald die H. ihre Pension zurück nimmt, und Lotte soll die Pränumeration davon haben.

Daß Ihnen das Hofleben sehr ekelhaft vorkommt, hör' ich sehr gern; aber es ist darin noch kein Compliment für mich, daß Sie sich aus demselbigen weg und nach Bauerbach sehnen. Man dürfte mich zwischen Spandau und einer Assemblée wählen lassen. Ich weiß, was geschähe; doch das bedeutet nicht viel, was allenfalls in meinem Kopfe geschähe.

Sie schreiben mir, ich sey erkannt, und schreiben dies so gelassen. Lieber hätte ich ein Auge verloren, als daß mich die Meininger kennen. Wüßte ich den, der mir diesen Dienst gethan hat, ich würde ihn hassen, und wäre er mein erster Freund. Helfen Sie mir ihn ergründen. Der Umstand verändert meinen Plan um ein großes. Bin ich wirklich entdeckt, so kann ich nicht mehr incognito leben, oder ich mache mich lächerlich. Ich muß unter meinem Namen in Gesellschaft gehen und den Dummköpfen, die so hoch aufgelauscht haben, Impertinenzen sagen. Es liegt mir an dem Respect, der meinem Namen gebührt, diesen muß ich nothwendig behaupten.

Doch ich bin wohl ein Thor. Jetzt liegt mir auch an diesem nichts mehr. Es war eine Zeit, wo mich die Hoffnung eines unsterblichen Ruhms so gut, als ein Galakleid ein Frauenzimmer, gekitzelt hat. Jetzt gilt mir Alles gleich, und ich schenke Ihnen meine dichterischen Lorbeere in den nächsten Boeuf à la mode, und trete Ihnen meine tragische Muse zu einer Stallmagd ab.

Wie klein ist doch die höchste Größe eines Dichters gegen den Gedanken, glücklich zu leben! Ich möchte mit meiner Leonore sprechen: „Laß uns fliehen — laß in den Staub uns werfen all' dieses prahlende Nichts. Laß in romantischen Fluren ganz der Freundschaft uns leben. Unsre Seelen klar, wie über uns das heitre Himmelsblau, nehmen dann den schwarzen Hauch des Grames nicht mehr an. Unser Leben rinnt dann melodisch, wie die flötende Quelle, zum Schöpfer."

Mit meinen vormaligen Planen ist es aus, beste Freundin, und wehe mir, wenn das auch von meinen jetzigen gelten sollte! Daß ich bei Ihnen bleibe, und wo möglich begraben werde,

versteht sich. Ich werde es auch wohl bleiben lassen, mich von Ihnen zu trennen, da mir drei Tage schon unerträglich sind. Nur das ist die Frage, wie ich bei Ihnen auf die Dauer meine Glückseligkeit gründen kann? Aber gründen will ich sie, oder nicht leben, und jetzt vergleiche ich mein Herz und meine Kraft mit den ungeheuersten Hindernissen, und ich weiß es, ich überwinde sie.

Ich überlese, was ich geschrieben habe. Es ist ein toller Brief. Aber Sie verzeihen mir ihn. Wenn ich mündlich ein Narr bin, so werde ich schriftlich wohl nicht viel klüger seyn.

Noch etwas. Ein Junge von hier wollte zu Ihnen und Ihnen melden, daß ein Stuttgarter Herr in Meinungen angelangt und sich nach Ihnen erkundigt habe. Er sey mit vier Pferden gekommen. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist es P** oder Y. Sollte der letztere es seyn, so schicken Sie mir zwei Boten. Ich gehe nach Weimar. Nunmehr leben Sie wohl. An Lotten tausend Empfehlungen. Auch dem Reinwald einen Gruß. Den letztern bitten Sie, Ihnen den Messias zu verschaffen, und Ossian. Morgen mehr. Ich bin unwandelbar Ihr Freund bis in den Tod, und wo möglich noch weiter.

F. Schiller.

Die leidenschaftliche Stimmung dieser letzten Briefe deutet auf eine Neigung für Charlotte von Wolzogen, welche Schillers Herz erfüllte, und die Idee, sich mit ihr zu verbinden.

Der Heirathsplan mit H. von Y., auf den ein früherer Brief an Wilhelm von Wolzogen sich bezieht, hatte sich durch äußere Umstände und, wie es scheint, einige unzarte Aeußerungen aufgelöst, wie folgende Stelle aus einem Briefe an diesen zeigt:

„Wir haben Ihre liebe Schwester beinah' vierzehn Tage bei uns gehabt, und mit dem größten Vergnügen beobachtet, daß eine ansehnliche Provinz ihres Herzens dem bewußten Götzen noch nicht erb- und eigenthümlich gehört. Im Ernst, liebster

Freund, Ihre gute Lotte ist so melancholisch nicht, als die Eigenliebe gewisse Personen zu bereden scheint."

„Dieses schreibe ich Ihnen, damit es Ihre eignen Besorgnisse, die ich nicht anders als billigen kann, zerstreue, und damit es Sie zugleich in den Stand setze, dem gewissenhaften W., der Ihre Schwester nicht verlassen mag, eine beruhigende, tüchtige Antwort zu geben. Sie werden wohl wissen, worauf ich ziele, und werden mir auch den Grad des Unwillens nicht verdenken, den mir die Anmaßung jenes Herrn (der das Herz Ihrer Schwester noch erst verdienen lernen mußte) eingeflößt hat. Mehreres hat Ihnen vermuthlich die Mama geschrieben; denn ich schließe aus ihrer Aufwallung über Ihren letzten Brief, daß sie Ihnen ihr Herz ganz ausgeschüttet haben mag. Ich erwarte mit Ungeduld eine Antwort von Ihnen, und wünsche aus Gründen, die ich Ihnen ein andermal sagen will, daß ich Ihren Brief Lotten sehen lassen darf. Nun sind Sie (und vielleicht auch ich) der Parteilichkeit gegen W. verdächtig, welcher Vorwurf uns um so schmerzlicher fallen muß, je unwürdiger die Person ist, die uns denselben zugezogen hat. —"

Schiller war zu redlich und zartfühlend, um in seiner ungewissen Lage Wünsche auszusprechen, die das Glück des liebenswürdigen Mädchens nicht gründen konnten, und denen ihre Familie entgegen seyn mußte. So blieb das Verhältniß in Schweigen verhüllt. Nur halb im Scherz spricht er in einem folgenden Brief an die Mutter diese Idee aus. Lotte selbst scheint seine Neigung nicht bemerkt, noch mit anderem als freundschaftlichen Gefühl erwidert zu haben. Sie war von ruhigem Charakter, in dem Besonnenheit und Empfindung im Gleichgewicht lagen. Nach einigen Jahren gab sie ihre Hand einem andern Manne und wurde nach ihrer ersten Niederkunft den Ihrigen durch den Tod entrissen.

Am Schluß der Schilderung des Aufenthalts in Bauerbach stehe hier ein Gedicht, das an ein Mädchen, welches im Hause der Frau von Wolzogen erzogen wurde, gerichtet ist. Daß Schiller selbst diesem durch Innigkeit und Wahrheit der

Empfindung rührenden Gedichte keinen poetischen Werth zuschrieb, geht daraus hervor, daß er es nicht in die Sammlung seiner Gedichte aufgenommen.

Hochzeitgedicht

auf die Verbindung

Henriettens N. mit N. N.

Von einem Freunde der Braut.

1783.

Zum erstenmal — nach langer Muße —
Dir, gutes Kind, zum Hochzeitgruße,
Ergreif' ich meinen Dichterkiel.
Die Schäferstunde schlägt mir wieder —
Von Herzen strömen warme Lieder
In's brachgelegne Saitenspiel.

Darf sich in deinen Jubeltagen
Auch ernste Weisheit zu dir wagen? —
Sie kommt aus deines Freundes Brust.
Die Weisheit ist der Freude Schwester;
Sie trennt sie nicht — sie knüpft sie fester,
Und lächelt zu erlaubter Lust.

Wenn Tugenden den Kranz gewinnen,
Da will die Freudenthräne rinnen,
Da denk' ich an die schön're Welt —
So selten lohnt das Glück dem Besten! —
Oft weint die Tugend an den Festen,
Die das gekrönte Laster hält.

Du Mädchen mit dem besten Herzen,
Du hast Gefühl für fremde Schmerzen,
Für fremde Wonne Sympathie —
Erröthe nicht! — Ich sahe Proben —
Und meine Leyer — frag' dort oben!
Die stolze Leyer schmeichelt nie.

Wie mühsam sucht durch Rang und Ahnen
Die leidende Natur sich Bahnen!
Gefühl erstickt in Ziererei.
Oft drücken ja, gleich Felsenbürden,
Mit Seelenruh' bezahlte Würden
Der Großen kleines Herz entzwei! !! —

Dein Herz, das noch kein Neid getadelt,
Dein reines Herz hat dich geadelt,
Und Ehrfurcht zwingt dir Tugend ab --
Ich fliege Pracht und Hof vorüber;
Bei einer Seele steh' ich lieber,
Der die Empfindung — Ahnen gab.

Wer war der Engel deiner Jugend?
Wer rettete die junge Tugend? —
Hast du auch schon an sie gedacht?
Die Freundin, die dir Gott gegeben?
Ihr Adelbrief — ein schönes Leben!
(Den hass' ich, den sie mitgebracht).

Sie riß dich weg von Pöbelseelen —
Dein Brautgebet wird's Gott erzählen! —
Du gingst Ihr nach, und wurdest gut.
Sie schuf dich zu des Gatten Wonne,
Erwärmte, gleich der Frühlings=Sonne,
Zur Tugend deinen jungen Muth.

Wie eilte sie mit Muttergüte
Zu Hülfe jeder jungen Blüthe,
Bis Leben in die Wurzel floß!
Wie pflegte sie mit Flammeneifer
Des zarten Sprößlings, bis er reifer,
Ein stolzer Wuchs, zum Himmel schoß.

So eile denn zum Brautaltare!
Die Liebe zeigt dir goldne Jahre —
Mein warmer Segen eilt voran.
Du kennst der Gattin Schuldigkeiten!
Du hast ein Herz für ihre Freuden,
Und glücklich preis' ich deinen Mann.

Wie schön ist doch das Band der Liebe!
Sie knüpft uns, wie das Weltgetriebe,
Auf ewig an den Schöpfer an.
Wenn Augen sich in Augen stehlen,
Mit Thränen Thränen sich vermählen,
Ist schon der süße Bund gethan.

Wie göttlich süß ist das Vergnügen,
An's Herz des Gatten sich zu schmiegen,
Wie süß, sich seines Glücks zu freun!
Wie süßer — sich für ihn zu quälen!
Auch Wehmuth kettet schöne Seelen,
Und wollustvoll ist diese Pein!

Du wirst mit liebevollem Eilen
Das Schicksal deines Mannes theilen,
Und schnell in seine Seele sehn.
Wie zärtlich wirst du jeden Träumen,
Die kaum in seinem Busen keimen,
Wie zärtlich rasch entgegen gehn?

Wenn unter drückenden Gewichten
Des Kummers und der Bürgerpflichten
Der müde Gatte niederfiel,
Wirst du mit einem holden Lächeln
Erfrischung ihm entgegen fächeln, —
Und spielend trägt er sie zum Ziel.

Wenn Schmerz in seinem Busen wüthet,
Und über ihm die Schwermuth brütet,
In seinem Herzen Stürme wehn,
Wirst du mit heiterem Gesichte
Erquickend, gleich dem Sonnenlichte,
Durch seines Grames Nebel sehn.

Wenn selbst der Wonne süße Bürde
Dem Einsamen zu lästig würde,
(Auch Lust gesellt sich Helfer bei)
Wirst du die schönste Hälfte tragen,
Und erst dein Auge wird ihm sagen,
Wie groß des Glückes Fülle sey.

Ja, — darf ich über Jahre fliehen,
Den Schleier von der Zukunft ziehen? —
Ein neues Glück erwartet dein!!
Das Größte, so der Mensch empfindet,
Das nur im Himmel Muster findet —
Die Mutter eines Kinds zu seyn!!! —

Die Mutter eines Kinds zu werden! —
Was droben süß ist, und auf Erden,
Das Wonnewort schließt Alles ein.
Das kleine Wesen — welch Vergnügen! —
Im mütterlichen Schooß zu wiegen!
Was kann im Himmel schöner seyn?

Die Seligkeit — du wirst sie kennen,
Wenn stammelnd dich die Kinder nennen,
Und herzlich dir entgegen fliehn —
Die bange Lust — — die süßen Qualen — —
Umsonst! kein Jüngling kann sie malen —
Hier werf' ich meinen Pinsel hin.

Was Lieder nicht zu singen wagen,
Laß dir der Mütter beste sagen,
„Was einer Mutterfreude glich?“
Du hörtest ihre Seufzer hallen,
Du sahest ihre Thränen fallen.
Du liebst sie, darum lieb ich dich.

Laß dir der Mütter beste sagen,
Wie himmlisch alle Pulse schlagen,
Wenn nur des Kindes Name klingt?
Wie selbst das Land sich schöner malet,
Wie heller selbst der Himmel strahlet,
Der über ihren Kindern hängt?

Wie süß der Gram um Kleinigkeiten? —
Wie süß die Angst: es möchte leiden?
Die Thräne, die sie still vergießt?
Die Ungeduld, ihm zuzufliegen?
Wie unerträglich das Vergnügen,
Das nicht das Kind auch mit genießt?

Die Herrscherin der Welt zu scheinen?
Die Wollust, um ihr Kind zu weinen? —
Laß ihr die Wahl — was wird sie thun?
Die Krone wirft sie auf die Erde —
Und fliegt mit jauchzender Geberde,
Und fliegt dem lieben Kinde zu.

Nun freu' dich denn, — du wirst's genießen,
Das stille Glück, das viele missen, —
Was wünsch ich dir? Entweih' es nie!
Die Freundin, die dein Herz gemildet,
Zur guten Mutter dich gebildet, —
Was wünsch' ich dir? — Vergiß sie nie!

Vergiß sie nie — wenn deine Lieben
Im Kinderspiel sich um dich üben,
So führe sie der Besten zu.
Ihr sollen sie zu Füßen fallen,
Unschuldig ihr entgegenlallen:
„Die gute Mutter gabest du!“

Anregungen seiner Mannheimer Freunde riefen Schiller wieder dorthin. Der Herzog von Würtemberg betrug sich fortwährend

großsinnig, kränkte die Schillersche Familie auf keine Weise, und es schien entschieden, daß er die Entfernung seines Zöglings und Dieners nicht ahnden würde; ja es war, als wollte er sie ganz ignoriren.

Wie viel auch die freundliche Einwirkung der Gräfin von Hohenheim zur Besänftigung des Herzogs beigetragen haben mochte, so hatte doch sicher sein Verstand und sein heller Blick in die Stimmung der Zeit keinen geringeren Antheil an diesem milden Verfahren. Das Gewicht der öffentlichen Meinung fing an auf die Gemüther der Fürsten einzuwirken. Der große Friedrich, der seine Macht fest in der Ehrfurcht seines Volkes gewurzelt fühlte, vergönnte Freiheit der Rede und Schrift. Joseph der Zweite wollte dies schöne Beispiel nachahmen. Mehrere edle Fürsten Deutschlands beschützten aus Neigung und Einsicht die Freimüthigkeit ihrer Gelehrten. Freisinnigkeit zu dulden wurde ein Ehrenpunkt bei ihnen. Man schämte sich der Eingriffe despotischer Willkür in das Leben des Geistes. Die Zerstücklung in kleine Staaten, deren jeder in seiner innern Verfassung für sich bestand, öffnete dem Verfolgten eine Zuflucht in einem einsichtsvolleren Nachbarstaate, wenn er das Unglück hatte, einem anzugehören, wo noch dumpfe Finsterniß herrschte, und Furcht der Regierenden dieselbe zu erhalten bemüht war.

Die günstige Aussicht, seinen Fiesco auf die Bühne zu bringen, die sich Schillern durch Herrn von Dalbergs Mittheilungen eröffnete, die Nothwendigkeit, seiner äußern Existenz eine sichere Basis unterzulegen, bewogen ihn, den ihm so lieb gewordenen einsamen Aufenthalt zu verlassen. Er sah diese Entfernung anfangs nur als eine Reise an, und Frau von Wolzogen, vielleicht in der Hoffnung, Schillers Verhältnisse in Würtemberg wieder herzustellen, begünstigte diese Ansicht.

Der fortgesetzte Briefwechsel mit seiner mütterlichen Freundin gibt uns das treueste Bild von dieser Epoche seines Lebens.

Dritter Abschnitt.

Rückkehr nach Mannheim.

Auf der Reise nach Mannheim.
Julius 1783.

Eben, meine Theuerste, treffe ich einen Mann, der in Ihre Gegend geht, und mir diesen Brief an Sie zu bringen verspricht. Ich bin glücklich gereiset und schon funfzehn Stunden näher an Frankfurt. Wir hatten gestern etliche Regengüsse auszustehen, die aber nicht viel für uns zu bedeuten hatten, und nun ist's das schönste Wetter. O, meine Beste, wie herzlich froh bin ich, daß der Abschied überstanden ist, und wie herzlich vergnügt wäre mir die Nachricht, daß Sie ihn verschmerzt hätten.

Liebste, zärtlichste Freundin, der Verdacht, daß ich Sie verlassen könnte, wäre bei meiner jetzigen Gemüthslage Gotteslästerung. Glauben Sie mir, meine Theuerste, je tiefer ich die Welt kennen lerne, und je mehr ich unter Menschen gehe, desto tiefer graben Sie sich in mein Herz, und desto theurer werden Sie mir.

Sie werden gestern einen traurigen Tag, und ohne unsre Lotte noch einen traurigern Abend auszustehen gehabt haben — aber der Tag und Abend meiner Wiederkunft sollen Sie gewiß vollkommen dafür belohnen.

Jetzt leben Sie wohl. Der Kutscher wird Ihnen einen langen Brief bringen. Tausendmal leben Sie wohl, ewig theuer dem Herzen Ihres Freundes

S.

Frankfurt a. M., den 23. Julius 1783.

Eben komme ich hier an, meine Beste, und da ich befürchtete, durch lange Verzögerung und Mangel der Gelegenheit in dieser Stadt viel zu verzehren, so nahm ich kein Bedenken, gleich mit Extrapost abzugehen. Diesen vermehrten Aufwand werde ich durch die Verkürzung meines Aufenthaltes in Mannheim wieder einbringen, denn ich freue mich ungleich mehr auf die Ankunft in Bauerbach bei Ihnen, als auf meine Tage zu Mannheim.

Da mich gegenwärtig bombardirt der Friseur, der Schwager und andre Commissionen, so bleibe ich Ihnen meine Empfindungen, und was ich sonst noch an Sie zu bestellen habe, bis auf meine Ankunft in Mannheim schuldig. So lange werden Sie mir doch wohl glauben, daß ich Sie in meinem Herzen trage, wie ich mich selbst in der Hand Gottes getragen wünsche.

Alle Augenblicke werde ich abgerufen, ich bin ganz verwirrt — O, meine beste, liebste Freundin, unter dem schrecklichen Gewühl von Menschen fällt mir unsre Hütte im Garten ein — wär' ich schon wieder dort! Die liebe, gute Lotte grüßen Sie mir herzlich. In ungefähr sechs Tagen haben Sie wieder Nachricht von mir. Ich möchte gern morgen im Theater zu Mannheim eintreffen, weil ich da eine Ueberraschung machen kann.

Leben Sie tausendmal wohl. Ewig Ihr

S

Mannheim, den 28. Julius 1783.

Endlich bin ich in Mannheim. Matt und erschöpft kam ich gestern Abend hier an, nachdem ich mich Vormittags noch in Frankfurt herumgetrieben.

Meier hat eine Wohnung und Kost für mich ausgemacht, die sehr gut und wohlfeil ist, neben dem Schloßplatz; mein Zimmer hat eine vortreffliche Aussicht. Mein Geld zur Rückreise habe ich bei Seite gelegt, und kann indessen drei Wochen hier bleiben. So stehen meine Finanzen.

Nun, meine Beste, werden Sie wissen wollen, wie ich die

Sachen bei meiner Ankunft gefunden — Nicht gar zum besten. Dalberg ist von einer Reise nach Holland noch nicht zurück, wird aber erwartet. Iffland ist nach Hannover, soll aber in etlichen Tagen auch wieder kommen. Also bin ich einige Zeit wenigstens ganz ohne Nutzen hier. Meinen Freunden habe ich durch meine Ankunft viel Freude gemacht, sie aber sehr klar merken lassen, daß ich nichts als mein Vergnügen bei meinem hiesigen Aufenthalt zur Absicht habe. Bis Dalberg also zurück ist, kann ich Ihnen nicht das Geringste von Aussichten sagen. Und ich würde sie schwerlich benutzen, meine Theuerste, wenn sie mir auch in die Hände liefen, sobald mein Aufenthalt bei Ihnen im geringsten dadurch litte. Gestehen muß ich Ihnen, daß Alles, was mir hier vorkommt und noch vorkommen kann, bei der Vergleichung mit unserm stillen, glücklichen Leben entsetzlich verliert.

Sie haben mich einmal verwöhnt — verdorben sollte ich sagen — daß ich den lebhaftesten Eindrücken der großen Welt beinahe verschlossen bin.

Wenn ich es möglich machen kann, daß ich, ohne einen Schritt in die Welt zu thun, 600 fl. jährlich ziehe, so begräbt man mich noch in Bauerbach.

So leer und verdächtig ist mir Alles, seit ich von Ihnen bin, und so wenig Geschmack kann ich einer Lebensart abgewinnen, die Sie nicht mit mir genießen. Wie froh will ich seyn, wenn ich mit einigen guten Aussichten und Geld in der Tasche die Rückreise wieder antreten kann, und wie sehr wird meine Glückseligkeit bei Ihnen durch diesen Ausflug gewonnen haben.

Aber wie bringen Sie Ihre Tage hin, theuerste Freundin? Traurig, fürcht' ich, und wünsche es einigermaßen doch; denn es ist etwas Tröstendes und Süßes in der Vorstellung, daß zwei getrennte Freunde ohne einander nicht lustig sind. O, es soll mich anspornen, bald, bald wieder bei Ihnen zu seyn; und indessen will ich bei meinen großen Zerstreuungen an Sie, meine Wertheste, denken; ich will mich oft aus dem Cirkel der

Gesellschaften losreißen und auf meinem Zimmer schwermüthig nach Ihnen mich hinträumen und weinen. Bleiben Sie, meine Liebe, bleiben Sie, was Sie mir bisher gewesen sind, meine erste und theuerste Freundin, und lassen Sie uns ein Beispiel unverfälschter Freundschaft seyn. Wir wollen uns beide besser und edler machen, wir wollen durch wechselseitigen Antheil und den zartesten Bund schöner Empfindungen die Glückseligkeit dieses Lebens erschöpfen, und am Ende stolz auf dies reine Bündniß seyn.

Nehmen Sie einen Freund mehr in Ihrem Herzen auf. Das meinige bleibt Ihnen bis in den Tod, und wo möglich noch über diesen hinaus.

Heute werde ich auch meinen Eltern und Ihrem Wilhelm nach Stuttgart schreiben. Grüßen Sie mir unsre liebe Lotte, welcher ich das nächstemal schreibe. Auch der Tante sagen Sie, daß ich sie recht sehr lieb habe. Alle die Ihrigen sind so gut und bleiben mir ewig werth.

Schreiben Sie mir doch ja bald, wie Sie leben, ob Sie mich noch lieben. Zwar das hoffe ich gewiß. Schreiben Sie mir Ihre ganze Lebensart von Morgen bis in die Nacht, und was Ihnen sonst begegnet — auf diese Weise überzeugen Sie mich doch, daß Sie mich im Herzen tragen, wie ich Sie in dem meinigen.

Die liebe gute Lotte küssen Sie in meinem Namen (wenn's erlaubt ist). Ihr

F. Schiller.

An Wilhelm von Wolzogen.

Mannheim, am 28. Julius 1783.

Gestern, mein liebster Freund, kam ich hier an und setze mich jetzt gleich nieder, Ihnen von der Mama und Ihrer Schwester die besten Versicherungen zu geben. Was mich die Trennung von den Ihrigen, die doch nur 5—6 Wochen dauert,

empfinden läßt, darf ich Ihnen nicht erst gestehen. Ich trage mich mit der Hoffnung, auch Sie, mein Bester, während der Zeit, daß ich Ihnen so nahe bin, von Angesicht zu Angesicht zu sehen, und wenn Sie vom Obrist v. Nicolai auf drei Tage Urlaub nach Heilbronn bekommen können, so wollen wir uns da ein Rendezvous geben. Schreiben Sie mir das bald, und bleiben Sie mein Freund, wie ich der Ihrige bin.

F. S.

Mannheim, den 11. August 1783.

Aus einem Tumult von Zerstreuungen fliege ich an Ihr Herz, beste Freundin, denke mich zu Ihnen in Ihr neues Stübchen hinein, wo auch ich vielleicht jetzt Ihr Gedanke bin, und erzähle Ihnen mein jetziges Schicksal. Vor allem Andern tausendfachen Dank für Ihren lieben, zärtlichen Brief. Also weiß ich gewiß, daß Ihr Herz noch für mich das vorige ist — womit beweise ich Ihnen doch, daß es auch das meinige bleiben wird!

Die vierzehn Tage, die ich jetzt in Mannheim zugebracht, sind beinah ganz fruchtlos für mich gewesen. Dalberg war abwesend, einige Schauspieler in Urlaub, die mehrsten Familien auf's Land ausgeflogen und eine unerträgliche trockene Hitze verdarb mir beinah allen Genuß des Lebens. Das Theater hat mir wenig genützt, weil des Sommers wenig Stücke gegeben werden, die wichtig sind, auch ohne Schaden nicht gegeben werden können. Zudem war auch die Anwesenheit der Kurfürstin und des Zweibrücker Herzogs Schuld, daß meistens Alltags-Komödien vorkamen, wovon diese Liebhaber sind. Viel habe ich auch nicht gearbeitet, weil Zerstreuung und Hitze es mir unmöglich machte. Also die Summe vom Ganzen ist — ich habe diese Zeit über wenig gewonnen.

Dalbergs Ankunft aber scheint sehr viel für mich verändern zu wollen. Gestern traf er hier ein, und wurde gleich von meinem Hierseyn benachrichtiget, das ihm höchst angenehm war. Ich traf ihn auf dem Theater, wo er mir auf die verbindlichste

Art zuvorkam, und mich mit großer Achtung behandelte. Von meiner Abreise will er nichts wissen, und läßt sich sonst noch allerlei gegen mich merken, wofür ich, Gottlob! keine Ohren mehr habe. Ich war heute bei ihm, und zwar sehr lange. Der Mann ist ganz Feuer, aber leider nur Pulverfeuer, das plötzlich losgeht, aber eben so schnell wieder verpufft. Indeß glaub' ich ihm herzlich gern, daß ihm mein hiesiger Aufenthalt lieb wäre, wenn er nichts aufopfern dürfte. Mein Fiesco soll gegeben werden, und man ist wirklich daran, mit Anmerkungen über das Stück bei mir einzukommen. Vielleicht arbeite ich ihn um, und setze die Vorstellung durch. Morgen (Mittwoch den 13.) wird meine Luise Millerin gelesen, in großer Gesellschaft, wobei Dalberg den Vorsitz hat, und dann wird sich's entscheiden, ob sie hier vorgestellt wird. Dalberg versprach, mir zu Gefallen meine Räuber und einige große Stücke spielen zu lassen, um die Stärke der Schauspieler daraus zu beurtheilen und mich in Feuer zu setzen. Meine Räuber sollen mich freuen.

An Schwan habe ich mich am meisten attachirt, und Sie, meine Theuerste, schätzen ihn ja auch. Ihm allein habe ich meine Millerin vorgelesen, und er ist äußerst damit zufrieden.

Von Wieland hat er mir Briefe gezeigt, die beweisen, daß Wieland sehr warm für mich fühlt und groß von mir urtheilt. Dieses letzte ist mir wegen vieler Umstände nicht gleichgültig. Bei Schwan habe ich auch sonst gute Bekanntschaften gemacht.

Nach dato war ich nirgends als in Oggersheim, wo die Kurfürstin wirklich residirt und man mir das Schloß und den Garten gezeigt hat. In dem Wirthshaus, wo ich im vorigen Jahr sieben Wochen gewohnt habe, bin ich auf eine Art empfangen worden, die mich sehr gerührt hat. Es ist etwas Freudiges, von fremden Leuten nicht vergessen zu werden. Die nächste Woche will ich in Gesellschaft nach Heidelberg und Schwetzingen fahren. Mein Vater schreibt mir heute, daß er sich Hoffnung mache, ein Rendezvous in Bretten zu veranstalten. Von Wilhelm erwarte ich alle Tage Briefe, vorzüglich aber von Ihnen, meine Beste.

In Absicht auf meine Aussichten mit dem hiesigen Theater und meinen Stücken, kann Ihnen dieser Brief nicht das Geringste bestimmen; aber in acht Tagen erfahren Sie etwas mehr und vielleicht auch die Zeit meiner Abreise; denn nichts in der Welt wird mich fesseln.

Schwan räth mir an, wenn meine Stücke zum Theater gebracht werden sollten, mit Dalberg um den Preis der ersten Vorstellung bei jedem zu accordiren, weil ich dann aus beiden zusammen genommen 4 — 500 fl. würde zu ziehen haben, und dann in einem halben Jahr das Stück zum Drucke verkaufen könnte. Auch räth er mir beide abschreiben zu lassen, und nach Wien, Berlin und Hamburg Exemplare davon zu versenden, wo mir vielleicht die Theater einen Preis zuerkennen würden. Sie wissen, meine Theuerste, wie mißtrauisch mich das widrige Glück gegen die glänzenden Offerten gemacht hat, und werden mir also glauben, daß ich nimmermehr darauf baue. Ich bin froh, wenn ich 200 fl. für beide Stücke vom Theater gewiß habe; doch will ich Schwans Rath sehr gerne befolgen.

Das ist also Alles, was ich Ihnen jetzt von meinen Angelegenheiten sagen kann. Es steht noch dahin, ob Dalberg und ich in der Hauptsache einig werden.

Aber, meine beste, liebste Freundin, wie froh will ich den Augenblick erwarten, der mich wieder zu Ihnen zurückbringt! Wie sehr haben Sie in meinen Augen neben diesen neuen Bekanntschaften gewonnen! Ich will und kann auch recht fleißig bei Ihnen arbeiten. Mein Aufenthalt in B. soll mir von allen Seiten der vortheilhafteste bleiben, und weder Ihnen noch mir jemals zum Vorwurf gereichen. — Wie viel, wie unendlich viel haben Sie nicht schon an meinem Herzen verbessert; und diese Verbesserung, freuen Sie sich, hat schon einige gefährliche Proben ausgehalten. Fühlen Sie ihn ganz, den Gedanken, denjenigen zu einem guten Menschen gebildet zu haben und noch zu bilden, der, wenn er schlecht wäre, Gelegenheit hätte Tausend zu verderben. — Aber wie bringen denn Sie jetzt Ihre Tage zu? Sehr düster, sagt mir Ihr letzter Brief.

Hoffentlich ist Lotte wieder bei Ihnen gewesen, oder wirklich noch bei Ihnen. Sollten Sie bei dieser lieben, vortrefflichen Tochter eine Freude vermissen? Beste Freundin, Sie haben das seltene Glück, so gute Kinder — so liebe Geschwister, und einen (wenigstens Einen) recht treuen und zärtlichen Freund zu haben; und doch sollte eine Melancholie bei Ihnen einwurzeln können? Sollten Sie — eine Christin — die es fühlt, daß der Faden unsrer Schicksale durch die Hand Gottes geht, an wahren Glückseligkeiten des Lebens verzweifeln? Nein, meine Theuerste, ich weiß, dieses thun Sie nicht; und wenn das Ihre Beruhigung vermehren kann, ich hafte Ihnen für ewige Freundschaft.

Daß Sie mich hunderttausendmal der lieben Lotte empfehlen, versteht sich; und sagen Sie ihr auch, daß ich schon einen Brief an sie angefangen, aber wieder zerrissen habe, weil ich ihr unmöglich kalt schreiben, und die Madame ** keinen warmen sehen kann.

Reinwald grüßen Sie, und beide Pfarrers. Auch die Judith lasse ich schön grüßen, und es freut mich, daß sie mich noch lieb hat.

Grüßen Sie mir alle Plätze in Bauerbach, und lassen Sie mich jetzt Gebrauch von dem Titel machen, den Sie mir gegeben haben, und der von keinem stolzeren verdrängt werden soll. Lassen Sie, beste Mama, mich Ihren zärtlichen Sohn nennen.

Schiller.

Mannheim, den 11. September 1783.

Endlich kann ich mich wieder zu Ihnen wenden, meine Theuerste. Wie viel tausend Besorgnisse wegen meines monatlangen Stillschweigens in Ihrem zärtlichen Herzen aufgestiegen seyn mögen, kann ich mir leicht einbilden, und ich fürchte, Sie haben den wahren Grund davon errathen. Schon drei Wochen liege ich krank, meine Beste, ohne Lebensgefahr, Gottlob; aber ein kaltes Fieber, davon ich täglich einen Anfall auszustehen habe, hat mich entsetzlich mitgenommen, und ob ich gegenwärtig

schon, bis auf Mattigkeit und Schwäche des Kopfes, wieder genesen bin, so werde ich dennoch vor vierzehn Tagen nicht aus dem Hause können. Schon die acht Wochen, die ich in Mannheim zubringe, wüthet eine gallichte Seuche in der Stadt, die so allgemein ist, daß unter 20,000 Menschen, 6000 krank niederliegen. Meyer ist während meines Hierseyns daran gestorben; ein Freund, dem ich viel schuldig war. — Jetzt, Gott sey Dank! ist die Epidemie im Sinken, und für mich befürchten Sie nichts mehr. Ich war in den besten Händen, und wurde wie ein Kind des Hauses gepflegt, wurde sogar, weil mein Kopf sehr angegriffen war, einem andern Doctor übergeben.

Ich hatte mir vorgesetzt, Ihnen, meine Theure, Schritt vor Schritt, alles was sich für mich Schlimmes und Gutes hier ereignen würde, zu wissen zu thun; meine Krankheit hat dieses nichtig gemacht, und ich muß Ihnen nunmehr kurz und summarisch Bericht von allem Vergangenen und Künftigen abstatten, und meine Sachen in die möglichste Kürze zusammenziehen.

Ihr letzter Brief, der mich nothwendig traurig machen mußte, da er aus einem traurigen Herzen floß, hat gewissermaßen den Ausschlag in meinen Zweifeln gegeben.

Eben als ich ihn erhielt, hatte Dalberg Angriffe auf meinen Entschluß gethan. Sie erinnern Sich, meine Beste, daß ich Ihnen mein Ehrenwort gegeben, mich nicht selbst anzubieten, und in keinem Fall den ersten Schritt zu einem Engagement zu thun. Ich gebe Ihnen jetzt mit aller Freudigkeit eines reinen Gewissens dieses mein Ehrenwort wieder, daß ich mein Versprechen gehalten.

Dalberg selbst kam mir mit dem Antrag entgegen, daß ich hier bleiben sollte. Er stellte mir frei, auf wie lange ich mit dem Theater accordiren, und was ich für meine Verwendungen fordern wollte? Ob ich Ihnen nun gleich bei meiner Abreise die Erklärung gethan, daß ich vielleicht den Winter hier zubringen wollte, so zweifelte ich doch heftig bei mir selber, und ein allmächtiger Hang zu unsrem stillen, herrlichen Leben behielt schon die Oberhand, als Ihr Brief anlangte und ich erfuhr,

daß Y* zwei Monate bei Ihnen zubringen würde. Sie wissen, meine Beste, daß mich die Ankunft dieses Herrn selbst aus Bauerbach vertrieben haben würde, wenn ich noch dort gewesen wäre; wie viel mehr mußte sie mich jetzt von meiner Reise zurückhalten? Ich entschied also für die Anerbietungen Dalbergs, und vor ungefähr drei Wochen, wo ich bei ihm an Tafel war, wurden wir richtig. Ich bleibe bis auf den Mai 1784 hier, und folgende Punkte sind unter uns festgesetzt: 1) bekommt das Theater von mir drei neue Stücke — den Fiesco — meine Luise Millerin — und noch ein drittes, das ich innerhalb meiner Vertragszeit machen muß. 2) der Contract dauert eigentlich ein Jahr, nämlich vom 1. September dieses Jahres bis zum letzten August des nächsten. Ich habe aber die Erlaubniß ausbedungen, die heißeste Sommerzeit wegen meiner Gesundheit anderswo zuzubringen. 3) ich erhalte für dieses eine fixe Pension von 300 fl., wovon mir schon 200 fl. ausgezahlt sind. — Außerdem bekomme ich von jedem Stück, das ich auf die Bühne bringe, die ganze Einnahme der Vorstellung, die ich selbst bestimmen kann. Dann gehört das Stück dennoch mein, und ich kann es nach Gefallen verkaufen oder drucken lassen. Nach diesem Anschlag habe ich bis zu Ende August 1784 die unfehlbare Aussicht, in Ordnung zu kommen, und einen beträchtlichen Theil der Einnahme auf Tilgung meiner Schulden verwenden zu können.

Danken Sie mit mir Gott, meine Beste, daß er mir hier einen Ausweg eröffnet hat, durch Verbesserung meiner Umstände mich aus dem Wirrwar zu reißen und der ehrliche Mann zu bleiben. Dieser Gesichtspunkt allein, ich gestehe es, kann mich über die lange Trennung von Ihnen und über den Aufschub meiner angenehmen Entwürfe trösten, und gibt mir jetzt auch den Muth und die ruhige Festigkeit, Ihnen zu sagen, daß wir uns vor acht oder neun Monaten nicht sehen werden. Bis dahin, meine geliebteste Freundin, übergebe ich Sie dem Arm des unendlichen Gottes, und flehen Sie ihn um Schutz für mein Herz und meine Jugend. Meine Freundschaft — wenn der Gedanke

Ihnen Freude gewähren kann — bleibt Ihnen unwandelbar und gewiß, und soll mein allmächtiges Gegengift gegen alle Verführung seyn. Sie waren die erste Person, an welcher mein Herz mit reiner unverfälschter Zuneigung hing, und eine solche Freundschaft ist über allen Wechsel der Umstände erhaben. Fahren Sie fort, meine Theuerste, mich Ihren Sohn zu nennen, und seyen Sie versichert, daß ich das Herz einer solchen Mutter zu schätzen weiß.

Unsere Trennung, deren Nothwendigkeit ich Ihnen nicht erst beweisen darf, wird meine Gemüthsruhe wieder herstellen, eine Ruhe, die ich schon so lange nicht mehr genossen habe, weil die Unbestimmtheit meiner Aussichten mich unaufhörlich verfolgte. Mein hiesiger Aufenthalt wird mich auch in meiner Wissenschaft vollkommen machen, und mir desto gerechtere Ansprüche auf ein künftiges Glück verschaffen. Ich war also diesen Schritt mir selbst und meinem ehrlichen Namen schuldig, und Gott wird mich weiter führen.

Uebrigens kann ich Ihnen von meiner hiesigen Lebensart nichts Anderes als Gutes melden, und Vieles vereinigt sich, mir Nutzen und Vergnügen zu machen. Fremde und Einheimische suchen mich auf, und bemühen sich um meine Freundschaft. Während meiner Krankheit habe ich die besten Zerstreuungen gehabt, und mein Zimmer war selten von Besuchen leer. Den Tag vorher, eh' ich mich legte, wurden mir zu Gefallen die Räuber gegeben, und das Haus wimmelte von Zuschauern.

Bei Dalberg speise ich öfters und bei Schwan, zwei Häuser, wo die ausgesuchteste Gesellschaft ist, und in dem ersten geht es fürstlich zu. Im Theater gehe ich frei ein und aus wie in meinem eigenen Hause. Sobald ich wieder ausgehen darf, werde ich einige neue Bekanntschaften von Stande machen, die mich kennen lernen wollen. Ich bin recht artig logirt. — Ach, Beste, wenn Sie mich einmal überraschen sollten! In einigen Wochen erwarte ich meine Schwester.

Ihre glückliche Cur mit dem Flurschützen-Kinde war wirklich auch recht angemessen gut, und in der Noth waren die Mittel

schon ganz recht. Diese gelungene That muß Ihnen eine wahre, herzliche Seelenwonne gewesen seyn.

Könnte ich Ihnen doch zur Versorgung unsers Wilhelms einmal Glück wünschen, meine Beste! aber der schleichende Gang des Herzogs und Oberst Seegers hat mir niemals gefallen wollen. Am Ende müssen sie aber doch.

Der guten Lotte empfehlen Sie mich millionenmal. Wär' ich doch jetzt nur einen Tag bei Ihnen beiden! wie gern wollte ich mich aus allen meinen Verbindungen reißen! — aber ein Zeitraum von acht Monaten ist im Ganzen ja nur eine Spanne, und wie bald mißt man diese nicht aus? Dann haben Sie mich wieder, meine Theuerste, und wenn es der Himmel will, besser und glücklicher. Freuen Sie sich mit mir nicht auch auf den herrlichen Augenblick, wenn wir uns wieder entgegenfliegen? Sehen Sie, diese Hoffnung macht mich auch schon in der Ferne froh, und ich genieße die freudige Zukunft schon jetzt.

Machen Sie sich diesen Winter doch ja recht viele Zerstreuungen. Ihre Oekonomie, Ihre Unterthanen, Ihre Kinder und meine Briefe sollen, denke ich, Stoff genug dazu seyn.

Den 12. September.

Ich brach gestern hier ab, weil ein Brief von meiner Familie kam. Meine guten Aeltern freuen sich außerordentlich, daß sie mich einigermaßen versorgt wissen, und so nahe bei sich haben. — Gottlob, meine Beste, heute ist mein Fieberanfall das drittemal ausgeblieben, und ich fühle mich jede Stunde leichter. Das soll, hoffe ich, meine letzte Krankheit in Mannheim seyn. Da ich nun einmal Bürger darin geworden bin, so werde ich künftig unversehrt bleiben.

Ja, meine theure Freundin, ich habe eine Fluth von Geschäften vor mir, die ich mein ganzes Leben noch nicht gehabt habe. Das Jahr, das jetzt vor mir liegt, muß über mein ganzes Schicksal entscheiden. —

Wir haben einmal von der Freimaurerei gesprochen. Vor einigen Tagen hat mich ein reisender Maurer besucht, ein Mann

von den ausgebreitetsten Kenntnissen und einem großen verborgenen Einfluß, der mir gesagt, daß ich schon auf verschiedenen Freimaurerlisten stünde, und mich inständig gebeten hat, ihm jeden Schritt, den ich hierin thun würde, vorher mitzutheilen; er versichert mich auch, daß es für mich eine außerordentliche Aussicht sey.

Dem sey, wie ihm wolle; ich werde jetzt anfangen, mit aller Anstrengung fleißig zu seyn, und mich in mehreren Fächern versuchen. Verlassen Sie sich darauf, daß Sie mich etwas gescheidter wieder finden.

Dem guten Reinwald sagen Sie tausend Schönes. Nah und fern bin ich sein redlicher, treuer Freund, und auch ihn seh' ich wieder. Ihrer lieben, guten Mina empfehlen Sie mich. Ich denke oft an das gute Geschöpf; sie hat sich mir unvergeßlich gemacht.

Wenn Sie an Wurmb schreiben, so erzählen Sie ihm die Ursache meiner Abwesenheit, und versichern Sie ihn meiner ewigen Achtung.

Der Verwalter Vogt wird hoffentlich schwer mit Geld beladen zurückgekommen seyn. Könnte ich doch, wenn ich Bauerbach wiedersehe, schon den Grundstein zur neuen Kirche gelegt finden! Es bleibt dabei, daß ich etwas darin stifte. Dem guten Vibraischen Pfarrer empfehlen Sie mich auch, und bleiben Sie ihm um meinetwillen gut. Alles, was mich in und um Bauerbach interessirt, soll herzlich gegrüßt seyn.

Meine Sachen lasse ich alle dort, weil ich doch gewiß wieder komme. Die entlehnten Bücher schicken Sie aber Reinwald zu, daß er sie an ihre Besitzer zurückschaffe. Jetzt muß ich abbrechen. Sobald ich ganz gesund bin, erfahren Sie es. Nunmehr hunderttausend Lebewohl von Ihrem Sie ewig liebenden

Sch.

Unserer Lotte schreibe ich im nächsten Briefe ganz gewiß. Sagen Sie ihr das, und versichern Sie dieselbe meiner ewigen Freundschaft. Jetzt wird W. vermuthlich bei Ihnen seyn, und kaum gedacht werden an den armen Entfernten.

Mannheim, den 1. Nov. 1783.

Ich sehe in den Kalender, und finde mit Schrecken, daß wir schon im November sind, und Sie, meine Theuerste, den ganzen Oktober noch keinen Brief von mir haben. Eigentlich hätte ich Ihnen nichts Erhebliches zu schreiben gehabt, als daß ich schon 3—4 Wochen wieder ein Recidiv von dem traurigen kalten Fieber auszustehen hatte, und noch ausstehen muß. Geschäfte und neue Bekanntschaften, die außerhalb Mannheim meiner warteten, und überhaupt die böse Rhein- und Sumpfluft der Gegend, haben mich zu keiner Besserung kommen lassen, und wahrscheinlich werde ich schwerlich vor dem eigentlichen Winter vollkommen gesund. Doch kann ich in den freien Stunden meine nöthigen Geschäfte verrichten. — Neues ist für mich nichts vorgefallen, was mein Glück beträfe. Es bleibt Alles bei den Nachrichten meines letzten Briefes, und ich bin zufrieden. Von Ihren lieben Kindern habe ich bis jetzt lauter Gutes erfahren. Von meinen Eltern erwarte ich täglich Briefe, auch von Frau ***, der ich durch einen Landsmann von Ludwigsburg, der mich hier besuchte, ein Meßgeschenk nebst meiner Silhouette geschickt habe. — Hier folgt auch eine für Sie, meine Theure, wenn mein Andenken anders noch so viel Werth in Ihrem Herzen hat, daß es neben den lieben Söhnen einen Platz in Ihrem Zimmer findet. Doch ist auch der Herzog Georg darin.

Ich glaube immer, Sie sind wirklich nicht in Bauerbach, vielleicht in Maßdorf oder Walldorf? Wo Sie auch sind, begleiten Sie meine zärtlichsten Wünsche, und Sie sollen überall glücklich seyn. Der guten, lieben Lotte empfehlen Sie mich auf das wärmste und innigste. Verzeihen Sie mir diesmal meine Eilfertigkeit. Sie glauben kaum, wie entsetzlich ich von Dalberg wegen Herannäherung des Carnevals belagert werde.

Trösten Sie sich damit, daß Sie und meine Eltern diejenigen sind, denen vor andern Menschenkindern zehnmal geschrieben wird.

Ich bin aus meinem Logis ausgezogen; meine Adresse ist also an Schwan. Ewig Ihr wärmster und innigster Freund

F. S.

Mannheim, den 13. Nov. 1783.

Meine vorigen Nachlässigkeiten zu verbessern, und mich vorzüglich durch die wiederholte warme Versicherung meiner noch unverletzten Zärtlichkeit zu entsündigen, will ich Sie heute mit einem langen Briefe quälen. — Doch im Ernst, meine Beste, ich habe eben ein verdrießliches Geschäft geendigt, und will mir jetzt in Ihrer Gesellschaft einen desto süßern Augenblick machen.

Mein böses kaltes Fieber scheint nunmehr nachlassen zu wollen; denn ich habe bereits seit drei Tagen keinen Anfall gehabt. Ich lebe aber auch erbärmlich genug, um es vom Halse zu schütteln. Schon vierzehn Tage habe ich weder Fleisch noch Fleischbrühe gesehen. Wassersuppen heute, Wassersuppen morgen, und dieses geht so Mittags und Abends. Allenfalls gelbe Rüben, oder saure Kartoffeln, oder so etwas dazu. Fieberrinde esse ich wie Brod, und ich habe sie mir expreß von Frankfurt verschrieben.

Ein guter Freund hat mir zu meinem Geburtstage sechs Bouteillen Burgunder geschickt; — davon wird zuweilen ein Gläschen mit herrlichem Erfolge getrunken; doch muß ich Ihnen gestehen, daß ich mir äußerst wenig aus dem Wein mache, so wohlfeil und gut er hier zu haben ist. Mit mehr Vergnügen trinke ich Bier.

Sobald ich gesund bin, wird überhaupt meine Kost sehr einfach eingerichtet.

Zuverlässig hätte ich meine Schulden schon auf den bestimmten Termin bezahlt, wenn ich nicht von den vier Monaten meines hiesigen Aufenthaltes acht bis neun Wochen krank gewesen wäre, welches mich entsetzlich zurückgebracht hat. Es schadet mir wenigstens über dreißig Dukaten. Wenn mir aber Gott jetzt meine Gesundheit schenkt, so will ich sie gewiß auf das edelste anwenden und mit Weisheit erhalten. Ich habe Dalberg schon bei Errichtung unsers Contractes prävenirt, daß ich den Sommer nicht in Mannheim zubringen würde, meiner Gesundheit wegen. Er war auch damit zufrieden, — und da ich zu Ende Aprils, höchstens Mai's, meinen Vertrag mit ihm beinahe doppelt erfüllt

haben werde, so kann ich ungehindert gehen. Verlängert sich mein Contract noch auf ein Jahr, so komme ich zu Ende Septembers nach Mannheim zurück. In der Zwischenzeit werden Sie so gnädig seyn, mich — nicht Flüchtling, sondern Freund — in Bauerbach aufzunehmen. Beste Wolzogen, nehmen Sie das nicht als kahle Vertröstung oder Grille auf. Gott ist mein Zeuge, daß ich mich schon jetzt darauf freue, daß ich nur darum gern hier bin, um in bessern Umständen zu Ihnen zurückzukehren. Das wissen meine hiesigen Freunde auch sehr wohl, und werden oft böse auf mich, daß ich so sehr das Heimweh nach Sachsen habe. Sollten Sie, meine Theure, mich so wenig kennen, daß Sie mich einen Augenblick im Verdacht haben, als ob ich so sehr an der großen Welt hänge, wie Sie es nennen? Sie kennen meinen Charakter — wissen ganz meinen Hang zum einfachen, stillen Vergnügen und geräuschlosen Freuden. Sie werden mir auch hoffentlich einräumen, daß ich in den Vergnügungen und Verführungen dieser großen Welt kein Neuling mehr bin, daß ich ein wohl vorbereitetes Herz hineingebracht habe. — Ich eile Ihnen aufrichtig zu gestehen, daß zuweilen auch mich eine Trunkenheit umnebeln kann; aber sie wird gewiß bald verfliegen. Ueberdies halten Sie meine hiesigen Verbindungen für zu weitläuftig, zu wichtig. Meine Bekanntschaften sind bis jetzt noch ziemlich eingeschränkt. Das Dalbergsche und das Schwansche Haus sind die vorzüglichsten. Außer diesen vermenge ich mich mit Niemand genau, und mit den Schauspielern lebe ich höflich und aufgemuntert, sonst äußerst zurückgezogen. Böck, der Beste an Kopf und Herz, und ein wirklich solider Mann, ist derjenige, mit dem ich am vertraulichsten umgehe. Sonst besuchen mich viele Gelehrte und Künstler von hier; aber sie kommen und gehen, ich attachire mich sehr delicat.

Von Frauenzimmern kann ich das Nämliche sagen; — sie bedeuten hier sehr wenig, und die Schwanin ist beinahe die einzige, eine Schauspielerin ausgenommen, die eine vortreffliche Person ist. Diese und einige andere machen mir zuweilen eine angenehme Stunde; denn ich bekenne gern, daß mir das schöne

Geschlecht von Seiten des Umgangs gar nicht zuwider ist. Die Wittwe meines Freundes Meyer, dessen Tod ich hier erleben mußte, und ihre Schwester, ein hübsches Mädchen, beide Stuttgarterinnen, sind mir besonders in meiner Krankheit sehr lieb geworden. Die erste kochte mir mein Krankenessen auf's billigste. Sie hat von einer Besoldung von 1500 fl., da ihr Mann noch lebte, auf 300 fl. herabgehen müssen. Ein schwerer und harter Fall! — Die vielen Verbindlichkeiten, die ich dem Verstorbenen schuldig bin, haben mir es zur Pflicht gemacht, seiner Wittwe wenigstens mit meiner Theilnahme und Freundschaft zu dienen.

Trunck, ein katholischer Geistlicher, dessen Verfolgung und Schicksale Sie im deutschen Museum lesen, ist ein guter Freund von mir, und hat mich während meiner Krankheit öfters besucht. Er ist ein lebendig herumgehender Beweis, wie viel Böses die Pfaffen zu stiften im Stande sind.

Die Staatsräthin von la Roche kenne ich sehr gut, und diese Erscheinung war eine der angenehmsten meines ganzen hiesigen Lebens. Sie setzte Schwan so lange zu, mich nach Speier zu bringen, daß ich wirklich, für meine Gesundheit zu früh, vor ungefähr sechs Wochen ausging, und mit ihm, seiner Tochter und Hofrath Lamais Tochter die Reise machte. Wir haben in großer Gesellschaft mit ihr zu Mittag gespeist, wo ich wenig Gelegenheit fand, sie recht zu genießen; doch fand ich gleich, was der Ruf von ihr ausbreitet, die sanfte, gute, geistvolle Frau, die zwischen funfzig und sechzig alt ist, und das Herz eines neunzehnjährigen Mädchens hat. Acht Tage darauf zieht mich ein Landsmann, M. Christmann von Ludwigsburg, wieder nach Speier, wo ich sie eine Abendstunde lang ganz genoß, und mit Bezauberung von ihr ging. Ich weiß und bin stolz darauf, daß sie mit mir zufrieden war. Bei ihr habe ich eine mir eben so schätzbare Bekanntschaft gemacht: Baron von Hohenfeld, Domherr zu Speier, der mit Herrn von la Roche in Diensten des Kurfürsten von Trier war, und welcher, da dieser wegen einiger Umstände, die ihm Ehre machen, mit Ungnade seine Dimission bekam, seinem Freunde das Opfer brachte, seine

Entlassung zugleich zu begehren, und die ihm angebotene lebenslängliche Pension unter der Bedingung ausschlug, daß sie Hrn. von la Roche gegeben würde. Dieser Hr. von Hohenfeld, der jetzt die la Rochische Familie in seinem Hause bei sich hat, worin er nur ein Zimmer und eine Kammer für sich behält, ist der edelste Mann, den ich kennen lernte, und mein Freund. Ein solcher Mann kann mich mit dem ganzen menschlichen Geschlecht wieder aussöhnen, wenn ich auch um mich herum tausend Schurken wieder begegnen muß. — Es freut mich, daß Sie der la Roche geschrieben haben. In Zukunft lassen Sie mich die Mittelsperson seyn; denn ich möchte gern zwei solche liebe, gute Menschen, wie Sie sind, mit einander —

Am 14. November.

Stellen Sie sich vor, meine Beste, wie angenehm ich gestern in dem Fortschreiben unterbrochen wurde! — Man klopft an mein Zimmer. Herein! — und herein treten — stellen Sie sich meinen fröhlichen Schrecken vor — Professor Abel und Bach, ein anderer Freund von mir. Beide haben eine Reise nach Frankfurt gemacht, kamen hier durch, und blieben von gestern bis heute vor einer Viertelstunde bei mir. Wie herrlich mir in den Armen meiner Landsleute und einiger Freunde die Zeit floß! Wir konnten vor lauter Erzählen und Fragen kaum zu Athem kommen. Sie haben bei mir zu Mittag und zu Abend gegessen (Sehen Sie, ich bin schon ein Kerl, der Tafel hält), und bei dieser Gelegenheit waren meine Burgunder-Bouteillen wie vom Himmel gefallen. Um sie ein wenig herum zu führen, bin ich heute und gestern wieder ausgegangen. Schadet nichts, wenn ich jetzt auch später gesund werde; habe ich ja doch ein unbeschreiblich Vergnügen gehabt. Abel, der meinen Aufenthalt bei Ihnen weiß, sagt mir, daß einige Personen in Stuttgart darum wissen, daß aber das Gerücht nicht weiter gekommen und sich ganz verloren habe.

Der Würtemberger Neuigkeiten sind gar keine, oder sehr wenige. Die Akademie ist eben noch das alte vorige Einerlei. (Nachdem hier ein schiefes Lebensverhältniß, in das ein Bekannter gerathen, der voll stolzer Ansprüche und Plane war, erzählt worden, fährt Schiller fort:)

Gottlob! so gibt es doch noch außer mir Narren, und größere. Ich wollte nur Pfarrer werden — und bleibe hangen am Theater.

Meine lieben Landsleute haben nur Urlaub auf drei Tage gehabt, sind schon zehn Tage aus, und reisen in aller Eil, beim erbärmlichsten Wetter fort. Denken Sie einmal, beide sind zu Pferd — Professor Abel mit Sporen in den Mannheimer Gassen; beide mit Hirschfängern und runden Hüten, wie Studenten von Jena! — Endlich wird doch Stuttgart gewiß, wo ich bin, und wie mir's geht! Herzlich lieb ist mir's, daß das letzte zu meinem Vortheil beantwortet werden kann.

Einen andern Spaß habe ich erlebt. Den 19. dieses Monats ist der Namenstag der Kurfürstin, und hier werden die Namenstage und nicht die Geburtstage gefeiert. Man bittet mich, zur Feier desselben eine öffentliche poetische Rede zu machen, welche in Gegenwart der Kurfürstin und des Mannheimer Publicums auf dem Theater sollte abgelegt werden. Ich mache sie, und nach meiner verfluchten Gewohnheit satyrisch und scharf. Heute schick' ich sie Dalberg — er ist ganz davon bezaubert und entzückt, aber kein Mensch kann sie brauchen, denn sie ist keine Lobrede auf die beiden kurfürstlichen Personen. Weil es jetzt zu spät ist, und man das Herz nicht hat, mir eine andre zuzumuthen, wird die ganze Lumpenfete eingestellt. Dalberg aber thut es nicht anders; er will meine Rede drucken lassen.

Warum ich noch Niemand von meiner Familie hier gehabt, fragen Sie? Der wahre Grund sind die Unkosten von beiden Seiten.

Die Reise muß deßwegen auf das Frühjahr verschoben werden. So seh' ich alsdann zwei herrlichen Besuchen entgegen. Einer, der mir gemacht wird, und ein andrer eben so angenehmer, den ich mache.

Die liebe, gute Lotte hat immer noch keinen Brief von mir; — aber plötzlich werde ich mich einmal einstellen. Empfehlen Sie mich ihr auf das wärmste. Das Nämliche gilt von der schriftstellerischen Tante.

Reinwald erinnern Sie an die Manuscripte.

Sie selbst leben glücklich, wie Engel im Himmel, wenn meine Wünsche was gelten — behalten mich lieb — und glauben mit Zuversicht, ohne meine Versicherung, daß ich ewig bin Ihr

Schiller.

Mannheim, am neuen Jahr 1784.

Was, um Gotteswillen! ist Ihnen widerfahren, meine Freundin, daß Sie mir schon ganze Monate lang keine Spur Ihres Daseyns mehr gaben, und meinen letzten, fünf Blatt langen Brief so ganz unbeantwortet lassen? — Da ich mir keine Veränderung Ihrer Denkungsart vorstellen kann, so muß ich nothwendig eine Krankheit anklagen; denn daß Ihr Brief oder der meinige liegen geblieben, ist ganz unwahrscheinlich. Ich beschwöre Sie, meine Beste, lassen Sie mich nicht länger in einer so traurigen Ungewißheit, die mir in meiner jetzigen Lage (denn noch bin ich nicht vom Fieber frei) äußerst schwer auffällt.

Denken Sie sich in meine äußerst angestrengte Situation. — Um mit Anstand hier zu leben und die mir vorgesetzte Summe Geld zur Bezahlung meiner Schulden heraus zu schlagen, — um zugleich die Ungeduld des Theaters und die Erwartungen des hiesigen Publicums zu befriedigen, habe ich während meiner Krankheit mit dem Kopf arbeiten müssen, und durch starke Portionen China meine wenigen Kräfte so hinhalten müssen, daß mir dieser Winter vielleicht auf Zeitlebens einen Stoß versetzt.

In zehn Tagen wird der Fiesko mit allem Aufwand bei Eröffnung des hiesigen Carnevals gegeben, und diese Lustbarkeiten dauern zwei Monate fort, und werden mich ziemlich incommodiren, denn ich muß meine Stücke alle selbst anordnen.

Sonst bin ich mit meinen hiesigen Verhältnissen zufrieden, und ich genieße das ganze Vertrauen und die Achtung Dalbergs. Doch was schreib' ich dergleichen? — Vielleicht haben Sie mich ganz vergessen, vielleicht sind Sie meine Freundin nicht mehr, — vielleicht, Gott bewahre mich! krank? — Ich bitte Sie, bei Allem was Ihnen theuer ist, reißen Sie mich aus dieser entsetzlichen Unruhe; nur zwei Worte, und dann will ich Ihnen wieder genug antworten.

Also, hören Sie! Nur eine kurze Versicherung: ich bin Ihre Freundin wie vorher, und Sie machen einen fröhlichen Mann aus Ihrem

Schiller.

An Wilhelm von Wolzogen.

Mannheim, den 18. Januar 1784.

Bester Freund — daß Sie mir ja nicht wegen meines langen Stillschweigens zürnen, davon Sie den richtigsten Grund schon von selbst errathen haben. Wahrhaftig, ich kann mir meinen Leichtsinn und meine Nachlässigkeit in Beantwortung der Briefe nicht vergeben, und noch weniger abgewöhnen. Eltern und Freunde und Buchhändler klagen über mich. Glauben Sie indessen, mein Bester, daß diese Unrichtigkeit im Schreiben in gar keinem Zusammenhang mit meiner Freundschaft und meinem Herzen ist. Wie sehnlich wünschte ich Ihr Schicksal zu Ihrem Vortheil entschieden! Wie ganz fühle ich Ihre Lage! — es war auch die meinige. Sollten Sie aber am Ziele noch unterliegen? — Sie haben eine Meile zurückgelegt. Machen Sie immer auch diese Spanne noch. — Es wird sich, es muß sich bald auflösen.

Ihre Neigung, Jurist zu werden, hat in so fern meinen vollkommensten Beifall, wenn Sie Ihrem jetzigen Fach nicht ganz ungetreu werden wollen. Die Verbindung der Jurisprudenz mit dem Studium der Finanzen berechtigt Sie zu dem größten

und fruchtbarsten Posten in einem Staate, und öffnet Ihnen eine der glänzendsten Bahnen, aber, mein Lieber, werden Sie sich in diesem neuen, weitschichtigen Feld nicht zu sehr verlieren? Wird die nothwendige Beschäftigung mit den Elementen einer so trocknen Wissenschaft Ihrem nach thätigem Denken verlangenden Geist nicht unerträglich werden? Wird es Ihre Seelenkräfte nicht theilen? — Die Engländer werfen sich mit allen Geisteskräften auf einen oft eingeschränkten Theil einer Wissenschaft und Kunst, und werden in diesem einzig und groß. — Es ist gefährlich, die Fläche so weit auseinander zu breiten; denn sie wird in eben dem Grade dünner und schwächer. Indeß können Sie von Ihrem Talent und Ihrer Jugend mit Recht einen glücklichen Fortgang erwarten. Ich bin auch darin Ihrer Meinung, daß Würtemberg nicht nothwendig die Sphäre Ihrer Wirksamkeit seyn müsse. Immer arbeiten Sie über diese hinaus. — Doch werden Sie vielleicht einige Jahre mit Vortheil hier wirken. Man ficht anfänglich ja auch nur mit dem Rappier, — und lernt damit Fertigkeit und Gewißheit auf dem ernsthafteren Degen.

An meiner sächsischen Reise auf den Sommer soll mich nichts als Krankheit und Tod hindern, — und diese, mein Bester, machen wir miteinander. — Dieser Zeitpunkt verspricht mir die seligsten Augenblicke. Aber sagen Sie mir doch, Lieber, was muß geschehen seyn, daß Ihre Mama mir schon auf zwei große Briefe nicht geantwortet hat, da sie doch immer in diesem Punkt mich beschämt hat? Morgen werde ich den dritten schreiben, und wenn dieser das nämliche Schicksal hat, so weiß ich nicht, was ich denken soll, da keine erkältete Freundschaft statt finden kann.

Ueber diesen Punkt, liebster Freund, beruhigen Sie mich doch bald.

Sie können Ihre Mutter vielleicht feuriger lieben, — vielleicht auch nicht; aber mehr Ursache als ich können Sie nicht dazu haben.

Die vorige Woche hat man hier auf das prächtigste meinen

Fiesko gegeben, und in diesem Carneval wird er noch zweimal wiederholt. Wirklich druckt man an meiner Luise Millerin, welche in höchstens vier Wochen zu haben seyn wird.

Ich bin jetzt Mitglied der kurfürstlich deutschen Gelehrten-Gesellschaft, und also mit Leib und Seele kurpfälzischer Unterthan. — Diese Kleinigkeiten interessiren Sie vielleicht nicht weniger als mich, mein Bester, die Ihrigen.

Empfehlen Sie mich meinen Freunden in der Akademie, Professor Abel, Bach, Lempp, dem ich nächstens schreibe, und allen übrigen, die mich nicht ganz vergessen haben. Ewig der Ihrige

Schiller.

In einem Briefe vom 11. Februar 1784, der nur Particularitäten enthält, meldet Schiller seiner Freundin:

„Gestern kam die kurfürstliche Bestätigung meiner Aufnahme in die deutsche Gesellschaft. Dieses, meine Theure, ist ein großer Schritt zu meinem Etablissement; denn jetzt bleib' ich."

Mannheim, den 26. Mai 1784.

Nunmehr, meine Theure, kann ich Ihnen mit freiem unbefangenem Herzen wieder schreiben, da Sie mich aufs Neue Ihrer Freundschaft versichern und die meinige nicht zurückstoßen. Gewiß, nicht einen Augenblick haben Sie aufgehört, mir das zu seyn, was Sie mir immer waren — nur der Eigensinn meines Schicksals konnte mich in Lagen versetzen, worin ich gezwungen war, mein eignes Herz zu verläugnen. Es ist vorbei — es soll wenigstens vorbei seyn, und eine glückliche Zukunft mache den Fehler der Vergangenheit wiederum gut.

Zur endlichen Erlösung und Anstellung Ihres Wilhelms wünsche ich Ihnen tausendmal Glück. Er hat darum bluten müssen, und wird jetzt die Freuden der Freiheit desto lebhafter

fühlen. Das Angenehmste bei der Sache war mir, daß meine Furcht, er würde nach Hohenheim versetzt werden, ungegründet gewesen. Nun, hoffe ich, wird es doch eines von seinen ersten Geschäften seyn, die liebe Mutter und Schwester zu besuchen. — Natürlicherweise führt ihn dann zwar nicht der nächste Weg, aber doch der Weg der Freundschaft über Mannheim, ich habe die Freude, meine Zärtlichkeit gegen die Mutter dem Sohn zu beweisen, und Ihre unbegränzte Liebe zu mir, Ihre vielen Aufopferungen für mich durch eine innige Freundschaft mit Ihrem Liebling in etwas wenigstens zu belohnen. Bringen Sie es ja dahin, meine Beste, daß Wilhelm über hier reis't — wer weiß, ob er mich nicht in einer Lage antrifft, die mir verstattet, ihn zu begleiten?

Ihren Aufenthalt in Ihrem einsamen Häuschen beneide ich, und dieses um desto mehr, da mich die sengende Hitze des hiesigen Klima's Alles für meine Gesundheit befürchten läßt. Schon jetzt ist die Luft hier so glühend, wie sie nur unter der Linie seyn kann, und die Winde, statt abzukühlen, brennen, als wenn sie aus einem Backofen kämen. —

Den 7. Julius.

Dieser angefangene Brief ist entsetzlich lang liegen geblieben. Neulich, wie ich im Schreiben begriffen war, lassen mich Fremde in den Pfälzer Hof bitten, und bereden mich zu einer Reise nach Heidelberg. Ich komme mit meinem lieben Fieber zurück, und heute finde ich den angefangenen Brief an Sie unter meinen Papieren wieder. Ich will ihn also den Augenblick fortsetzen.

Vor einem Monat waren Herr und Frau von K. hier, und machten mir durch ihre Gesellschaft einige sehr angenehme Tage. Die Frau besonders zeigt sehr viel Geist und gehört nicht zu den gewöhnlichen Frauenzimmerseelen. Sie ließen mich wenig von ihrer Seite, und ich hatte das Vergnügen, ihnen einiges Merkwürdige in Mannheim zu zeigen. Jetzt sind sie wieder in

Landau — haben aber versprochen, öftere Besuche hier abzulegen.

Gestern bekomme ich wieder Visitenkarten von Herrn von B. und Frau von L., die aus der Schweiz zurückkommen. — Das Unglück aber traf es, daß ich eben nicht zu Hause bin, und kam ich noch zeitig genug, Abschied von ihnen zu nehmen. Sie hoffen durch Meinungen zu kommen, und werden Ihnen also ohne Zweifel in Bauerbach eine Ueberraschung machen. Unterdessen soll ich Ihnen tausend Empfehlungen schreiben. Sie glauben nicht, meine Beste, wie theuer mir Alles ist, was von Ihnen spricht und nach Ihnen verlangt.

Daß ich in Frankfurt gewesen, wissen Sie vermuthlich. Durch R. werden Sie auch noch andere Kleinigkeiten von mir hören können, oder bitten Sie ihn, Ihnen meinen letzten Brief zu lesen zu geben. Ich kann nicht läugnen, daß mir die Zeit meines Hierseyns schon manches Angenehme und Schmeichelhafte widerfahren ist; aber es ging doch nie bis auf den Grund meines Herzens, und dieses blieb doch immer kalt und leer. Krankheit und Ueberhäufung von Geschäften gossen zu viel Bitteres in mein bisheriges Leben, und nie, nie werde ich jene frohen heiteren Augenblicke zurückrufen können, die ich in der Zeit meines Aufenthaltes in Bauerbach so reichlich genoß. Wenn ich jetzt ernsthaft über mein Schicksal nachdenke, so finde ich mich seltsam und sonderbar gerührt. Nie kann ich ohne Bewegung der Seele an den Spaziergang in Ihrem Wald zurückdenken, wo es beschlossen wurde, daß ich eine Zeit lang verreisen sollte. Wer hätte damals gedacht, daß ein ungefährer Gedanke so viel in meinem Schicksal verändern würde! — und doch hatte dieser Gedanke vielleicht für mein ganzes Leben entschieden. War mein Aufenthalt in Bauerbach etwa nur eine schöne Laune meines Schicksals, die nie wieder kommen wird? War es ein Gebüsch, wo ich auf meiner Wanderung hängen blieb, um desto stärker wieder mitten in den Strom gerissen zu werden? — Noch liegt eine undurchdringliche Decke vor meiner Zukunft. — Ich kann nicht einen Augenblick sagen, wie lang mein hiesiger Aufenthalt

dauern wird. Gegenwärtig wenigstens könnte ich ihn unmöglich abreißen, da mich tausenderlei Fäden binden, und meine Verfassung mich gegenwärtig drängt, auf eine gewisse Zeit zu contrahiren. Daß ich aber früher oder später eine Reise zu Ihnen machen kann, bin ich vollkommen gewiß überzeugt.

Vor einigen Tagen widerfährt mir die herrlichste Ueberraschung von der Welt. Ich bekomme ein Paquet aus Leipzig, und finde von vier ganz fremden Personen Briefe voll Wärme und Leidenschaft für mich und meine Schriften. Zwei Frauenzimmer, sehr schöne Gesichter, waren darunter. Die Eine hatte mir eine kostbare Brieftasche gestickt, die gewiß in Geschmack und Kunst eine der schönsten ist, die man sehen kann. Die Andere hatte sich und die drei andern Personen gezeichnet, und alle Zeichner in Mannheim wundern sich über die Kunst.

Ein Dritter hatte ein Lied aus meinen Räubern in Musik gesetzt, um etwas zu thun, das mir angenehm wäre. Sehen Sie, meine Beste, so kommen zuweilen ganz unverhoffte Freuden für Ihren Freund, die desto schätzbarer sind, weil freier Wille und eine reine, von jeder Nebenabsicht reine Empfindung und Sympathie der Seelen die Erfinderin ist. So ein Geschenk von ganz unbekannten Händen — durch nichts als die bloße reinste Achtung hervorgebracht, aus keinem andern Grund, als nur für einige vergnügte Stunden, die man bei Lesung meiner Producte genoß, erkenntlich zu seyn — ein solches Geschenk ist mir größere Belohnung als der laute Zusammenruf der Welt, die einzige süße Entschädigung für tausend trübe Minuten — und wenn ich das nun weiter verfolge und mir denke, daß in der Welt vielleicht mehr solche Cirkel sind, die mich unbekannt lieben und sich freuten, mich zu kennen, daß vielleicht in hundert und mehr Jahren — wenn auch mein Staub schon lange verweht ist, man mein Andenken segnet und mir noch im Grabe Thränen und Bewunderung zollt — dann, meine Theuerste, freue ich mich meines Dichterberufes und versöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängniß.

Sie werden lachen, liebste Freundin, wenn ich Ihnen

gestehe, daß ich mich schon eine Zeit lang mit dem Gedanken trage, zu heirathen. Nicht, als wenn ich hier schon gewählt hätte, im geringsten nicht, ich bin in diesem Punkte noch so frei, wie vorhin — aber eine öftere Ueberlegung, daß nichts in der Welt meinem Herzen die glückliche Ruhe und meinem Geist die zu Kopfarbeiten so nöthige Freiheit und stille leidenschaftlose Muse verschaffen könne, hat diesen Gedanken in mir hervorgebracht. Mein Herz sehnt sich nach Mittheilung und inniger Theilnahme. Die stillen Freuden des häuslichen Lebens würden, müßten mir Heiterkeit in meinen Geschäften geben, und meine Seele von tausend wilden Affecten reinigen, die mich ewig herumzerren. Auch mein überzeugendes Bewußtseyn, daß ich gewiß eine Frau glücklich machen würde, wenn anders innige Liebe und Antheil glücklich machen kann — dieses Bewußtseyn hat mich schon oft zu dem Entschluß hingerissen. Fände ich ein Mädchen, das meinem Herzen theuer genug wäre! oder könnte ich Sie beim Wort nehmen, und Ihr Sohn werden. Reich würde freilich Ihre Lotte nie — aber gewiß glücklich.

Den 13. Juli.

Der Brief ist wieder ein paar Tage unterbrochen worden. Ich überlese ihn jetzt, und erschrecke über meine thörichte Hoffnung — doch, meine Beste, so viele närrische Einfälle, als Sie schon von mir hören mußten, werden auch diesen entschuldigen. Leben Sie wohl, und empfehlen mich tausendmal Ihrer lieben Lotte; grüßen Sie auch die Tante — an Wilhelm will ich die nächste Woche schreiben, wenn er mich nur hier überraschte! — Ich habe gehört, daß Hr. v. W. über Mannheim nach Meinungen gehen werde. Es sollte mich herzlich freuen, wenn er einige Tage bei mir zubringen wollte. Für Ihren Freund, und auch für den meinigen, kann ich doch nie zu viel thun. Tausendmal leben Sie wohl, meine Beste, und erinnern sich Ihres Ihnen ewig treuen Freundes

Friedrich Schiller.

Vierter Abschnitt.

Leipzig. Dresden. Weimar.

Es ist zu beklagen, daß dieser Brief der letzte ausführliche ist, der sich im Nachlasse der mütterlichen Freundin fand. Durch die drei neuen Bekanntschaften, die er andeutet, ist er von Bedeutung für Schillers Leben. Neue freundschaftliche Verbindungen gaben seinem Lebensgange eine andere Richtung; denn dieser ward meist von seinem Herzen bestimmt, dessen Stimme vor allen andern bei jeder Veränderung in seinen Planen für das Leben gehört ward. Mit befreundeten Menschen mußte er sich umgeben fühlen, wenn er wahrhaft leben sollte.

Den Gang seiner Geistesarbeiten bezeichnet Körner.

Es war in Schillers Charakter, bei jedem Eintritte in neue Verhältnisse sich sogleich mit Planen einer vielumfassenden Wirksamkeit zu beschäftigen. Mit welchem Ernste er die dramatische Kunst betrieb, ergibt sich aus seiner Vorrede zur ersten Ausgabe der Räuber, aus dem Aufsatze über das gegenwärtige deutsche Theater in dem würtembergischen Repertorium, und aus einer im ersten Hefte der Thalia eingerückten Vorlesung über die Frage: Was kann eine gute stehende Schaubühne wirken? In Mannheim hoffte er viel für das höhere Interesse der Kunst. Er war Mitglied der kurpfälzischen deutschen Gesellschaft geworden, sah sich von Männern umgeben, von denen er eine kräftige Mitwirkung erwartete, und entwarf einen Plan, dem Theater in Mannheim durch eine dramaturgische Gesellschaft eine größere Vollkommenheit zu geben. Dieser

Gedanke kam nicht zur Ausführung; aber Schiller versuchte wenigstens allein für diesen Zweck etwas zu leisten, und bestimmte dazu einen Theil der periodischen Schrift, die er im Jahre 1784 unter dem Titel: Rheinische Thalia unternahm. In der Ankündigung dieser Zeitschrift wirft er sich mit jugendlichem Vertrauen dem Publicum in die Arme. Seine Worte sind folgende:

„Alle meine Verbindungen sind nunmehr aufgelöst. Das Publicum ist mir jetzt Alles, mein Studium, mein Souverän, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich jetzt an. Vor diesem und keinem andern Tribunal werde ich mich stellen. Dieses nur fürcht' ich und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Fessel zu tragen, als den Ausspruch der Welt — an keinen andern Thron mehr zu appelliren, als an die menschliche Seele. — Den Schriftsteller überhüpfe die Nachwelt, der nicht mehr war als seine Werke — und gern gestehe ich, daß bei Herausgabe dieser Thalia meine vorzügliche Absicht war, zwischen dem Publicum und mir ein Band der Freundschaft zu knüpfen."

Zu den dramatischen Stoffen, mit denen sich Schiller während seines Aufenthalts in Franken und Mannheim abwechselnd beschäftigte, gehörte die Geschichte Conradins von Schwaben, und ein zweiter Theil der Räuber, der eine Auflösung der Dissonanzen dieses Trauerspiels enthalten sollte. Auch entstand damals bei ihm die Idee: Shakespeare's Macbeth und Timon für die deutsche Bühne zu bearbeiten. Aber Don Carlos war es endlich, wofür er sich bestimmte, und einige Scenen davon erschienen im ersten Hefte der Thalia.

Die, wahrscheinlich von Herrn von Dalberg veranlaßte Vorlesung dieser Scenen des Carlos am Darmstädter Hofe, an dem der Herzog von Weimar eben gegenwärtig war, führten Schiller zuerst in die Sphäre der höhern und feinern Gesellschaft ein. Diese Dichtung, welche den ewigen Widerstreit des innern Lebens mit dem Zwange politischer und conventioneller Verhältnisse darstellt, wurde besonders günstig in der Hofwelt

aufgenommen. Manches Fürstenherz, dessen wärmste Gefühle der Welt geopfert waren, fand seine eigene geheime Geschichte darin enthalten, und seine stillen Empfindungen in den Worten des Dichters ausgesprochen. Wahr und zart hatte der Genius diese Bilder einer ihm fremden Welt in ihm hervorgerufen. Politische Verhältnisse konnte eine philosophische Ansicht der Geschichte auffassen, das glühende Colorit der Liebe von dem eigenen Herzen den Geschöpfen der Phantasie angehaucht werden; aber die Haltung, den zarten Umriß in der leidenschaftlichen Bewegung und dem Betragen dieser dramatischen Gestalten winkte die Muse zu; und des Dichters leiser Tact folgte ihrem Winke.

An die liebenswürdige damalige Frau Landgräfin von Darmstadt und den aufmunternden Antheil, den sie bei dieser Vorlesung gezeigt, erinnerte sich Schiller immer mit Vergnügen. Des Herzogs von Weimar Güte, die ihm den Rathstitel verlieh, gestaltete seine Zukunft; und der Beifall eines Fürsten, der, wie Körner mit Wahrheit sagt, „an das Vortreffliche gewöhnt war," mußte Schillern höchst erfreulich seyn. Dieses neue Verhältniß gab ihm auch eine sicherere Stellung gegen Würtemberg.

Die Bekanntschaft mit Frau v. K., deren der letzte von den oben mitgetheilten Briefen erwähnt, wurde bei dem längeren Aufenthalt derselben in Mannheim zur Freundschaft. Sie war die erste geistvolle und vielseitig ausgebildete Frau, mit der er in näherem Verhältnisse stand, und er äußerte gegen uns, daß ihr Umgang während der Ausarbeitung des Don Carlos sehr belebend auf ihn gewirkt, ja daß sie zu einigen Zügen im Charakter der Königin Elisabeth die Veranlassung gegeben habe. Ihr Geist hatte früh eine ernste Richtung genommen. Bei höherer Stellung und Ansicht des Lebens waren ihr die Formen der Weltverhältnisse eigen; auch wirkte sie günstig auf Schillers Haltung im geselligen Leben. Sein Genius fand bei ihr die Freiheit und Wärme des Begegnens in Gefühl und Ideen, deren er bedurfte, und die zarte Schonung der Freundschaft in leidenschaftlichen Stimmungen. Durchs ganze Leben nahm er den innigsten Antheil an ihrem Schicksal.

In einem der obigen Briefe gedenkt Schiller des Vergnügens, welches er im Umgang der Tochter seines Freundes, des Buchhändlers Schwan, fand. Die Anziehungskraft, die das liebenswürdige geistvolle Mädchen auf ihn ausgeübt, scheint von dauernder Art gewesen zu seyn. Im neunzehnten Jahre besorgte sie das Hauswesen ihres Vaters, der eben seine Gattin verloren, als Schiller nach Mannheim kam. Margarete Schwan, war nach der Schilderung einer verständigen, dem Hause vertrauten Person, ein sehr schönes Mädchen, mit großen, ausdrucksvollen Augen und von sehr lebhaftem Geiste, welcher sie mehr zur Welt, Literatur und Kunst, als zur stillen Häuslichkeit hinzog. Im gastfreien Hause des Vaters, welches ein Vereinigungspunkt für Gelehrte und schöne Geister war, gewann sie schon in früher Jugend eine ausgezeichnete Bildung, lernte aber auch die Kunst, diese Vorzüge geltend zu machen. Schiller, im Familiencirkel aufgenommen, schien auf sie Eindruck zu machen, ob er gleich ernst und zurückhaltend in seinem Betragen war. Er las ihr die Scenen aus seinen Stücken vor, wie er sie eben vollendet hatte, und recitirte ihr Verse mit besonderem Ausdruck. Der Vater war bei diesen Unterhaltungen immer gegenwärtig, und eine geraume Zeit blieb bei Schiller das Verhältniß ein bloß freundschaftliches; erst im Herbst und Winter 1784 und 1785 schien das Herz sich einzumischen, und beide junge Leute mochten sich mit dem Gedanken an eine Verbindung für das Leben tragen. Bei der Abreise nach Leipzig, im März 1785, empfing er von der Freundin ein schönes Andenken, und ein Briefwechsel wurde verabredet. Dieser begann, und Margarete äußerte von der Zeit an gegen ihre vertrauteren Freunde die Hoffnung auf eine baldige Verbindung mit Schiller. Im April 1785 schrieb dieser dem Vater und bat ihn um die Hand seiner Tochter. Herr Schwan, ohne Margareten mit diesem Antrage bekannt zu machen, gab eine abschlägige Antwort und gründete diese auf das mildernde Motiv, daß seine Tochter, bei der Eigenthümlichkeit ihres Charakters, zu Schillers Gattin nicht passe. Margaretens Richtung im folgenden Leben soll bewiesen

haben, daß Herr Schwan richtig gesehen, und auch hierin als Freund gegen Schiller gehandelt habe. Dieser brach nun natürlich die schriftliche Unterhaltung mit der Tochter ab, wodurch das gute Mädchen, die die Ursache des Schweigens nicht kannte, sehr betrübt ward. Sie soll gegen Freunde ihren Schmerz frei geäußert haben. So löste sich dieses Verhältniß, ohne alle Schuld von Schillers Seite, auf. Eine freundschaftliche Verbindung bestand fort, und Margarete nährte vielleicht noch stille Hoffnungen, besonders als sie im nächsten Jahre mit ihrem Vater nach Leipzig reisen durfte, wo Vater und Tochter bei Schiller die freundlichste Aufnahme fanden. Als dieser, verheirathet, nach Schwaben reiste, besuchte Margarete ihn und seine Gattin, wenn ich nicht irre, in Heidelberg. Letztere fand sie sehr liebenswürdig und erzählte mir, sie sey, wie Schiller selbst, bei dem Wiedersehen sehr bewegt gewesen. Margarete verheirathete sich, und starb im sechs und dreißigsten Jahre an den Folgen einer Niederkunft.

Wie alle edleren männlichen Naturen, behielt Schiller immer ein liebevolles Andenken an die Frauen, die ihm zärtliche Gefühle eingeflößt. Diese Erinnerungen bewegten ihn jederzeit, und er sprach selten davon. Immer war ihm die Liebe etwas Ernstes — eine Gottheit — der Jüngling, der mit Psyche sich vermählt, nicht der leichtsinnig flatternde Knabe.

Verdrießlichkeiten mit einigen Mitgliedern des Schauspieler-Personals, Mißmuth darüber, daß er seine höhern Ansichten von der Bühne nicht geltend machen konnte, wie aus den Erinnerungen an jene Zeit, die er uns mittheilte, und aus seinen Briefen an Herrn von Dalberg hervorgeht, bewogen ihn, Mannheim zu verlassen. Die Ausarbeitung des Don Carlos und die Rheinische Thalia, die ihn ausschließlich beschäftigten, banden ihn an keinen bestimmten Aufenthalt.

Körner und Huber, zwei junge Gelehrte in Leipzig, waren die Freunde, die Schillers Genius in der Sendung begrüßten,

deren sein letzter Brief erwähnt, und die von ihm mit so warmer Empfindung aufgenommen wurde; Minna Stock, Körners Braut, und ihre Schwester Dora hatten die freundlichen Gaben gearbeitet. Tröstend und schön ist's zu fühlen, wie ein günstiges Geschick aus kleinen Anlässen Verbindungen erzeugt, die auf das ganze Leben einen wohlthätigen Einfluß üben. Der Einfall einer glücklichen Stunde, den vier gute Menschen ausführten, gab Schillern das, was er vor allem bedurfte, einen Freund, der seinen Geist aufzufassen vermochte und mit seinem Herzen zu empfinden wußte. Die Freundschaft mit Körner, die der gemüthervereinenden Liebe zum Idealen entblühte, wurde zum segensvollen dauernden Bande für das wirkliche Leben. Tugenden und Vorzüge des Geistes, Ruhe und Heiterkeit, die dem Grunde eines reinen Gemüths entquollen, immer rege Empfänglichkeit für die Mittheilungen des Genius, ein natürliches Gefühl für das Schöne und Wahre und ein sicheres Urtheil, aus dem Schatze der mannigfaltigsten Ausbildung geschöpft, fesselten Schiller an diesen trefflichen Freund, und immer wachsende Begeisterung für alles Große und Schöne, und treues Forschen nach Wahrheit gaben dem Bunde Bestand bis zur Trennung durch den Tod.

Körner lebte in der schönen Frühlingszeit glücklicher Liebe, als er sich Schillern näherte. Einer ansehnlichen Familie in Leipzig entsprossen, von allen Vortheilen einer wissenschaftlichen und liberalen Erziehung begünstigt, lebte er einzig den Wissenschaften, bevor er in den sächsischen Staatsdienst trat und als Appellationsrath nach Dresden versetzt wurde. Seine Minna, schön, geistreich und liebenswürdig, im engen Familienkreis von einer trefflichen Mutter mit einer ihr ähnlichen Schwester erzogen, hatte sich alle gesellschaftlichen Talente erworben, die das Leben schmücken. Der Vater, ein braver Künstler, lehrte die Töchter richtig zeichnen; Musik, im väterlichen Hause fleißig geübt, und durch Körners Talent für's Clavier und seine schöne Baßstimme belebt, gab die anmuthigste Unterhaltung, so wie das Lesen der besten Dichter und Schriftsteller den Geist bereicherte.

Huber, der sich durch Schriften späterhin in der gelehrten Welt vortheilhaft bekannt gemacht hat, war durch Geist und Neigung diesem Cirkel eng verbunden, und es erhielt sich zwischen ihm und Schiller stets ein freundschaftliches Verhältniß.

Mit Körner hatte sich von Mannheim aus ein Briefwechsel angeknüpft. Das Verlangen nach persönlicher Bekanntschaft wuchs, und im April 1785 folgte Schiller der Einladung, sich in Leipzig diesem glücklichen Kreise anzuschließen. Auch seine Freundin, F. von K., riefen Familienverhältnisse nach Sachsen. Diese neuen, so wie seine früheren Verbindungen ließen ihn eine Heimath des Herzens in diesem Lande hoffen; und da der Herzog von Weimar ihn durch den verliehenen Titel anerkannt und geehrt, schloß sich die Aussicht auf eine künftige bürgerliche Existenz dieser Hoffnung an.

Das Anschauen einer fremden bewegten Welt und jene Verbindungen, die ihn die Freuden vertrauter Freundschaft genießen ließen, wirkten wohlthätig auf Schillers Gemüthsstimmung in Leipzig. Jünger, der zu früh verstorbene Schauspieldichter, durch den er auch mit einigen Gliedern der Leipziger Bühne, vorzüglich mit Seconda und seiner Frau, bekannt wurde, Göschen, ein gebildeter Buchhändler, und der schon erwähnte Huber schlossen um Körner einen geistreichen und geselligen Kreis. Schiller verlebte einige angenehme Sommermonate in Golis, einem nahgelegenen Dorfe, das durch das anmuthige Wäldchen, das Rosenthal genannt, mit der Stadt verbunden ist. Dort dichtete er das Lied an die Freude. Gern gedachten alle diese Freunde der fröhlich verlebten Tage, in die auch Körners glückliche Verbindung fiel. Dieser mußte seine Stelle in Dresden antreten; auch Hubern zogen Dienstverhältnisse und Neigung dorthin, und Schiller folgte diesen ihm so lieb, so unentbehrlich gewordenen Freunden.

Die reizende Lage an dem großen Strome, die mannigfaltig anmuthige Umgebung, die Kunstsammlungen, die wissenschaftlichen Anstalten machen Dresden zu einem wünschenswerthen Aufenthalte. Fremde aus allen Weltgegenden versammeln sich

hier, und geben der Gesellschaft Bewegung und Leben. An den Ufern der Elbe liegt in einem von Weinbergen umschlossenen Thale das kleine Dorf Loschwitz. Dort besaß Körner einen Weinberg mit einem angenehmen Wohnhause, in welchem Schiller mit der Familie seines Freundes die schönsten Tage verlebte. Ein Gartensaal auf der Anhöhe, wo sich der Weinberg an ein Fichtenwäldchen anschließt, war Schillern eingeräumt; dort arbeitete er an seinem Don Carlos. Immer gedachte er der ersten Zeit seines Dresdener Lebens mit Vergnügen. Die tägliche Unterhaltung mit seinem Freunde, in der er sich über seine liebsten Gedanken aussprechen konnte, beruhigte und erheiterte ihn. Körners klarer Geist gab ihm seine Ideen gestalteter und in fruchtbarerem Zusammenhange zurück; seine Lebensansicht wurde entschiedener, und die Geschichte ergriff er wahrscheinlich in dieser Epoche als Zweck seiner geistigen Thätigkeit, der sich eine äußere Existenz anschließen sollte. Wie auf einer fruchtbaren, freundlichen Insel dachte er hier zu ruhen und die Erscheinungen der vorübergleitenden Muse zu erwarten.

Die talentvollen und liebenswürdigen Frauen wußten dem Leben immer eine erfreuliche Abwechslung und einen eigenen Zauber zu geben. Die geistvollen Copien in Pastell vieler der vorzüglichsten Bilder aus der Dresdener Gallerie machten später Dora Stock rühmlich in der Kunstwelt bekannt. Was sich durch Geist und Kunst auszeichnete, erschien in diesem Kreise. Auch gab die äußere große Welt, der Körner als Staatsdiener nicht ganz entfliehen konnte, wiewohl damals noch in manchen lästigen Formen befangen, Schillern manche neue Ansicht. Unter dem gerechten und weisen Regenten lebte jeder sicher. Von Despotenlaunen, die die Existenz bedrohten, wie sie Schiller früher erfahren, war nichts zu befürchten. Alles ging im gewohnten Gleise. Aber die alten Formen, das eiserne Herkömmliche, das Alles bindend und hemmend umgab, erschien strebenden Geistern auch als Tyrannei. Durch alle Grade hindurch hielt Regel und Gewohnheit jeden gefesselt, und Tadel und Mißdeutung drohte jedem von der gezogenen Linie abweichenden Schritt. So hielten

Abgemessenheit und Steifheit auch das Gespräch und die Aeußerungen des Geistes in unerfreulichen Schranken. Im engeren Freundescirkel hielt man sich für diesen äußern Zwang schadlos.

Ueber Schillers geistige Thätigkeit und die Erzeugnisse derselben während des Lebens in Dresden hören wir Körner:

„Don Carlos wurde hier nicht bloß geendigt, sondern erhielt auch eine ganz neue Gestalt. Schiller bereute oft, einzelne Scenen in der Thalia bekannt gemacht zu haben, ehe das Ganze vollendet war. Er selbst hatte während dieser Arbeit beträchtliche Fortschritte gemacht, seine Forderungen waren strenger geworden, und der anfängliche Plan befriedigte ihn eben so wenig, als die Manier der Ausführug in den ersten gedruckten Scenen.

„Der Entwurf zu einem Schauspiel: der Menschenfeind, und einige davon vorhandene Scenen gehören auch in diese Periode. Von kleinern Gedichten erschienen damals nur wenige. Schiller war theils zu sehr mit der Fortsetzung seiner Zeitschrift beschäftigt, theils war in ihm der Wunsch rege geworden, durch irgend eine Thätigkeit außerhalb des Gebietes der Dichtkunst sich eine unabhängige Existenz zu gründen. Er schwankte einige Zeit zwischen Medicin und Geschichte, und wählte endlich die letzte. Die historischen Vorarbeiten zum Don Carlos hatten ihn auf einen reichhaltigen Stoff aufmerksam gemacht, den Abfall der Niederlande unter Philipp dem Zweiten. Zur Behandlung dieses Stoffs fing er daher an Materialien zu sammeln. Auch beschloß er damals, Geschichten der merkwürdigsten Revolutionen und Verschwörungen herauszugeben, wovon aber nur ein Theil erschien, der von Schillern selbst etwas enthält.

„Cagliostro spielte damals eine Rolle in Frankreich, die viel Aufsehen erregte; unter dem, was von diesem sonderbaren Manne erzählt wurde, fand Schiller manches brauchbar für einen Roman, und es entstand die Idee zum Geisterseher. Es lag durchaus keine wahre Geschichte dabei zum Grunde; sondern Schiller, der nie einer geheimen Gesellschaft angehörte, wollte bloß in dieser Gattung seine Kräfte versuchen. Das Werk wurde ihm verleidet und blieb unbeendigt, als aus den Anfragen, die er

von mehreren Seiten erhielt, hervorzugehen schien, daß er bloß die Neugierde des Publicums auf die Begebenheit gereizt hätte. Sein Zweck war eine höhere Wirkung gewesen."

Außer dem engen und so reichen Freundeskreise zogen Schillern noch mancherlei andere Verbindungen an. Der Theaterwelt konnte er sich nicht entfremden; zu sehr schloß sie sich an seine Dichtungssphäre. Einer der damaligen vorzüglichen Schauspielerinnen, Sophie Albrecht, gedachte er immer als einer geistreichen und liebenswürdigen Gesellschafterin. Er besuchte sie häufiger, da sie auch die Vertraute einer Leidenschaft war, die ihm eine ausgezeichnete Schönheit einflößte. Auf einer Redoute hatte er das schöne Fräulein zuerst gesehen, sich ihr genähert, und war gefällig von ihr aufgenommen worden. Er sah sie bei jener Schauspielerin, und durfte sie auch in ihrem eigenen Hause besuchen. Der Mutter schien die Eroberung eines schon damals als ausgezeichnet anerkannten Dichters zu schmeicheln und die Gewalt der Reize ihrer Tochter zu verbürgen. Der unerfahrene, leidenschaftliche Jüngling wurde von diesem Zaubernetze umstrickt, das jedoch nur Eitelkeit gewoben hatte. Wenn das gute Kind auch selbst herzlicher Zuneigung fähig war, so mußte sich ihr Gefühl doch immer nur der auf Effect und Glück berechneten mütterlichen Ansicht unterwerfen. An Wahrheit und dauerndes Herzensglück war unter dieser Constellation nicht zu glauben, und Schillers Freunde boten alle Macht klarer Einsicht und herzlicher Sorge auf, ihn diesen Fesseln zu entziehen. Die Geliebte hatte ihrem Freunde die Weisung gegeben, daß, wenn er Licht in einem gewissen Zimmer sehe, er nicht ins Haus kommen dürfe, weil sie da in Familiengesellschaft sey. Seine Freunde wußten, daß sie dann von der Mutter begünstigtere Anbeter empfing. Der Kampf zwischen Vernunft und Leidenschaft begann; aber ein Zauberblick der Liebe riß ihn wieder hin, und die Stimme der erstern ward überhört. Zeit, Geld und Herzensruhe wurden versplittert. Seine Freunde selbst, so schmerzlich sie seinen Umgang entbehrten, drangen auf seine Entfernung. Die Trennung kostete dem Mädchen viele Thränen; sie scheint sich gegen ihr

Gefühl nur dem Einfluß ihrer Umgebungen hingegeben zu haben; und Schiller freute sich stets, daß sie in späterer Zeit glücklich wurde. Es ist zu bedauern, daß an sie gerichtete Briefe und Gedichte verloren gegangen sind.

Die Einsicht in diese Verirrung, das Gefühl der erfahrenen Täuschung und Selbsttäuschung, welches ihm nach der kurzen Periode dieser Herzensangelegenheit blieb, war nicht erfreulich und von einer bittern Nachempfindung begleitet. Wahrscheinlich wirkte diese auf die Gestaltung der Griechin im Geisterseher. Ein glückliches Geschick führte unsern Freund bald zur Wahrheit, zu besseren Naturen in der Frauenwelt.

Schiller begab sich im Frühling 1787 nach Weimar, wohin ihn seine Freundin F. von K. längst eingeladen hatte. Wielands Anträge, Mitarbeiter am deutschen Merkur zu werden, kamen ihm freundlich entgegen, und den Ort, wo dieser, Goethe und Herder lebten, wo die größten Geister Deutschlands begünstigt, in schöner Freiheit wirkten, mußte er in jedem Sinn kennen lernen.

Goethe war damals in Italien; von Wieland und Herder wurde Schiller mit Wohlwollen aufgenommen. Herder war für ihn äußerst anziehend; aber die väterliche Zuneigung, mit der ihm Wieland zuvorkam, wirkte in einem noch höhern Grade auf seine Empfänglichkeit. Er schrieb damals an einen Freund:

„Wir werden schöne Stunden haben; Wieland ist jung, wenn er liebt.“

Dieses trauliche Verhältniß gab Anlaß, daß Schiller zu einer dauernden Theilnahme am deutschen Merkur aufgefordert wurde; wie denn die Idee, dieser Zeitschrift durch ihn eine frischere und jugendlichere Gestalt zu geben, für Wieland sehr erfreulich war. Schiller ließ es nicht an Thätigkeit fehlen; er lieferte die Götter Griechenlands, die Künstler, ein Fragment der niederländischen Geschichte, die Briefe über Don Carlos und einige andere prosaische Aufsätze, für die Jahrgänge des Merkur von 1788 und 1789, die überhaupt zu den reichhaltigsten gehören, und zugleich durch Beiträge von Goethe, Kant, Herder und Reinhold sich auszeichnen.

1788
1759
2833

Die Weimarische Welt wirkte im Ganzen mehr bildend als belebend auf Schiller. Der Ton der Gesellschaft war kritisirend, mehr abweisend als entgegenkommend. Von rheinländischer Liberalität und schwäbischer Herzlichkeit war wenig zu finden. Im Hause der Herzogin Amalia, wo man sonst jede neue Erscheinung freundlich begrüßte, war man mit Studien und Zurüstungen zur italienischen Reise beschäftigt. Der Herzog, viel abwesend, scheint damals keinen besondern Antheil an Schiller bezeigt zu haben, und der eigentliche Hofcirkel war abgeschlossen. Die vorzüglichsten Geister übten so großen Einfluß, daß überall Literatur Gegenstand der Unterhaltung war; aber im Grunde ward mehr darüber geschwatzt, als gedacht, und das eigentliche Leben, dessen Schiller bedurfte, um sich heiter zu entfalten, fehlte.

Seine Stimmung war trübe; und vielleicht aus eigener Schuld, oder weil kein glücklich mitwirkender Zufall eintrat, fühlte er sich sehr isolirt; nur bei Wieland und F. von K. war ihm wohl, und mit Riedel, dem Erzieher des Erbprinzen, und Schulz, dem Verfasser einiger Romane und Reisebeschreibungen, hatte er zuweilen einen heitern Abend. Ein Club, der sich wöchentlich versammelte, erhielt ihn in Verbindung mit der guten Gesellschaft; Bode, Bertuch, Corona Schröder und mehrere gebildete Familien fanden sich da zusammen. Schiller unterhielt sich mit einer Partie Whist. Auch wissen wir von ihm, daß er mit dem Geheimen Rath Schmidt, der viel Antheil an der Literatur nahm, und früher in Verbindung mit Klopstock gestanden, oft interessante Gespräche über Richardsons Clarisse, die dieser, wie Schiller selbst, sehr hoch hielt, geführt habe. Das Theater beschäftigte damals seinen Geist wenig.

Sein guter Genius hatte indessen für eine neue Richtung des Lebens gesorgt. Am Ende Octobers 1787 machte er eine Reise nach Meinungen zu seiner, dort an seinen Freund Reinwald verheiratheten ältesten Schwester, und der treuen Freundin, Frau von Wolzogen, die sich eben der Anwesenheit ihres Sohnes erfreute. Diese Reise führte ihn in neue Verhältnisse.

Fünfter Abschnitt.

Neigung, Rudolstadt.

Schiller erwähnt in einem Briefe an seine Freundin vom Mai 1784 flüchtig seiner ersten Bekanntschaft mit der Familie meiner Schwester, seiner künftigen Frau, und mit dieser selbst.

Wir kehrten aus der Schweiz zurück. Die Verhältnisse mit der uns nahe verwandten Wolzogenschen Familie, und ein Besuch, den wir Schillers Eltern auf der Solitude mit Frau von Wolzogen gemacht, veranlaßten uns, seine Bekanntschaft in Mannheim zu suchen. Er erschien bei uns, als wir eben abreisen wollten. Seine hohe, edle Gestalt frappirte uns; aber es fiel kein Wort, das lebhafteren Antheil erregte. Die mannigfachen und großen Gegenstände, von denen wir so eben geschieden waren, füllten unsre Seele. Von den reizenden Ufern des Genfer Sees und dem freundlichen Vevay am Fuß der Alpen, das jedes jugendlich fühlende Herz im Zauberduft der Rousseau'schen Dichtung erblickt, von lieben Freunden, die hier wohnten, hatten wir uns mit Schmerzen getrennt.

Lavaters Umgang, ergreifend durch die Macht und Grazie des lebendigsten Gefühls, bei vorherrschender religiöser Stimmung, und die vaterländischen Freiheitsgesänge der Oltner Gesellschaft, in der wir mit Güte und Liebe aufgenommen wurden, tönten in unsrer Seele nach.

So sahen wir Schiller zum erstenmal wie aus einer Wolke wehmüthiger Sehnsucht, die uns nur schwankende Formen erblicken

ließ. Der Theaterwelt waren wir fremd. In den Räubern hatten uns einzelne Scenen gerührt, die Masse von wildem Leben zurückgescheucht.

Aber es wunderte uns, daß ein so gewaltiges und ungezähmtes Genie ein so sanftes Aeußere haben könne. Fiesco und manche Gedichte der Anthologie hatten uns angesprochen. Gern hätten wir dies geäußert; aber unser Zusammenseyn war zu kurz, als daß sich ein Gespräch hätte entfalten können. Wir scherzten oft in der Folge über die Kälte unsres ersten Begegnens.

Meine Schwester lebte mit meiner Mutter und mir in Rudolstadt, am Ufer der Saale, in einem Thal, dem ferne großgezeichnete blaue Gebirge und nahe waldumkränzte Anhöhen, von denen es umgeben ist, so großen Reiz verleihen. Die sanfte Krümmung des Flusses, die drei frischen und angebauten Thäler, die sich dem Auge eröffnen, geben der Gegend einen eigenen mannigfaltigen Zauber. Dieser anmuthige Ort, in welchem sich erst unter der Regierung des gütigen kunstliebenden Fürsten Ludwig Friedrich und seiner geistvollen Gemahlin ein geistiges und geselliges Leben bildete, war damals todt und langweilig, und stand hinsichtlich aller Annehmlichkeiten des geselligen Lebens hinter den benachbarten Städten weit zurück. Obgleich es an wissenschaftlich gebildeten Männern nicht fehlte, ein Gymnasium, eine gute Bibliothek, eine Kupferstich-Sammlung und ein Naturalien-Cabinet alle Elemente zur Ausbildung darboten, ja sogar sich einige Poeten daselbst befanden, so ging von dem Allen doch wenig in den gesellschaftlichen Kreis über.

Unser trefflicher Vater, der als Forstmann berühmt war und dieser Wissenschaft eine neue Bahn brach, hatte eine große Welt- und Lebensansicht. Friedrich der Große, aufmerksam auf ihn gemacht, suchte ihn in seine Dienste zu ziehen, um neue Einrichtungen in seinen Forsten zu treffen. Zu Ende des siebenjährigen Krieges ließ der große König unsern Vater nach Leipzig kommen, und die vortheilhaftesten Anträge, die von uns unter den Familiendocumenten aufbewahrt werden, waren das Resultat einer Unterredung mit ihm. Durchdrungen von dem Lichtblick,

dem großen Sinne und dem Wohlwollen des Königs, brach dennoch unser Vater die Unterhandlung ab. Die Schwierigkeit des Unternehmens, lang eingewurzelte Mißbräuche zu bekämpfen, die Bedenklichkeit, die Existenz vieler Individuen auf's Spiel zu setzen, da bei ihm nur die gute Sache und strenge Rechtlichkeit galten, schreckten ihn ab. Auch seine physische Unbehülflichkeit, da er im zwanzigsten Jahr am linken Bein und rechten Arm gelähmt ward, nur auf einen Stock gestützt gehen und alle Besichtigungen im Wald nur im Wagen machen konnte, war ein Hinderniß. Eine tiefe Verehrung des großen Friedrichs blieb ihm, die bei uns Kindern zum Enthusiasmus ward.

Der Vater wollte die Töchter besser unterrichtet sehen, als es in dem kleinstädtischen Wesen, das uns umgab, gebräuchlich war; und unsre Mutter, in deren liebenswürdiger Natur Empfänglichkeit für alles Schöne lag, die auch selbst eine bessere Erziehung genossen, ging ganz in seine Gesinnung ein. Und freilich, wenn auch der Umgang mit dem Vater und der Mutter uns vor dem Gemeinen und Alltäglichen schützte, war bei unsrer aufgeregten jugendlichen Phantasie Bildung des Verstandes und eine ernste Richtung desselben nothwendig. Wir hatten früh vielerlei, wie es der Zufall bot, gelesen, meistens Bücher, die das Herz und Gemüth ansprechen; Schiller scherzte späterhin oft mit uns, und behauptete, man werde es uns immer anmerken, daß wir mit dem Grandison aufgewachsen seyen. Die Phantasie bot uns ihre schönsten Freuden, und unser tägliches einsames Hausleben, durch sie verschönert und reich, war uns so lieb, daß uns jede gewöhnliche Gesellschaft eine leidige Unterbrechung schien. Nur wer uns von fremden Orten und Gegenden erzählte, war uns willkommen; denn bei aller Freude am Hause erfüllte uns doch ein lebhaftes Verlangen, die Welt kennen zu lernen, und eine Sehnsucht nach der Ferne.

Daß dieses Leben in der Phantasie uns nicht schädlich würde, dafür sorgte der Vater auf zweierlei Weise. Er bemühte sich sorgsam um die Ausbildung unsers Körpers; ihm machte es große Freude, wenn wir nach den Lehrstunden in muntern Spielen in freier Luft

unsre physischen Kräfte übten. Unser Haus lag frei an einem Berge, und wir genossen alles Erfreuliche und Unbeschränkte des Landlebens. Dann sorgte er für die Entwicklung unsers Verstandes. Seiner klaren und weiten Weltansicht, die sich meist bei Tisch, wo er gerne lange saß, aussprach, und die gar nicht im Lehrton, sondern im heitern Gespräch in uns überging, verdankten wir eine frühe Anregung desselben. Wir lernten den Geist erkennen und schätzen, der alle Erscheinungen auf ihren Ursprung, auf ihren Grund zurückführt. Die Welt, die wir uns hinter unsern blauen Bergen dichteten, gewann im Lichtblick seines Verstandes feste Umrisse. Wir lernten zeitig fühlen, was wir suchen sollten. Ein Gefühl des wahren Werthes der Menschen, der männlichen Würde insbesondere, faßte Wurzel in uns; denn die verehrte Gestalt des Vaters, die Festigkeit in Grundsätzen der Ehre und schöne Sitte ausdrückte, war ihr reines Abbild. Der Tod entriß uns den Trefflichen, als ich dreizehn Jahr alt war; die drei Jahre jüngere Schwester nahm aus meinem reiferen Anschauungsvermögen die Züge seines Bildes auf, das sich unmittelbar noch nicht hatte einprägen können.

Meine Mutter wünschte eine Hofdamenstelle für meine Schwester, da sich mir schon in meinem sechszehnten Jahr ein Heirathsantrag dargeboten. Die edle Herzogin Luise von Weimar, der meine Mutter die Tochter am liebsten anvertraut hätte, interessirte sich für diesen Wunsch, und zeigte sich durch ihre würdige Freundin, Frau von Stein, die auch die unsre war, geneigt, ihn zu erfüllen. Damit meine Schwester sich für ihre nächste Bestimmung Fertigkeit in der französischen Sprache und Weltton erwürbe, beschloß meine Mutter, eine Zeitlang in der französischen Schweiz zu leben. Diese Reise entzückte unsern jugendlichen Sinn und durchwebte unser ganzes Leben mit lichten, schönen Bildern.

Wir lebten nach der Rückkehr in unserm kleinen Thale, in welchem zu bleiben ich durch meine Verheirathung bestimmt war, in Erinnerungen. Eine wehmüthige Sehnsucht nach dem Genfer See wandelte uns freilich oft an. Doppelt altmodisch und traurig

schienen uns die geselligen Umgebungen. Rege Phantasie söhnt sich indeß leicht auch mit der einförmigen Wirklichkeit aus, da sie Leben und Geist durch Alles zu hauchen weiß. Das Streben nach Kenntnissen, das die mannigfaltigen Ansichten der Menschenwelt und Natur in uns angeregt hatten, besonders das Lesen des Plutarch, zu dem wir immer zurückkehrten, der vertrauliche Umgang mit liebenswürdigen Jugendfreunden füllte und erheiterte unser Leben. Die geschmacklose Förmlichkeit eines kleinen Hofes gab uns, die wir noch voll waren von dem heitern freien Leben der französischen Schweiz, Anlaß zu manchen tollen und muntern Einfällen. Damals ging noch keine Kunststraße durch dies kleine Thal; ein Fremder war ein Phänomen. Oft erschienen wir uns selbst als verwünschte Prinzessinnen, auf Erlösung aus dieser Einförmigkeit hoffend.

An einem trüben Novembertage im Jahr 1787 kamen zwei Reiter die Straße herunter. Sie waren in Mäntel eingehüllt; wir erkannten unsern Vetter Wilhelm von Wolzogen, der sich scherzend das halbe Gesicht mit dem Mantel verbarg; der andere Reiter war uns unbekannt und erregte unsere Neugier. Bald löste sich das Räthsel durch den Besuch des Vetters, der um die Erlaubniß bat, seinen Reisegefährten, Schiller, der seine verheirathete Schwester und Frau von Wolzogen in Meinungen besucht, am Abend bei uns einzuführen. Schillers Zukunft knüpfte sich an diesen Abend; deßhalb wird man verzeihen, daß ich so viel von unserer Familie geredet.

Schiller fühlte sich wohl und frei in unserem Familienkreise. Entfernt vom flachen Weltleben galt uns das Geistige mehr als Alles; wir umfaßten es mit Herzenswärme, nicht befangen von kritischen Urtheilen und Vorurtheilen, nur der eigenen Richtung unserer Natur folgend. Dies war es, was er bedurfte, um sich selbst im Umgang aufzuschließen. Wir kannten seinen Don Carlos noch nicht. Ohne alle schriftstellerische Eitelkeit schien es ihm am Herzen zu liegen, daß wir ihn kennen lernten. Ich erinnere mich nicht, daß unsere Gespräche noch etwas Anderes aus der Welt seiner Dichtung berührten, die Briefe von Julius an

Raphael und die auf diese sich beziehenden Gedichte der Anthologie ausgenommen. Der Gedanke, sich unserer Familie anzuschließen, schien schon an jenem Abend in ihm aufzudämmern, und zu unserer Freude sprach er beim Abschiede den Plan aus, den nächsten Sommer in unserm schönen Thale zu verleben.

Wilhelm von Wolzogen hing an uns mit der herzlichsten Freundschaft. Wir waren die ersten weiblichen Wesen, die bei einem Besuche in der Akademie sein Herz gerührt hatten, und seine Jugendträume blieben an unser Bild geheftet. Bei jedem Abschiede forderte er in jugendlich ritterlichem Sinne feierlich von uns das Versprechen, ihm zu schreiben, wenn er uns in irgend einer Noth helfen könne; vom Ende der Welt würde er zu uns eilen. Er bereitete sich zu einer Reise nach Paris vor, um sich ganz dem Studium der Architektur zu widmen; doch wünschte er nichts sehnlicher, als einst in unserer Nähe leben zu können. Des Vetters freundschaftliche Gesinnung gegen uns theilte der Freund; unser kurzes Zusammenseyn ward beseelt und erhöht durch Innigkeit und lebendige Empfindung, deren Nachklang, wie der Eindruck, den wir auf Schiller gemacht, sich in folgendem Briefe des letzteren an Frau von Wolzogen ausspricht:

Weimar, den 20. Dec. 1787.

Endlich! werden Sie sagen, endlich doch ein Brief! und in der That schreibe ich Ihnen etwas spät, wie wir angekommen sind. Aber die Geschäfte, die ich hier vorfand, haben mich bis jetzt nicht zu Athem kommen lassen. Sie werden mir das aufs Wort glauben, und verzeihen.

Wir sind glücklich nach Rudolstadt gekommen, wo ich eine sehr hochachtungswerthe und liebenswürdige Familie fand. Ich kann nicht anders, als Wilhelms guten Geschmack bewundern; denn mir selbst wurde so schwer, mich von diesen Leuten zu trennen, daß nur die dringendste Nothwendigkeit mich nach Weimar ziehen konnte. Wahrscheinlich werde ich aber diese Nachbarschaft nicht unbenutzt lassen, und sobald ich auf einige Tage Luft habe, dort seyn.

In Weimar hat Wilhelm sich nur zwei kleine Tage aufgehalten, wo ich ihn in den Club geführt, und ihn mit Bode, Wieland und Bertuch bekannt gemacht habe. Mlle. Schröter haben wir auch besucht und bei Kalbs zu Mittag gegessen. Ueber diese Dinge wird er Ihnen selbst Auskunft geben. Jetzt, meine liebste Freundin, sitze ich wieder unter Folianten und alten staubigen Schriftstellern wie begraben, und zehre gleichsam von der Erinnerung dieser zehn fröhlichen Tage, die ich bei Ihnen zugebracht habe. Wir haben uns doch wieder gesehen, und die freudige Entdeckung gemacht, daß wir die Nämlichen geblieben. Ohne Zweifel wohnen Sie jetzt wieder einsam in Bauerbach; aber ich beneide Ihnen manchmal diese Lage. Sie genießen da das höchste Glück in meinen Augen, Unabhängigkeit und Ruhe. Abwechselung können Ihnen die kleinsten Geschäfte geben.

Leben Sie recht wohl, und grüßen Sie Wilhelm von mir. Der lieben Lotte werde ich bald nach Hildburghausen schreiben. Ewig Ihr

Schiller.

Ein Brief, den Schiller einige Wochen nach dem oben mitgetheilten an seinen Freund K. schrieb, sagt deutlicher, welche Empfindungen der Besuch in Rudolstadt in ihm aufgeregt hatte; gewiß erfüllte damals schon eine lebhafte Neigung zu meiner Schwester sein Herz.

„Ich bedarf eines Mediums, durch das ich die andern Freuden genieße. Freundschaft, Geschmack, Wahrheit und Schönheit werden mehr auf mich wirken, wenn eine ununterbrochene Reihe feiner, wohlthätiger, häuslicher Empfindungen mich für die Freude stimmt, und mein erstarrtes Wesen wieder durchwärmt. Ich bin bis jetzt ein isolirter, fremder Mensch, in der Natur herumgeirrt, und habe nichts als Eigenthum besessen. — Ich sehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz. — Ich habe seit vielen Jahren kein ganzes Glück gefühlt, und nicht sowohl, weil mir die Gegenstände dazu fehlten, sondern

darum, weil ich die Freuden mehr naschte als genoß, weil es mir an immer gleicher und sanfter Empfänglichkeit mangelte, die nur die Ruhe des Familienlebens gibt. —"

Meine Schwester konnte wohl in jedem Sinne eine wünschenswerthe Verbindung für Schiller seyn. Sie hatte eine sehr anmuthige Gestalt und Gesichtsbildung. Der Ausdruck reinster Herzensgüte belebte ihre Züge, und ihr Auge blitzte nur Wahrheit und Unschuld. Sinnig und empfänglich für alles Gute und Schöne im Leben und in der Kunst, hatte ihr ganzes Wesen eine schöne Harmonie. Mäßig, aber treu und anhaltend in ihren Neigungen, schien sie geschaffen, das reinste Glück zu genießen. Sie hatte Talent zum Landschaftzeichnen, einen feinen und tiefen Sinn für die Natur, und Reinheit und Zartheit in der Darstellung. Unter günstigern Umgebungen hätte sie in dieser Kunst etwas leisten können. Auch sprach sich jedes erhöhtere Gefühl in ihr oft in Gedichten aus, unter denen einige, von der Erinnerung an lebhaftere zärtliche Herzensverhältnisse eingegeben, voll Grazie und sanfter Empfindung sind.

Wir lebten in innigster Vertraulichkeit; alle meine Gedanken und Gefühle gingen in sie über, und ihr Glück war meine herzlichste Sorge, ja meine einzige Lebenshoffnung, da ich mich in einer Stimmung befand, die mich mein eigenes ganz aufgeben hieß. Ihr Gemüth war wund und bewegt durch eine herzliche Neigung, die sie aufgeben mußte, da äußere Umstände ungünstig waren. Der edle und liebenswürdige Mann, dem ihre Neigung zugewandt war, sprach seine Liebe in allem Schmerz der Hoffnungslosigkeit aus, und nährte so die Empfindung, die für ihn sprach. Seine Verhältnisse trugen ihn im Militärdienst über das Meer nach einem andern Welttheile, und die Wehmuth eines solchen Abschieds tönte lange in dem Wesen meiner Schwester nach. Um sie zu erheitern, veranlaßten wir einen Aufenthalt von einigen Monaten in Weimar, wohin auch die Aussicht auf die Hofdamenstelle führte, da die immer gleich gütige Herzogin fortdauernd geneigt blieb, ihres Versprechens zu gedenken, wenn eine Veränderung an ihrem Hofe einträte.

Hier sah meine Schwester Schillern wieder. Er hielt sich in der gehörigen Entfernung, wie ihn die Umstände und seine Feinheit lehrten. Einige nachfolgende Billets und Briefe zeigen dennoch, wie sich sein Herz zu meiner Schwester gezogen fühlte, und welche Hoffnungen er an die Bekanntschaft mit ihr knüpfte.

Schiller an Charlotte von Lengefeld.

Wahrhaftig, gnädiges Fräulein, Sie handeln auch sehr grausam an der armen Komödie, daß Sie sie gerade in dasjenige Licht stellen, wo sie sich am allerkläglichsten ausnimmt, nämlich in eine Alternative mit Ihnen. Es könnte mich beinahe ärgern, daß sie nicht besser ist, oder daß es nicht irgend sonst eine Freude gibt, um Ihnen zeigen zu können, wie gerne ich sie für das größere Vergnügen versäume, um Sie zu seyn. Hier könnten Sie mich zwar erinnern, wie lange Sie schon hier sind, und wie wenig ich mir dennoch Ihren Aufenthalt zu Nutze gemacht habe; aber glauben Sie mir für jetzt, daß dieses Letztere das Erste so wenig umstößt, daß ich vielmehr, wenn ich mich selbst gewissenhaft darum befrage, eins durch das andere erklären muß. Mein Aufenthalt in Rudolstadt (worauf ich mich freue, wie ich mich noch auf wenige Dinge gefreut habe) soll mich für das Versäumte schadlos halten, wenn anders eine Versäumniß von dieser Art nachgeholt werden kann; und alsdann, gnädiges Fräulein, hoffe ich Sie auch zu überzeugen, wie wenig meine bisherige seltene Erscheinung bei Ihnen der Unfähigkeit zuzuschreiben war, den Werth Ihres Umgangs zu empfinden. Ich fühle, daß dieses Billet Ihnen nicht ganz verständlich seyn wird; aber das hat auch sein Gutes; Sie werden dadurch gezwungen seyn, es noch einmal zu durchlesen, und um so weniger wird Ihnen dasjenige darin entgehen, wovon ich Sie vorzüglich überzeugen wollte — meiner ehrerbietigsten Achtung für Sie.

Eben zieht mich ein Schlitten ans Fenster, und wie ich hinaus sehe, sind Sie's. Ich habe Sie gesehen, und das ist

doch etwas für diesen Tag. Doch da Sie nunmehr schwerlich mehr allein seyn werden, so muß ich dieses Billet bis morgen früh ersparen.

Schiller.

Sie können sich nicht herzlicher nach Ihren Bäumen und schönen Bergen sehnen, mein gnädiges Fräulein, als ich — und vollends nach denen in Rudolstadt, wohin ich mich jetzt in meinen glücklichsten Augenblicken im Traume versetze. Man kann den Menschen recht gut seyn, und doch wenig von ihnen empfangen; dieses, glaube ich, ist auch Ihr Fall; jenes beweist ein wohlwollendes Herz, aber das Letztere einen Charakter. Edle Menschen sind schon dem Glücke sehr nahe, wenn nur ihre Seele ein freies Spiel hat; dieses wird oft von der Gesellschaft (ja oft von guter Gesellschaft) eingeschränkt; aber die Einsamkeit gibt es uns wieder, und eine schöne Natur wirkt auf uns wie eine schöne Melodie. Ich habe nie glauben können, daß Sie in der Hof- und Assemblee-Luft sich gefallen; ich hätte eine ganz andere Meinung von Ihnen haben müssen, wenn ich das geglaubt hätte. Verzeihen Sie mir; so eigenliebig bin ich, daß ich Personen, die mir theuer sind, gerne meine eigene Denkungsart unterschiebe.

Heute würde ich mir die Erlaubniß von Ihnen ausbitten, Sie besuchen zu dürfen; aber ich bin schon von gestern her engagirt, eine Partie Schach an Frau von ** zu verlieren. Wie sehr wünschte ich nun, daß Sie eine Besuch-Schuld an sie abzutragen hätten, und daß Ihr Gewissen Sie antriebe, es heute zu thun. Die Tage haben für mich einen schönern Schein, wo ich hoffen kann, Sie zu sehen, und schon die Aussicht darauf hilft mir einen traurigen ertragen. Von ** habe ich gestern einen Brief erhalten, der jetzt in dem traurigen Stuttgart die angenehmen Stunden in der Erinnerung wiederholt, die er — und vorzüglich in Rudolstadt — genossen hat. An Frau von ** habe ich von Ihnen eine Empfehlung bestellt. In das Stammbuch will ich morgen schreiben.

Leben Sie recht wohl. Schiller.

Sie werden gehen, liebstes Fräulein, und ich fühle, daß Sie mir den besten Theil meiner jetzigen Freuden mit sich hinwegnehmen. Daß Sie nicht bleiben konnten, wußte ich; ich habe mir dieses schon so oft gesagt, daß es mich nicht mehr überraschen sollte, und doch thut es das. So wenige Augenblicke Ihres Hierseyns auch die meinigen waren und die meinigen seyn konnten, so war mir Ihr Hierseyn doch schon an sich allein ein Vergnügen, und die Möglichkeit, Sie alle Tage zu sehen, ein Gewinn für mich. Ihre Abreise bringt mich um alles Dieses. Aber Sie gehen auch ungern — und beinahe hätte mich das gefreut. Sie glauben doch nicht im Ernste, daß ich dem Worte Freundschaft gram sey? Nach dem, was ich Ihnen freilich hie und da vom Mißbrauch dieses Namens mag gesagt haben, klingt es vielleicht stolz, wenn ich bei Ihnen darauf Anspruch mache — aber der Name soll mich nicht stören. Lassen Sie das kleine Samenkorn nur aufgehen; wenn die Frühlingssonne darauf scheint, so wollen wir schon sehen, welche Blume daraus werden wird. Meinem hiesigen Umgang mit Ihnen hat Ihre Güte seinen besten Werth gegeben; ich fühle selbst recht gut, wie zusammengebunden und zerknickt ich oft gewesen bin. Viel mehr bin ich nun wohl nicht, aber doch um etwas Weniges besser, als ich während der kurzen Zeit unserer Bekanntschaft und bei den Außendingen, die uns umgaben, in Ihren Augen habe erscheinen können. Eine schönere Sonne, hoffe ich, wird etwas Besseres aus mir machen, und der Wunsch, Ihnen etwas seyn zu können, wird dabei einen sehr großen Antheil haben. Auch in Ihrer Seele werde ich einmal lesen, und ich freue mich im Voraus, bestes Fräulein, auf die schönen Entdeckungen, die ich darin machen werde. Vielleicht finde ich, daß wir in manchen Stücken mit einander sympathisiren, und das soll mir eine unendlich werthe Entdeckung seyn. Sie wollen also, daß ich an Sie denken soll; dieses würde geschehen seyn, auch wenn Sie mir es verboten hätten. Meine Phantasie soll so unermüdet seyn, mir Ihr Bild vorzuführen, als wenn sie in den acht Jahren, daß ich sie

den Musen verdingt habe, sich nur für dieses Bild geübt hätte. Ich werde Sie an jedem schönen Tage unter freiem Himmel wandeln sehen, und an jedem trüben auf Ihrem Zimmer — vielleicht denken Sie dann auch meiner; damit ich aber dessen versichert bin, so müssen Sie mir erlauben, bestes Fräulein, daß ich Ihnen zuweilen sage, wenn ich mit Ihnen beschäftigt bin. Keine Correspondenz, Gott bewahre! das sieht so pflichtmäßig aus, und selbst die Antworten will ich Ihnen erlassen, wenn Sie glauben sollten, daß Sie mir sie schuldig sind. Einmal aber müssen Sie mir doch Nachricht geben, ob ich das bewußte Logis erhalten kann. Heute Mittag hätte ich Sie also bei Schardts sehen können, wenn mein guter Engel mich zu rechter Zeit erinnert hätte. Aber ich war wirklich nicht ganz wohl, um in eine ganz fremde Gesellschaft zu gehen. Sehen will ich Sie vor Ihrer Abreise nicht mehr. — Abschiede, auch auf kurze Zeit, sind etwas so Trauriges für mich. Vielleicht sehe ich Sie im Vorbeifahren noch; ich vermuthe auch, daß Sie jetzt immer umringt und beschäftigt seyn werden. Frau von** wird um so mehr beklagen, Sie nicht mehr hier zu finden, wenn sie hört, wie nahe sie dabei war. Leben Sie also recht wohl, bestes Fräulein, erinnern Sie sich manchmal und gern daran, daß hier Jemand ist, der es unter die schönsten Zufälle seines Lebens zählt, Sie gekannt zu haben. Noch einmal, leben Sie recht glücklich.

Vom Jones folgen hier noch drei Bände; die übrigen sind von der Bodischen Uebersetzung noch nicht heraus. Verlangen Sie sie aber, so kann ich Sie Ihnen in einer andern nach Rudolstadt nachschicken. Ihrem Hause empfehlen Sie mich recht schön, und suchen Sie zu machen, daß ich da ein wenig willkommen bin. Adieu. Leben Sie recht wohl.

Schiller.

Weimar, den 11. April 1788.

Sie werden in Rudolstadt nun wieder eingewohnt seyn, mein bestes Fräulein, und bei diesem schönen Wetter sich Ihrer ländlichen Einsamkeit freuen. Die Vergnügungen der Geselligkeit, wie man sie in Weimar und solchen Orten findet, werden gar oft durch Langeweile und Zwang gebüßt, den nothwendigen Uebeln in den leidigen Assembleen. Diesen sind Sie jetzt glücklich entronnen, und Ihr Familienkreis, fürchte ich, wird Sie für Alles schadlos halten, worauf Sie in Weimar vielleicht einigen Werth gelegt haben. Wie beneide ich Ihre Familie und Alles, was um Sie seyn darf! Aber auch Sie beneide ich um Ihre Familie; ein einziger Tag war mir genug, mich zu überzeugen, daß ich unter sehr edeln Menschen wäre. Warum kann man solche glückliche Augenblicke nicht festhalten! Man sollte lieber nie zusammen gerathen — oder nie mehr getrennt werden.

Seitdem Sie Weimar verlassen haben, ist die Erinnerung an Sie meine beste Gesellschaft gewesen. Die Einsamkeit macht jetzt meine Glückseligkeit aus, weil sie mich mit Ihnen zusammenbringt, und mich ungestört bei dem Andenken der vergangenen Freuden und der Hoffnung auf die noch kommenden verweilen läßt. Was für schöne Träume bilde ich mir für diesen Sommer, die Sie alle wahr machen können. Aber ob Sie es auch wollen werden? Es beunruhigt mich oft, mein theuerstes Fräulein, wenn ich daran denke, daß das, was jetzt meine höchste Glückseligkeit ausmacht, Ihnen vielleicht nur ein vorübergehendes Vergnügen gab; und doch ist es so wesentlich für mich, zu wissen, ob Sie Ihr eigenes Werk nicht bereuen, ob Sie das, was Sie mir in so kurzer Zeit geworden sind, nicht lieber zurücknehmen möchten, ob es Ihnen angenehm oder gleichgültig ist. Könnte ich hoffen, daß von der Glückseligkeit Ihres Lebens ein kleiner Antheil auf meine Rechnung käme, wie gern entsagte ich manchen Entwürfen für die Zukunft, um des Vergnügens willen, Ihnen näher zu seyn! wie wenig sollte es mir kosten, den Bezirk, den Sie bewohnen, für meine Welt anzunehmen!

Sie haben mir selbst einmal gesagt, daß eine ländliche Einsamkeit im Genuß der Freundschaft und schönen Natur Ihre Wünsche ausfüllen könnte. Hier wäre schon eine sehr wesentliche Uebereinstimmung zwischen uns. Ich kenne kein höheres Glück. Mein Ideal von Lebensgenuß kann sich mit keinem andern vertragen. Aber was bei mir ein unabänderlicher Charakterzug ist, war bei Ihnen vielleicht nur eine jugendliche Phantasie, eine vorübergehende Epoche. Vielleicht denken Sie einmal anders, oder, wenn dies auch nicht wäre, vielleicht dürfen Sie einmal nicht mehr so denken. Beides fürchte ich, und ich sehe ein, wie sehr ich Ursache hätte, mich noch bei Zeiten eines Vergnügens zu entwöhnen, von dem ich mich vielleicht wieder trennen muß. Ich mag dieser traurigen Idee nicht Raum geben.

Wie leben Sie jetzt in Rudolstadt? Wie haben Sie es da wieder nach der kleinen Abwesenheit gefunden? Ich kann mir recht wohl denken, wie ungeduldig man sich nach Ihnen gesehnt hat. In einem so engen Kreise ist eine solche Lücke sehr fühlbar; und wahrhaftig das Opfer war groß, das Ihre Familie Ihnen gebracht hat, Sie so lange zu entbehren. Sie hatten den Vortheil der Zerstreuung, des Neuen und der Menge; den Ihrigen fehlte dies Alles. Jedes unter ihnen hat wahrscheinlich für das Eine eine eigenthümliche besondere Vertraulichkeit, die es nicht für das Andre hat. Manche Empfindungen, die Sie einer Schwester mittheilen, behalten Sie vor einer Mutter zurück, und auch umgekehrt. Alles dieses hat also während Ihrer Abwesenheit unter dem Schlüssel bleiben müssen. Habe ich nicht recht? Und mit je weniger Menschen man lebt, desto mehr bedarf man dieser wenigen.

Seitdem Sie weg sind, habe ich Niemand von Ihrer hiesigen Bekanntschaft gesehen; ich kann Ihnen also auch nichts davon hinterbringen. Einer meiner intimsten Freunde, der mich dieser Tage hier besuchte, veranlaßte mich, ihn nach Gotha zu begleiten. Frau von ** war gerade da, wie ich dort ankam; aber ich habe sie nicht gesehen. Sie war nicht ihr eigener

Herr; ich hätte bis den andern Tag warten müssen, und dieses konnte ich nicht. Morgen, höre ich, soll sie zurückkommen.

Schade, daß Sie jetzt nicht mehr hier sind; Sie würden öfters spazieren gehen, und sehen könnte ich Sie wenigstens mehr. Es ist jetzt gar freundlich und schön im Stern und im Garten, und die Nachtigallen schlagen. Ihren Favorit, die Schnecke (eine laubenartige Parkanlage, von einer Wendeltreppe, die bis zu ihrer Höhe führte, so genannt), habe ich heute bewundern gehört: der Herzog selbst nahm sie in Schutz, und hat ihr Gnade widerfahren lassen. Haben Sie indessen meiner auch wegen einer Wohnung gedacht? Ich hätte mich nicht unterstanden, Ihnen diesen Auftrag zu geben; aber Sie waren ja so gütig — und können Sie mir verdenken, wenn ich diese Gelegenheit hurtig ergriff, die Sie an mich erinnern wird? Aber die nothwendigsten Meubles müßte ich auch dabei haben, wenn es nur irgend möglich ist; alsdann auch, wenn es angeht, die Kost; doch diese soll den Handel nicht rückgängig machen, wenn es damit Schwierigkeiten hätte, weil ich sie mir aus der Stadt würde holen lassen können. Noch einmal, bestes Fräulein, verzeihen Sie mir diesen Mißbrauch Ihrer Güte. Es soll der letzte Auftrag dieser Art seyn. Den Ihrigen sagen Sie recht viel Schönes von mir. Leben Sie recht wohl, und erinnern sich zuweilen meiner.

Schiller.

Weimar, den 2. Mai 1788.

Sie haben die Angelegenheit, deren Besorgung Sie so gütig übernahmen, so ganz nach meinen Wünschen und über alle meine Erwartungen zu Stande gebracht, bestes Fräulein, daß ich Ihnen unendlichemal dafür verbunden bin. Der Ort, die Lage, die Einrichtung im Hause, Alles ist vortrefflich. Sie haben aus meiner Seele gewählt. Eine fürstliche Nachbarschaft hätte mir meine ganze Existenz verdorben. Ich habe Ihnen viele Mühe gemacht; aber ich weiß auch, daß Ihnen das Vergnügen, welches

Sie mir dadurch verschaffen, statt alles Dankes ist. Meinem Lieblingswunsche steht also nichts mehr im Wege, als die Unsicherheit der Jahreszeit, die aber in wenigen Tagen wird gehoben seyn, und die Berichtigung einiger Kleinigkeiten, die mich aber auch nicht länger als etwa acht oder zehn Tage hier aufhalten soll. Zehen Tage sind also mein längster Termin; dann Adieu Weimar. Ich werde in Ihren schönen Gegenden, in dieser ländlichen Stille mein eigenes Herz wieder finden, und Ihre und der Ihrigen Gesellschaft wird mich für Alles, was ich hier zurücklasse, reichlich entschädigen.

Jetzt sind wir hier einzig an die liebe Natur verwiesen; die Komödie, ihre armselige Stellvertreterin im Winter, hat uns verlassen. Der Frühling ist dafür da, mit allen schönen Sachen, die er mitbringt. Mich verdrießt es ordentlich, daß ich diese lieblichen Tage hier in der Stadt und auf den kümmerlichen Spaziergängen da herum so ganz und gar verlieren soll. Wie viel angenehmer sollten sie mir in Ihrer Nachbarschaft vorübergehen!

Sie warnen mich, bestes Fräulein, daß ich mir von meinem Aufenthalt bei Ihnen (oder wollten Sie vielleicht sagen, von Ihrer Freundschaft?) nicht zu viel versprechen soll. Mir ist in der That für nichts bange, als daß ich, bei allen Bestrebungen und Wünschen, nichts, gar nichts im Vermögen haben werde, was gegen das Vergnügen, das Ihr Umgang, auch ohne ihr Zuthun, mir gewährt, in Anschlag kommen kann. Aber Ihre Warnung, bestes Fräulein, erinnert mich, daß es doch wohl möglich seyn könnte, ich setze zu viel gute Meinung von mir bei Ihnen selbst voraus, und mehr, als ich bis jetzt Gelegenheit gehabt habe zu verdienen. Ich finde wirklich, daß ich bisher, mehr als ich sollte, an mich selbst dabei gedacht habe, und daß mich die liebliche Vorstellung Ihrer Freundschaft gar wohl verleitet haben könnte, sie als etwas schon Erworbenes und Entschiednes vorauszusetzen. Dieses, bestes Fräulein, und nicht meine Phantasie habe ich zu fürchten, denn meine Phantasie, das glauben Sie mir! hat gar keinen Antheil an meiner Vorstellung

von Ihnen. Ich bitte also für mich selbst um die Toleranz, die Ihre Bescheidenheit Sie von mir begehren ließ, und im Ernste bitte ich Sie darum. – Werden Sie auch meine Fürsprecherin bei den Ihrigen; sagen Sie ihnen lieber recht viel Schlimmes von mir, daß sie doch durch das wenige Gute, was ich noch habe, überrascht werden und es mir höher anschreiben. Vor allen Dingen aber sagen Sie ihnen, wie sehnlich ich unserer näheren Bekanntschaft entgegen sehe.

Wolzogen hat mir noch nicht geantwortet. Seine Mutter (wie Sie vielleicht schon wissen) hat eine schmerzhafte Operation mit vieler Standhaftigkeit und glücklich überstanden.

Leben Sie recht wohl. Adieu.

Schiller.

Im Frühlingsmond 1788 bezog Schiller seine Wohnung in Volkstädt, eine halbe Stunde von der Stadt. Das Haus lag frei vor dem Dorfe, und aus seinem Zimmer übersah er die Ufer der Saale, die sich in einem sanften Bogen durch die Wiesen krümmt, und im Schatten uralter Bäume dahin fließt. Die gegenüber am jenseitigen Ufer des Flusses sich erhebenden waldigen Berge, an deren Fuß freundliche Dörfer liegen, und das hoch und schön gelegene Schloß von Rudolstadt an der andern Seite geben diesem Platze den Reiz der Mannichfaltigkeit, zugleich einer Einsamkeit, aus der man nur anmuthige Gegenstände überschaut. Auf einer kleinen Anhöhe, dem Hause gegenüber, die ein Wäldchen krönt, hat ein kunstliebender Verehrer Schillers ein Monument für ihn errichtet, wozu Dannecker seine kolossale Büste zu einem Bronzeabguß verehrte. Oft wird dieser schöne Platz denen, die Schillern noch persönlich gekannt, und den jüngeren, seinem Geist befreundeten Bewohnern zum Vereinigungsplatz dienen, und Goethens sinnvolle Worte bewähren:

Die Stelle, die ein guter Mensch betrat,
Sie bleibt geweiht für alle Zeiten.

In unserm Hause begann für Schillern ein neues Leben. Lange hatte er den Reiz eines freien freundschaftlichen Umgangs entbehrt; uns fand er immer empfänglich für die Gedanken, die eben seine Seele erfüllten. Er wollte auf uns wirken, uns von Poesie, Kunst und philosophischen Ansichten das mittheilen, was uns frommen könnte, und dieß Bestreben gab ihm selbst eine milde harmonische Gemüthsstimmung. Sein Gespräch floß über in heitrer Laune; sie erzeugte witzige Einfälle, und wenn oft störende Gestalten unsern kleinen Kreis beengten, so ließ ihre Entfernung uns das Vergnügen des reinen Zusammenklangs unter uns nur noch lebhafter empfinden. Wie wohl war es uns, wenn wir nach einer langweiligen Kaffeevisite unserm genialen Freunde unter den schönen Bäumen des Saalufers entgegen gehen konnten! Ein Waldbach, der sich in die Saale ergießt und über den eine schmale Brücke führt, war das Ziel, wo wir ihn erwarteten. Wenn wir ihn im Schimmer der Abendröthe auf uns zukommen sahen, dann erschloß sich ein heiteres ideales Leben unserm innern Sinne. Hoher Ernst und anmuthige geistreiche Leichtigkeit des offenen reinen Gemüths waren in Schillers Umgang immer lebendig, man wandelte wie zwischen den unwandelbaren Sternen des Himmels und den Blumen der Erde in seinen Gesprächen. Wie wir uns beglückte Geister denken, von denen die Banden der Erde abfallen, und die sich in einem reinern leichtern Elemente der Freiheit eines vollkommeneren Einverständnisses erfreuen, so war uns zu Muthe.

Gibt es irgend eine Lebensepoche, in der wir alle unsre Gemüths- und Geisteskräfte zu völliger Befriedigung im Einklang fühlen, so ist dies in der Blüthezeit einer beginnenden geistigen Freundschaft. Die Zukunft lächelt uns, vom Zauber der Ahnung und Hoffnung umsponnen, und kein Stachel des Verlangens leidenschaftlicher Zuneigung stört den friedlichen Genuß der Gegenwart. Nicht gespannt und gedrückt durch heftiges Streben, Liebe zu gewinnen, entfaltet sich unser Wesen frei, ruhig und still in seinen tiefsten Kräften, und vom Strahl der Wahrheit beleuchtet, spiegelt sich Seele in Seele. Auf diesem

milden Lichtpfad wollte Schiller das Herz meiner Schwester gewinnen. Als die ältere Tochter, die das Haus seit meiner Verheirathung mit Herrn von B. führte, leitete ich auch gewöhnlich die Unterhaltung. Selten war es mir so wohl geworden, mich so ganz über Alles aussprechen zu können. Schiller fühlte immerwährend das Bedürfniß eines Lebens in Ideen, und meine ganze Stimmung begegnete ihm. In der Schweiz durch unvorsichtiges Baden in dem sehr kalten Genfer See von einer Nervenkrankheit befallen, glaubte ich nur auf ein kurzes Leben rechnen zu dürfen. In dieser Stimmung widmete ich mich ganz den Meinigen, und ihre Zufriedenheit zu erhalten und zu mehren, ward mein tägliches Bestreben. Innerlich lebte ich in meiner Ideenwelt, und besonders las ich von philosophischen Schriften, was ich auftreiben konnte. Der erste Theil von Herders Ideen hatte mich sehr befriedigt, und in reinerer Harmonie erklang mein ganzes Wesen nach dieser Lectüre. Eine angeborne Heiterkeit des Geistes verließ mich selten. Mein lebendiges Gefühl durchdrang alle menschlichen Zustände meines Kreises; ich konnte kein Wesen leiden sehen, und mit Heiterkeit und Gewandtheit suchte ich alle Verhältnisse zurecht zu legen. Selten duldete ich eine Mißstimmung lange in meinem Kreise. Mein eigenes verletztes Gefühl lösete sich meist in ein unendliches Mitleiden mit allen menschlichen Schwächen auf. So erhielt ich gute Laune und Harmonie um mich her; alles Heterogene fand ein Medium der Verbindung. Nur Engherzigkeit und langweiliges Haften an den Unbedeutenheiten des täglichen Lebens wies ich trocken und kalt ab, und ein unversöhnlicher Haß gegen die Plattheit erhielt immer das geistige Interesse vorherrschend. Die Personen, die, außer Schiller, meine nächste Umgebung ausmachten, förderten diese Neigung.

Herr v. B. hatte viele Kenntnisse und wissenschaftliche Ausbildung, und machte sich mit allen neuen Erscheinungen in der literarischen Welt bekannt. Der Baron Gleichen, mit dem wir, so wie mit seiner damaligen Braut, in geschwisterlicher Freundschaft und Vertraulichkeit aufgewachsen waren, gehörte beinahe

täglich zu unsrer Gesellschaft. Er war einer der edelsten und liebenswürdigsten Menschen. Ausbildung des Geistes war sein innigstes Bedürfniß, und die reinste, wohlwollendste Gesinnung stellte sich in seinem ganzen Leben, wie in seiner ausgezeichnet schönen Gestalt dar. Er hatte viel Sinn für bildende Kunst; wir zeichneten, malten zusammen, und durchsahen Kupferwerke, die uns mit den vorzüglichsten Werken der Kunst bekannt machten. Eine reinere, kindlichere Freude an schönen Formen findet man selten; er war recht zum Genuß des Schönen aller Art geschaffen. Keine anmuthige Bewegung der Seele wie des Körpers entging ihm; keine sinnige Rede, die dem Gedanken und dem Gefühl die ihm gehörende plastische Form gab, ging ihm verloren. Sein ganzes Wesen war Religion, Achtung vor dem Gewissen, Abweisen alles Unrechts und zarte Schonung jedes Verhältnisses. Dennoch konnte dieser treffliche Mensch nicht zur Einigkeit mit sich selbst kommen. Er studirte alle philosophischen Systeme, um über die ewigen Fragen der Menschheit Antwort zu finden. Sein Glaube wurde von seinem Scharfsinn gestört; er lebte immer im Zweifel. Unsere Gespräche betrafen meistens Gegenstände der Metaphysik; ich wünschte Ueberzeugung für meinen Freund. Schiller mußte sich uns ergeben, wenn er auch oft nach einer andern Richtung strebte, und dringend bat, die Metaphysik nur einige Tage ruhen zu lassen. In der Kantischen Philosophie fand unser Freund späterhin viel Beruhigung, und ein Geschäft, das ihn aufforderte, die Kräfte seines Geistes praktisch zu üben und äußere Beziehungen zu beachten und zu ehren, die Erziehung der Söhne seines Freundes, des Fürsten von Rudolstadt, entzog ihn seinem überwiegenden Hange zur Abstraction.

Der Fürst und sein Bruder, Prinz Carl, lebten als liebenswürdige Jünglinge viel in unserm Kreise und bewahrten immer eine herzliche Freundschaft für Schiller.

Dieser arbeitete in Volkstädt an seiner Geschichte der Niederländischen Revolution, und er las uns die einzelnen Abschnitte vor, wie sie vollendet waren. Auch der Geisterseher

beschäftigte ihn, und das philosophische Gespräch in diesem Romane war vielleicht ein Nachklang unsrer vorherrschenden speculativen Unterhaltungen.

Die Werke der Dichter, die uns bis dahin nur den schönsten Lebensgenuß und Trost gewährt, die wir nur von dem natürlichen Gefühl und Sinn geleitet aufgenommen hatten, ergriffen wir, in Schillers Ansicht, nun auch mit Reflexion, und unser Gefühl und Geschmack klärte sich selbst durch sicheres Urtheil auf. Zum erstenmal lasen wir den ganzen Homer, von dem uns nur Bruchstücke bekannt waren. Was jeder Deutsche Voßens Uebersetzung zu danken hat, ist unaussprechlich. Schiller las uns Abends die Odyssee vor, und es war uns, als rieselte ein neuer Lebensquell um uns her. Die Bekanntschaft mit den griechischen Tragikern vollendete diese neue Gestaltung unsers Kunstsinns. Diese große Darstellung der Menschheit in ihrer Allgemeinheit und ewigen Naturwahrheit ergriff uns im tiefsten Innern, und entzückte uns so sehr, daß wir viele Stellen der Tragödien, die wir aus Brumoy's griechischem Theater kennen lernten, übersetzten, um nur diese Reden, Gefühle und Bilder vermittelst unsrer Sprache inniger in Herz und Seele aufzunehmen. Schiller versprach uns, unsre Lieblingsstücke zu verdeutschen; und daß dies Leben und Weben in diesen Urgebilden auch ein Wendepunkt für seinen eigenen Geist wurde, ja auf den Wallenstein mächtig einwirkte, ist wohl nicht zu verkennen. Er schrieb in dieser Zeit an seinen Freund Körner:

„Ich lese jetzt fast nichts als Homer; die Alten geben mir wahre Genüsse. Zugleich bedarf ich ihrer im höchsten Grade, um meinen eigenen Geschmack zu reinigen, der sich durch Spitzfindigkeit, Künstlichkeit und Witzelei sehr von der wahren Simplicität zu entfernen anfing."

Wie ein Blumen- und Fruchtgewinde war das Leben dieses ganzen Sommers mit seinen genußreichen und bildenden Tagen und Stunden für uns alle. Schiller wurde ruhiger, klarer, seine Erscheinung, wie sein Wesen, anmuthiger, sein Geist den phantastischen Ansichten des Lebens, die er bis dahin nicht

ganz verbannen konnte, abgeneigter. Meiner Schwester ging neue Lebenshoffnung und Freude im Herzen auf, und ich wendete mich wieder mehr zum wahren Genuß des Lebens im Glück einer neu beseelenden Freundschaft. Alles, was uns umgab, genoß und theilte diesen freundlichen Zauber.

Unsre Plane für die Zukunft deuteten auf ein oft vereintes Leben. Eine bestimmte Absicht auf meine Schwester wagte Schiller nicht auszusprechen, da noch keine feste Lebensaussicht für ihn vorhanden war, und er sich über die Bedenklichkeit seiner ganzen Lage nicht täuschen konnte. Die Standesverhältnisse wurden in jener Zeit noch strenger genommen, und die mütterliche Sorge um die Haltbarkeit der äußern Existenz mußte ihm selbst höchst einleuchtend erscheinen.

Auch ich war besonnen, wenn es dem Glück meiner Freunde galt; und für meine Schwester konnte ich nur eine Heirath wünschen, die sie in eine heitre, sorgenfreie Lage versetzte. Wir waren nicht so reich, daß Schiller von ihrem Vermögen hätte unabhängig leben können; und Unabhängigkeit wünschte ich für sein Talent über Alles. Das bloße Schriftstellerleben ohne Sicherheit in einer bürgerlichen Existenz war mir ängstlich. Der Theaterwelt war ich abgeneigt; sie schien mir von der Sphäre des häuslichen Lebens abzuführen, und der stillen, höheren Production der Poesie nicht günstig. Mit Freuden nahm ich wahr, daß der Wunsch einer festen Lage auch in Schiller oft aufdämmerte. Gern gedachte er seiner medicinischen Studien. Er rieth uns, Haller, für den er immer die tiefste Verehrung behielt, zu lesen, und las uns selbst die für uns passenden Stellen aus der Physiologie dieses Mannes, die er in Hinsicht auf Darstellung als ein hohes Werk des Genius betrachtete.

Eine Professur der Geschichte kam auch zur Sprache; sie paßte mehr zu seinen schriftstellerischen und poetischen Arbeiten und Vorsätzen; auch äußere Umstände waren dem Plane, eine solche zu erwerben, günstiger, und dieser wirkte erheiternd auf seine gegenwärtige Arbeit. Die Gegenwart war genußreich

und die Zögerung auf dem Wege zu einer beglückenden Verbindung, zu einer erwünschten Häuslichkeit, diese Zögerung, die Vernunft und Zartheit geboten, war nicht drückend für ihn und meine Schwester, da die Hoffnung doch von fern freundlich zuwinkte.

Wilhelm von Wolzogen besuchte uns noch vor seiner nahen Abreise nach Paris. Er hatte die größte Hoffnung, seine damals noch kränkelnde Mutter werde vollkommen genesen. Nach vier Wochen erhielten wir die Nachricht ihres Todes. Wie sehr der Verlust dieser treuen Freundin Schillern ergriff, lesen wir in dem Briefe an den trauernden Sohn.

Rudolstadt, den 10. August 1788.

Noch ganz betäubt, liebster Freund, von der traurigen Nachricht, die Sie mir geben, setze ich mich, Ihnen zu schreiben. Ja gewiß, eine theure Freundin, eine vortreffliche Mutter haben Sie und ich in ihr verloren; es war ein edles und gutes und äußerst wohlthätiges Geschöpf, auch ohne die vielen besondern Ursachen, die Sie als Sohn und ich als ihr Freund haben, dankbar gegen sie zu seyn, auch ohne alles dieses unsrer ganzen Liebe, unsrer aufrichtigen Thränen werth. Ich darf die vielen Augenblicke der Vergangenheit, wo ich ihre schöne, liebevolle Seele habe kennen lernen, nicht lebendig in mir werden lassen, wenn ich die ruhige Fassung nicht verlieren will, in der ich Ihnen gerne schreiben möchte. Aber ihr Andenken wird ewig und unvergeßlich in meiner Seele leben; und alle Liebe, die ich ihr schuldig war, und alle herzliche Achtung, die ich für sie hegte, soll ihr ewig gewidmet bleiben. Mein und unser Aller Trost ist dieser, daß sie durch diesen sanften und geschwinden Tod vielem Leiden entgangen ist, das ihr unausbleiblich bevorstand. Ihrer Kinder und ihrer Freunde Herz würde weit mehr dabei gelitten haben, wenn sie ein hoffnungsloses und marter-volles Leben hätte fortleben müssen, ohne Aussicht von Besserung; und ein langes körperliches Leiden, liebster Freund, würde gewiß endlich ihren Geist darnieder gedrückt und den Muth gebeugt

haben, mit dem sie allem Unglück trotzte. Lassen Sie uns das ein Trost seyn, da wir beide fühlen, daß ein schmerzvolles, halbes Daseyn ein traurigeres Loos ist, als der Tod. Ihr Muth und Ihre Gelassenheit bei diesem Verluste hat mich innigst beruhigt; wir können, was uns lieb und theuer ist, beweinen; aber eine edle und männliche Seele erliegt dem Kummer nicht.

Alle Liebe, die mein Herz ihr gewidmet hatte, will ich ihr in ihrem Sohne aufbewahren, und es als eine Schuld ansehen, die ich ihr noch im Grabe abzutragen habe. Wir sind schon längst durch die zärtlichste Freundschaft gebunden; lassen Sie uns dieses Band mit brüderlicher Herzlichkeit fortsetzen, und wo möglich noch fester knüpfen. Wir wollen einander wie Brüder angehören. — Ach! sie war mir Alles, was nur eine Mutter mir hätte seyn können!

Beruhigen Sie Charlotten; dieser Schlag wird sie sehr hart getroffen haben. Vor allen Dingen aber, liebster Freund, kommen Sie hierher in unsere Arme, Sie brauchen Mittheilung, Beruhigung, Zerstreuung. Finden Sie sie bei uns. Wenn ich auch nach Meinungen käme, würden wir uns recht genießen? würden wir nicht beide von Außen gedrückt und niedergeschlagen werden? Ich sende Ihnen diesen Expressen, weil ich fürchtete, daß die Post zu langsam seyn würde. Lassen Sie mich durch ihn erfahren, daß Sie auf einige Tage kommen wollen, so gehe ich Ihnen bis Ilmenau entgegen, um Sie zu empfangen. Ihre hiesigen Freunde sehnen sich herzlich danach, Ihnen etwas zu seyn, sie sehnen sich nach Ihrer Gesellschaft. Kommen Sie ja. Wir wollen suchen, Ihnen Ruhe und Heiterkeit zu geben. Wir verlassen uns darauf, Sie spätestens den Donnerstag bei uns zu sehen. Suchen Sie aber alle Geschäfte, die Sie in Meinungen noch vorfinden könnten, zu berichtigen, daß Sie unmittelbar von hier nach Stuttgart zurückgehen, und also desto länger bei uns bleiben können. Sobald mir der Bote Antwort bringt, werde ich mich aufs Pferd setzen, um Ihnen nach Ilmenau entgegen zu gehen. Ich sehne mich nach Ihnen. Wenn

wir uns sprechen, so werde ich Sie auch überzeugen können, daß ich Ihnen hier mehr seyn kann, als in Meinungen.

Mit dem Gedichte würde es jetzt ohnehin zu spät seyn, da die Beerdigung vorbei ist. Ihr Brief war vier Tage unterwegs; aber ich habe eine andere Idee, das Andenken der guten Mutter zu ehren, die ich Ihnen mündlich mittheilen will. Kommen Sie ja, liebster Freund. Wir sehen Ihnen mit Sehnsucht entgegen.

Schiller.

Während dieses Sommers sah Schiller Goethen zuerst in unserm Hause. Wie alle rein fühlenden Herzen, hatten uns dieses Dichters Schöpfungen mit Enthusiasmus erfüllt. Alle unsre erhöhteren, ächt menschlichen Empfindungen fanden durch ihn ihre eigenthümliche Sprache; Goethe und Rousseau waren unsre Hausgötter. Auch floß des Erstern so liebenswürdige Persönlichkeit, die wir bei unserer Freundin, Frau von Stein, kennen gelernt, mit dem Dichter in unserm Gemüth in Eins zusammen, und wir liebten ihn, wie einen guten Genius, von dem man nur Heil erwartet. Wir hatten Schillern die Recension des Egmont fast nicht verzeihen können.

Höchst gespannt waren wir bei dieser Zusammenkunft, und wünschten nichts mehr als eine Annäherung, die nicht erfolgte. Von Goethen hatten wir, bei seinem entschiedenen Ruhme und seiner äußern Stellung, Entgegenkommen erwartet, und von unserm Freunde auch mehr Wärme in seinen Aeußerungen. Zu unserm Trost schien Goethe von schmerzlicher Sehnsucht nach Italien befangen; und da wir selbst bei der Rückkehr aus der Schweiz empfunden, wie man sich nach dem Genusse einer größern Natur nicht sogleich wieder mit ihrer gewöhnlichen, wenn auch anmuthigen Erscheinung verträgt, so liehen wir ihm gern diese Empfindungsart, als Grund seiner Kälte.

Es freute uns sehr, daß Goethe das Heft des Merkurs, welches die Götter Griechenlands enthielt, und das von ungefähr auf unserm Tisch lag, nachdem er einige Minuten hineingesehen, einsteckte und bat, es mitnehmen zu dürfen.

Schillers Aeußerungen gegen uns, nach dieser Zusammenkunft, stimmten ganz mit dem überein, was er seinem Freunde Körner über dieselbe schrieb: „Im Ganzen genommen, ist meine in der That große Idee von Goethe nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt. Sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt, als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren."

Stolbergs Fehdebrief gegen die Götter Griechenlands that uns sehr weh, um so mehr, da seine Gedichte zu denen gehörten, die unsre Jugend verschönert hatten. Es war hart von dem so edeln Manne, eine poetische Ansicht und momentane Dichterlaune vor das strenge Forum der Orthodoxie zu ziehen, wo er gewiß war, Plattheit und Beschränktheit als Mitstreiter zu finden, und unserm Freund auch in der Meinung gutmüthiger Schwachheit zu schaden. Er ließ sich wahrscheinlich von momentaner Empfindung, die die Folgen nicht ermaß, hinreißen. Was kann man einem Menschen Schrecklicheres Schuld geben, als ein Gottesläugner zu seyn? Es zerstört seine ganze Menschheit in Vernunft und Empfindung. Die letzte Strophe dieses Gedichtes dünkte uns gerade sehr rührend durch die Sehnsucht nach dem Höchsten und Ewigen, die sie ausspricht.

Schiller war empfindlich bewegt; doch gab er zu unserer Freude die Idee, in der ersten Aufwallung zu antworten, auf, obgleich Wieland (wie wir aus einem unten mitzutheilenden Briefe sehen) ihn dazu ermuntert hatte. Daß er in der spätern Sammlung der Gedichte die anstößige Stelle umgestaltete, zeigt, wie sehr ihm daran lag, die bessere Ueberzeugung und das Heilige in keinem Menschenherzen zu beleidigen. Schon während des Rudolstädter Lebens vermied er dieses sorgsam. Mit meiner

Mutter, die den schönen Glauben ihres liebenden Herzens doch an strenge dogmatische Formeln und Vorstellungsarten band, gab es oft kleine Streitigkeiten; aber auf dem Boden allgemeiner Güte und Liebe fand man sich immer wieder zusammen. Er schenkte ihr eine englische Bibel, und schrieb die Zeilen hinein:

Nicht in Welten, wie die Weisen träumen,
Auch nicht in des Pöbels Paradies,
Nicht in Himmeln, wie die Dichter reimen,
Aber wir begegnen uns gewiß!

Auch Zacharias Becker lernte Schiller in unserm Hause kennen. Dieser merkwürdige Mensch, dessen Name von allen Deutschen mit Achtung und Liebe genannt zu werden verdient, faßte eine herzliche Zuneigung für Schiller, die er noch nach dessen Tode der trauernden Familie durch die thätigste Theilnahme bewies. Verwandt hinsichtlich der starken Seite ihrer Seelen, durch ein höheres gemeinsames Interesse an der Menschheit, durch ächte Freiheitsliebe, wurden sie sich gegenseitig werth, und ihre Gemüther begegneten sich im Enthusiasmus für die Ausbildung des Nationalsinns, den jeder auf seine Weise zu fördern suchte. Becker verbreitete unter dem Schutz des trefflichen Herzogs Ernst von Gotha seine Volksschriften, die wahre Volksbildung bezweckten, ohne zur Verbildung zu führen, und Schiller löste die deutsche Muse aus den Fesseln des gallischen Geschmacks. Wie tief beide ins Herz des Volkes gegriffen, davon gibt die Zeit der Befreiung vom fremden Joche Kunde.

Das Verhältniß des freundlichen Greises Wieland zu unserm Freunde, das sich immer rein und wohlthätig für ihn erhielt, zeigt sich in folgenden Briefen.

Gegenseitige Anerkennung der verschiedenen Talente, Offenheit und heitere Laune blühten seit der ersten Bekanntschaft zwischen beiden immer frisch und ungekränkt.

Wieland an Schiller.

Sie sind also in Ihrem selbst gewählten Pathmos glücklich angelangt, mein liebster Schiller, und gefallen sich da? Quod

felix faustumque sit! und mögen Ihnen auch, wie dem heil. Johannes Theologus, — nur nicht ganz in seiner Manier — hohe Offenbarungen daselbst zu Theil werden!!

Es ist mir dermalen aus Mangel an Zeit u. s. w. nicht möglich, mich mit Ihnen länger zu unterhalten; ich reservire mir diesfalls reservanda auf ein andermal, und begleite diesmal die beikommenden Packte und Päcktlein nur mit einem Gruß von uns Allen und der Nachricht, daß wir gestern vor acht Tagen einen ganz goldnen paradiesischen Tag in den Gärten von Belvedere zugebracht, und da nicht nur an Sie gedacht, sondern Sie herzlich zu uns gewünscht, und — wenigstens ich für meinen Theil — ein wenig über den Kakodämon geflucht haben, der Ihnen einen so dicken Flor vor die Augen zog, nicht zu sehen, daß Sie Ihre Wohnung nur zu Belvedere aufzuschlagen brauchten, um alle Vortheile der Einsamkeit mit allen Annehmlichkeiten des Landlebens zu haben, und uns doch nahe genug zu bleiben, daß wir uns wenigstens alle vierzehn Tage hätten sehen können. Doch es geschehe des Schicksals Wille in allen Dingen. Hoffentlich wird es auf seinen ehernen oder diamantnen Tafeln auch geschrieben stehen, daß Sie bald wieder zu uns kehren; denn nun, da Sie weg sind, ist mir, ich hätte unendlich viel mit Ihnen zu reden und abzuthun, wiewohl ich, da Sie bei uns waren, so übel von der Gelegenheit profitirt habe.

Von Ihrem innern Berufe haben Sie mich, mein Bester, in Ihrer beinahe allzu ernsthaften Deduction so vollkommen überzeugt, daß wenn ich über ein hübsches Mädchen mit zwanzig tausend Thalern zu disponiren hätte, ich heute noch einspannen lassen und sie Ihnen zuführen wollte.

Den Merkur lege ich Ihnen so nahe ans Herz als möglich, und umarme Sie schließlich mit warmen Wünschen für Ihr Wohlbefinden und Vergnügen, als ewig der Ihrige

Weimar, den 2. Juni 1788.

Wieland.

Lieber Herr und Freund!

Daß Sie mich und den armen Merkur ganz vergessen zu haben scheinen, sehe ich als ein Zeichen an, daß Ihnen in Ihrer schönen Einsamkeit wohl ist, und daß Sie sich in irgend eine neue Region auf, über oder unter der Erde hineingearbeitet und darin zu sehr vertieft haben, um noch an etwas Anderes denken zu können. Bei alle Dem dringt mich die Noth, Sie an das freundliche, und so viel ich mich erinnere, ganz positive Versprechen zu erinnern, womit Sie mich bei Ihrer Abreise getröstet haben. Ich muß diesen Monat Junius beinahe ganz allein bestreiten, und mit dem Julius und August wird es nicht besser gehen. Mir ist leid, daß ich genöthigt bin, Ihr Mitleiden zu erregen. Es ist noch nicht sehr lange, daß Sie die Idee hatten, sich für den Merkur mit mir zu verbinden, und ihm eine neue Gestalt geben zu helfen. Auch diese Idee scheint sich von Ihnen entfernt zu haben. Ueberlegen Sie indessen die Sache in der Stille, worin Sie jetzt leben, und schreiben mir das Resultat Ihrer Betrachtungen und Calculs. Wenn etwas dergleichen geschehen soll, so muß es dem Publico wenigstens ein Vierteljahr vor dem Schlusse dieses Jahres angekündigt werden können, und wir müßten also bald dazu thun. Verzeihen Sie, Lieber, meine Zudringlichkeit. Ich bin zuweilen stark versucht, Sie einmal in Ihrem Dörfchen zu überraschen. Die größte Schwierigkeit liegt blos darin, wo ich die Zeit hernehmen soll; denn ich bin in der That mitten unter unaufhörlichen, gewöhnlichen und zufälligen Abhaltungen und Zerstreuungen, mit Arbeit so überhäuft, daß ich nicht weiß, was endlich aus mir werden wird. Anstatt daß so viel, was ich schon gethan habe, mir einige Ruhe für mein Alter verschaffen sollte, nimmt die Drudgery vielmehr mit jedem Jahre zu. — Doch keine Klage noch Empörung gegen die eiserne Nothwendigkeit und die diamantne Spindel der großen Pepromene!

Leben Sie wohl, liebster Freund, und vergessen uns nicht ganz. Wir sprechen fast alle Tage von Ihnen, und vermissen

Sie oft. Meine Frau und das ganze Haus läßt Ihnen durch mich recht viel Freundliches sagen. Noch einmal, leben Sie wohl. Ich umarme Sie von ganzem Herzen.

Weimar, den . . . Junius 1788.

Wieland.

Meine Zeit, liebster Schiller, mißt sich noch immer nach Augenblicken, und ich habe davon Laune genug übrig, um Sie einmal wieder an mich zu erinnern, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen und Ihnen meinen Dank für Ihren neulichen trefflichen Beitrag zum Merkur wenigstens mit zwei Worten zu erkennen zu geben. Ich habe dieses Stück, welches man eine kritische Geschichte der Genesis Ihres Don Carlos nennen kann, mit unbeschreiblichem Vergnügen und neuer Bewunderung Ihres Geistes gelesen; sie ist zugleich ein Muster einer Apologie und Kritik, jene ohne irgend einen geheimen Einfluß der Parteilichkeit gegen sich selbst, diese so scharfsinnig und tiefgedacht, daß wen'ge Leser des Don Carlos sie lesen werden, ohne sich zugleich belehrt und beschämt zu finden. Ich bin nach der Fortsetzung sehr begierig, und bitte Sie darum, was ich bitten kann.

Man glaubt hier, Sie amüsirten sich sehr gut in Ihrer Retraite, und legt einen Theil des Verdienstes, Ihnen diesen Secessum angenehm gemacht zu haben, auf die schönen oder doch auf eine schöne Rudolstädterin. Desto besser! — Ich habe in diesen vergangenen vier Wochen ein zerstreuungsvolles Leben führen müssen, welches mich mit meinen Arbeiten sehr in die Enge gebracht hat, so daß ich kaum weiß, wie ich es machen soll, um den Kopf überm Wasser zu erhalten.

Meine ganze Familie empfiehlt sich Ihrem Andenken und erfreut sich, wenn es Ihnen recht wohl ergeht, wünscht aber doch mit mir, daß Weimar, das durch die Anwesenheit schon nicht viel gewinnt, durch die Abwesenheit nicht gar zu viel bei Ihnen verlieren möge. Ich umarme Sie, mein Freund, von ganzem Herzen.

Weimar, den 28. Julius 1788.

Wieland.

Lieber Herr und Freund!

Omne rarum carum. Je länger Sie mich auf Ihren Brief haben warten lassen, desto angenehmer war es mir, endlich einmal wieder unter Ihrer Hand und Signatur zu lesen, daß Sie mich noch lieben, und in Ihrem Elysium oder Quasi-Elysium wenigstens noch nicht aus dem Lethe getrunken haben. Mich freut, daß Sie wohl sind, und daß wir etwas davon geahnet haben, daß es nicht bloß die schönen Felsen, Berge und Thäler um Rudolstadt sind, die Sie in diesen Gegenden so lang bezaubert halten.

Mit uns geht es immer im gewöhnlichen Train fort, außer daß ich, seitdem die berühmte Reise nach Italien angetreten worden, d. i. seit vier und zwanzig Tagen, um ein gut Theil mehr Muße habe, meinen vielen Arbeiten obzuliegen. A propos meiner Arbeiten danke ich Ihnen mit Mund und Hand für die überschickten Beiträge zum Merkur. Was Sie mir noch zu schicken versprechen, soll eben so willkommen seyn. Mir ist lieb, daß Sie den platten Grafen Leopold für seine, selbst eines Dorfpfarrers im Lande Hadeln unwürdige Querelen über Ihre griechischen Götter ein wenig heimschicken wollen. Ich hatte gehofft, der Mann würde sich seines Herrgotts in einer tüchtigen Ode, oder doch in einem architochischen Jamben annehmen; aber er wird, wie es scheint, immer prosaischer, und es ist wirklich erbärmlich zu sehen, was er für Schlüsse macht. Aber so rächt sich die Philosophie an den Poeten, die von Jugend an ohne sie auszukommen sich gewöhnt haben.

In meinem Hause werden Sie Lücken finden, wenn Sie wieder kommen. Amalia ist heute vor vierzehn Tagen zu Oßmanstädt mit ihrem trauten Liebeskind verkettet worden, und Carolinen steht in vierzehn Tagen das Nämliche mit Diaconus Schorcht in Jena bevor. Wie Sie sehen, mein Bester, werden zu Realisirung Ihres guten Wunsches alle von uns abhangenden Anstalten gemacht.

Ich muß abbrechen. In meiner Lage erwarten Sie doch ohnehin weder witzige, noch gelehrte, noch interessante Briefe

von mir. Fuhr- und Avisbriefe sind das einzige, wozu ich Zeit habe — der Fehler ist nur, daß sie nicht viel zu bedeuten haben.

Leben Sie wohl et res tuas feliciter age. Meine ganze Familie empfiehlt sich Ihrem Andenken und erfreut sich mit einem beinahe heroischen Uneigennutz, daß es Ihnen in R. so wohl gefällt, daß Sie das Wiederkommen vergessen zu haben scheinen.

Weimar, den 17. Sept. 1788.

Wieland.

In der Mitte Novembers kehrte Schiller nach Weimar zurück. Plane und Arbeiten, vielleicht auch eine zarte Rücksicht gegen meine Schwester, da das Publikum sich schon mit dem Gerücht von einer Heirath trug, zu deren Realisirung sich doch noch keine Aussicht zeigte, bewogen ihn dazu. Zudem schnitt der Winter den Landaufenthalt ab; er wohnte in den letzten Wochen schon in der Stadt. Wir selbst mußten wünschen, daß Schiller nicht länger einen lebhafteren, wissenschaftlichen Umgang und literarischen Verkehr entbehre, so schmerzlich uns auch der Verlust seines Umgangs war.

Einige Billets, von seinem Dorfe aus an meine Schwester, an mich, oder an uns beide gerichtet, mögen diese Zeit noch bezeichnen. Zu erfahren, wie ein ausgezeichneter Mensch liebt, und das dauernde innigste Verhältniß, die Ehe behandelt, ist immer wichtig, und dient oft seinen sittlichen Werth zu bestimmen.

An Caroline von B.

Ich hoffe, daß Ihnen Allen die gestrige Partie so gut bekommen sey, wie mir. Es war ein gar lieblicher, vertraulicher Abend, der mir für diesen Sommer die schönsten Hoffnungen gibt. Mehr solche Abende, und in so lieber Gesellschaft — mehr verlange ich nicht.

Rudolstadt, und diese Gegend überhaupt, soll, wie ich hoffe, der Hain der Diane für mich werden; denn seit geraumer Zeit geht mir's wie dem Orest in Goethens Iphigenia, den die Eumeniden herumtreiben. Den Muttermord freilich abgerechnet, und statt der Eumeniden etwas Anderes gesetzt, das am Ende nicht viel besser ist. Sie werden die Stelle der wohlthätigen Göttinnen bei mir vertreten, und mich vor den bösen Unterirdischen beschützen.

Diesen Abend werde ich Sie wohl schwerlich sehen. Ich tauge heute gar nicht unter Menschen, und unter solche, die ich liebe, noch weit weniger. Sie werden es auch diesem kleinen Pröbchen anmerken. Nichts ist in meinen Augen unverzeihlicher, als einen Cirkel von Fröhlichen mit seinem schwerfälligen Humor zu stören — und diese Wandelbarkeit der Laune ist leider ein Fluch, der auf allen Musensöhnen ruht.

Gedenken Sie meiner in der Gesellschaft, wo Sie sind, und empfehlen Sie mich Herrn von Knebel recht schön, wenn ich ihn vielleicht nicht mehr sehen sollte. Bitten Sie ihn, seines Versprechens zu gedenken. Haben Sie für morgen etwas beschlossen, wonach ich mich allenfalls zu richten habe, so haben Sie die Güte, es mich durch die zurückgehende Estaffette wissen zu lassen.

Leben Sie recht wohl!

Schiller.

Haben Sie tausend Dank, für Ihr liebes Andenken an mich armen verlassenen Robinson. Schon war ich dreimal im Begriff, mich hinzusetzen, und Sie fußfälligst um die Geschichte der schönen Melusine, oder den gehörnten Siegfried zu bitten, damit diese Centnerlast von Langeweile von mir abgewälzt würde. Um so besser nun, daß ich durch die überschickten Pakete Stoff, vorzüglich aber durch die Versicherung, daß Sie meiner gedachten, Freude zum Leben erhalten.

Der alte Wieland hat meiner auch gedacht, und mir einen sehr jovialischen Brief geschrieben.

Aus Leipzig habe ich neun Bogen von meiner Geschichte der Niederlande erhalten, die ich Ihnen vielleicht morgen (weil Sie mir erlauben zu kommen) mittheilen werde. Kurz, von allerlei Orten und Menschen habe ich Lebenszeichen erhalten.

Mögen Sie recht sehr vergnügt seyn bis morgen. Glauben Sie mir, meine Theuersten, daß auch mir der Gedanke, Sie so nahe zu wissen, ohne unter Ihnen seyn zu können, unleidlich war. Sie sind meinem Herzen schon so viel — und der Winter wird so bald da seyn! Wie wird das werden?

Leben Sie recht wohl, und recht schöne Empfehlungen der Mama und Herrn von B. Ihr

Fr.

An Lottchen von Lengefeld.

Wüßte ich nur etwas, womit ich Sie eben so schön an mich erinnern könnte, als Ihre schöne Zeichnung Ihr Bild bei mir lebendig erhalten wird. Dies bedarf zwar keiner äußerlichen Hülfe; aber alles Gute und Schöne, wie Sie schon aus dem lieben Evangelium wissen, hat wie die Sacramente eine unsichtbare Wirkung und ein sichtbares Zeichen.

Die Zeichnung wird meinem Schreibtisch gegenüber stehen, manchen stillen Abend von mir betrachtet werden, und mir das Bild derer zurückrufen, die mir hier so freundlich und wohlthätig vorübergeeilt sind. Noch einmal, haben Sie recht schönen Dank dafür! Es gibt mir eine gar angenehme Empfindung, zu wissen, daß Sie sich mit etwas beschäftigt haben, das mir Vergnügen machen würde.

Jetzt, da es sich dem Ziele nähert, mache ich mir Vorwürfe, daß ich nicht besser mit den Augenblicken hausgehalten habe, die ich bei Ihnen zubringen konnte. Oft meine ich, Ihnen viel, gar viel gesagt zu haben, und doch finde ich zu andern

Zeiten, daß ich noch weit mehr hätte sagen können und sagen wollen. Wenn indessen nur der gelegte Grund fest und massiv ist, so wird die liebe wohlthätige Zeit noch Alles zur Reife bringen. Ich weiß und fühle, daß mein Andenken hier unter Ihnen leben wird, und dies ist eine freudige Erinnerung für mich. Leben Sie recht wohl. Ich sehe Sie wohl heute Abend nach Tische noch?

Schiller.

An Lottchen von Lengefeld nach Kochberg.[1]

Ihre Billets haben mir einen recht sehr schönen Morgen gemacht. Gestern schlief ich mit der schönen Hoffnung ein, daß ich heute etwas von Ihnen sehen würde, und Sie haben sie mir erfüllt. Daß Sie gestern mit der Botenfrau nicht schrieben, hat uns etwas gewundert, und fast hätt' es uns betrübt; aber wir haben es uns erklärt, so gut wir konnten.

Könnte ich doch zu Verschönerung Ihres Lebens etwas thun! Ich glaube, ich würde das meinige dann selbst mehr lieben. Was ist edler und was ist angenehmer, als einer schönen Seele den Genuß ihrer selbst zu geben; und was könnte ich mehr wünschen, als die lieblichen Gestalten Ihres Geistes anzuschauen und immer und immer um mich her zu fühlen! Sie sind nicht allein glücklich, wenn Sie es sind.

So leicht kann ich mich nicht in die Nothwendigkeit ergeben, wie Sie, wie es überhaupt Ihr Geschlecht kann. Ich meine immer, ich müsse das Schicksal zwingen, das mich aus Ihrem Cirkel reißen will.

Es freut mich, wenn Sie diejenigen Stücke von mir, die mir selbst lieb sind, lieb gewinnen, und sich gleichsam zu eigen machen; dadurch werden unsre Seelen immer mehr und mehr an einander gebunden werden.

Ich sehe diese Stücke als die Garants unserer Freundschaft

[1] Ein Landgut in der Nähe von Rudolstadt.

an; es sind abgerissene Stücke meines Wesens, und es ist ein entzückender Gedanke für mich, sie in das Ihrige übergegangen zu sehen, sie in Ihnen wieder anzuschauen und als Blumen, die ich pflanzte, wieder zu erkennen.

Leben Sie recht wohl, bestes L. Ich möchte gar gerne noch viel mit Ihnen reden; aber ich fürchte in einen Text zu gerathen, woraus kein Ausgang ist.

Gestern lasen wir in der Odyssee, und eine Scene aus den Phönicierinnen des Euripides hätte uns bald Thränen gekostet. Kommen Sie doch nicht so gar spät wieder!

Adieu! Adieu!

S.

An Lottchen von Lengefeld.

Sie sind uns heute um eine Stunde näher; das freut mich, wenn ich Sie auch schon nicht sehe. Unter fremden Gesichtern (wo mir überhaupt nie wohl ist) würden wir uns doch nichts seyn können. Mir ist nur lieb, daß von den acht Tagen, die Sie in Kochberg zubringen sollen, schon viertehalb um sind. Der Himmel wird auch von den übrigen helfen.

Was soll die Parenthese in Ihrem Brief? Hab' ich gesagt, daß wir keine traulichen Abende mehr zusammen genießen? Ich habe gesagt, daß die Abende anfangen kurz zu werden; und das ist Ihre Schuld, nicht die unsrige.

Für Ihr Andenken und Ihren Brief danke ich Ihnen recht schön. Ich bin also doch in Ihrer Erinnerung? Möchte ich nie ganz darin verlöschen, oder daraus verdrungen werden! Bessre als ich finden Sie überall, aber ich fordre jeden heraus, ob er's besser als ich mit Ihnen meint.

Genießen Sie noch recht schöne Tage in Kochberg. Sie sind in sehr guten Händen. Ich habe die Stein sehr lieb gewonnen, seitdem ich ihrem Geist mehr zugesehen habe. Ich liebe den schönen Ernst in ihrem Character, sie hat Interesse für

das, was sie für wahr hält und was edel ist. Viele Menschen sterben, ohne je was davon zu ahnen. Auch an Ihnen liebe ich diese Mischung von Lebhaftigkeit und Ernst, und habe Beidem schon sehr schöne Stunden zu verdanken.

Adieu, liebste Freundin. Bringen Sie mir eine freundliche Miene zurück, wenn Sie wieder kommen. — Adieu.

S.

Dank Ihnen Beiden, daß Sie einen freundlichen Antheil an meinem Geburtstage nehmen. Mir wird er immer vor vielen andern merkwürdig seyn, weil Ihre Freundschaft in diesem Jahre für mich aufblühte. Ich hoffe, er ist auch nicht der letzte, den ich unter Ihnen erlebe, und der mir durch ihre liebevolle Theilnahme interessant würde. Ich denke mit Verwunderung nach, was in Einem Jahre doch Alles geschehen kann. Heute vor einem Jahre waren Sie für mich so gut als gar nicht in der Welt — und jetzt sollte es mir schwer werden, mir die Welt ohne Sie zu denken. Denken auch Sie immer wie heute, so ist unsre Freundschaft unzerstörbar, wie unser Wesen!

Daß ich mich in meiner Vermuthung nicht betrogen habe, das gestrige Gedicht[1] würde Sie interessiren, freut mich ungemein; es beweist mir, daß Ihre Seele Empfindungen und Vorstellungsarten zugänglich und offen ist, die aus dem innersten meines Wesens gegriffen sind. Dies ist eine starke Gewährleistung unserer wechselseitigen Harmonie, und jede Erfahrung, die ich über diesen Punkt mache, ist mir heilig und werth.

Ich wollte wohl auch, daß Sie mir diesen Tag mehr angehörten, als die Umstände es erlauben. Gegen fünf Uhr komme ich gewiß — möchten wir alsdann nur nicht gestört werden. Adieu!

S.

Sie mischen mir da Süßes und Bittres so durch einander, daß ich nicht sagen kann, ob mehr dieses neue Zeichen Ihrer

[1] Die Künstler.

Freundschaft und dieses Pfand Ihres Andenkens mich rührt, als die deutliche Vorstellung unsrer Trennung mich niederschlägt. Bis jetzt habe ich vermieden, einen Tag zu bestimmen, ob es gleich bei mir entschieden war, daß es diese Woche seyn müßte. Aber der Zufall kommt mir zur Hülfe, und mir selbst erleichtert es diese Trennung, wenn ich Sie auch anders wo weiß, und auf der Reise mit dem Oncle.

Wir haben einander nichts mehr anzuempfehlen, das nicht, wie ich gewiß hoffe, schon richtig und entschieden ist. Ihr Andenken ist mir theuer, und theurer gewiß, als ich Ihnen mit Worten gestanden habe, weil ich über Empfindungen nicht viel Worte liebe. Auch das meinige, weiß ich, wird Ihnen werth seyn. Leben Sie recht wohl! Leben Sie glücklich!

Für Ihr schönes Geschenk dank' ich Ihnen sehr. Sie haben aus meiner Seele gestohlen, was mich freut. Sie haben mir den Rudolstädter Sommer in dieser Vase mitgegeben. Adieu! Adieu!

Hindern die Zurüstungen zu Ihrer morgenden Reise Sie nicht, so würde ich heute einen Spaziergang vorschlagen. — Doch nein. Es würde mir ein trauriger Spaziergang seyn, und besser, wir haben uns gestern für einige Monate zum letztenmal gesehen.

Werden Sie mir gerne von Ihnen Nachricht nach Weimar geben und mich dem Gang Ihrer Seele auch abwesend folgen lassen? Mit dem meinigen, hoffe ich, sollen Sie immer bekannt bleiben. Haben Sie mir etwas nach Weimar aufzutragen?

Adieu! Adieu! Noch einmal Dank, tausend Dank für die vielen, vielen Freuden, die Ihre Freundschaft mir hier gewährt hat. Sie haben viel zu meiner Glückseligkeit gethan, und immer werde ich das Schicksal segnen, das mich hierher geführt hat.

Ewig Ihr

Schiller.

Eben seh' ich Ihren Wagen herauffahren. Es ist mir, als reisten wir mit einander. Ich möchte Sie doch gerne heute noch sehen, wär's auch nur von Weitem, und einen Augenblick. Die Anstalten zur Reise betäuben mich, und ich werde erst, wenn ich unterwegs bin, zu mir selbst kommen.

Aber, beste Freundinnen, lassen Sie uns diese Trennung nicht schwerer denken und machen, als sie ist. Die Vorstellung unsrer Wiedervereinigung steht hell und heiter vor mir. Alles soll und wird mich darauf zurückführen. Alles wird mich an Sie erinnern und mir theuer seyn durch diese Erinnerung.

Möchte ich Sie doch von meiner innigen Freundschaft so lebhaft überführt haben, als sie ein Theil meines Wesens geworden ist. Ja, meine Lieben, Sie gehören zu meiner Seele, und nie werde ich Sie verlieren, als wenn ich mir selbst fremd werde.

Adieu! Adieu! Leben Sie recht glücklich. Denken Sie oft meiner, und lassen Sie mich Ihnen nahe seyn im Geiste. Adieu! Adieu!

Ewig Ihr

Schiller.

Sechster Abschnitt.

Rückkehr nach Weimar vom Spätjahre 1788 bis zum Frühling 1789.

Schiller suchte die große Lücke, die seine Entfernung in unser Leben riß, durch öftere Briefe zu füllen. Es scheint ihm selbst in verschiednen Epochen Bedürfniß gewesen zu seyn, sein Innres gegen theilnehmende Menschen auszusprechen, und sich selbst aus ihrer Anschauung wieder zu empfangen. Neigung und Hoffnung geben diesen Mittheilungen an uns doppelten Reiz. Oft lassen sich feinfühlende Menschen im persönlichen Umgang durch kleine Umstände in ihren Aeußerungen hemmen, und fühlen sich freier am Schreibtisch, wo nur das Bild des Freundes still und ruhig vor ihnen steht.

So ging es auch Schillern in seiner jetzigen gespannten Lage. Da er wußte, daß meine Schwester mir Alles mittheilte, so sind viele der folgenden Briefe an uns Beide gerichtet.

Weimar, den 14. Nov. 1788.

Mein erster ruhiger Augenblick ist für Sie. Ich komme eben nach Hause, nachdem ich mich den ganzen Tag bei den Leuten herumgetragen habe, und für diese Mühe belohne ich mich mit einem recht lebhaften Andenken an meine theuren Freundinnen, die ich heute nicht zu sehen mich gar noch nicht gewöhnen kann.

Dies ist der erste Tag, den ich ohne Sie lebe. Gestern habe ich doch Ihr Haus gesehen und Eine Luft mit Ihnen

geathmet. Ich kann mir nicht einbilden, daß alle diese schönen, seelenvollen Abende, die ich bei Ihnen genoß, dahin seyn sollen; daß ich nicht mehr, wie diesen Sommer, meine Papiere weg lege, Feierabend mache, und nun hingehe, mit Ihnen mein Leben zu genießen. Nein, ich kann und darf es mir nicht denken, daß Meilen zwischen uns sind. Alles ist mir hier fremd geworden; ein Interesse an den Dingen zu schöpfen, muß man das Herz dazu mitbringen, und mein Herz lebt unter Ihnen. Ich scheine mir hier ein abgerissenes Wesen; in der Folge, glaube ich wohl, werden mir einige meiner hiesigen Verbindungen wieder lieb werden; aber meine besten Augenblicke, fürchte ich, werden doch diejenigen seyn, wo ich mich des schönen Traums von diesem Sommer erinnere, und Plane für den nächstfolgenden mache. Ich f ü r c h t e es; denn Wehmuth wird sich immer in diese Empfindung mischen, und glücklich ist man doch nicht, wenn man nicht in der G e g e n w a r t leben kann. Ich habe mir die Trennung von Ihnen durch Vernünfteleien zu erleichtern gesucht; aber sie halten die Probe nicht aus, und ich fühle, daß ich einen Verlust an meinem Wesen erlitten habe. Sey'n Sie mir tausendmal gegrüßt, und empfangen Sie hier meine ganze Seele. Es wird Alles wieder so lebendig in mir. Ich darf der Erinnerung nicht nachhängen.

Wie oft habe ich mich gestern nach Ihnen umgesehen, ob Ihr Wagen mir nicht nachkäme — und als ich den Weg nach Erfurt vorbei war, wie schwer fiel mir das auf's Herz, daß Sie mir nun nicht mehr nachkommen könnten! Ich hätte so gern Ihren Wagen noch gesehen.

Um fünf Uhr war ich hier. Ich bin aber den Abend nirgends gewesen. Heute Vormittag war ich bei Wieland, und habe da viele Dinge vorgefunden, die meine G e g e n w a r t verlangten, den Merkur betreffend, und die mit einem Plane, wovon diesen Sommer unter uns die Rede war, in sehr genauem Zusammenhang sind. Auf jeden Fall Dinge, die mir es möglich machen werden, Ihnen nahe zu bleiben und Ihnen zu gehören.

Von Herder sagt man mir, daß ihn die Gesellschaft der

Frau von * ganz überrascht habe. Er wird sehr aufgesucht und geschätzt. Der Secretär der Propaganda, Borgia, den auch Goethe gut kannte, soll ihm sehr viel Ehre erweisen und ihn einigen Cardinälen als den Erzbischof von Weimar vorgestellt haben. Von allen diesen Nachrichten war mir die angenehmste, daß Herder bald wieder kommen will.

Sonst habe ich noch Niemand hier gesehen, der Sie interessirte. Morgen werde ich die Frau von Stein und J** aufsuchen, um recht viel von Ihnen und von Rudolstadt sprechen zu können. Eben ist Komödie, die mich gar wenig anzieht; doch wünschte ich Ihnen in dem gar zu stillen Rudolstadt manchmal diese Unterhaltung. Goethe, heißt es, wird bei uns bleiben, ob er schon so gut als ganz ausgetreten ist, und alle Geschäfte abgegeben hat. Alles spricht hier mit ungemeiner Achtung von ihm und will ihn zu seinem Vortheil verändert gefunden haben. Er soll weniger Härten haben, als ehemals.

Ich bin auf Nachrichten begierig, wie Sie sich in Erfurt gefallen haben. Sie sind mir doch heute um drei Stunden näher und in drittehalb Stunden könnte ich bei Ihnen seyn; das ist doch ein kleiner Trost, aber nur auf kurze Zeit!

Jetzt gehe ich an den Euripides, und dann wird Thee getrunken. Meine Einsamkeit ist mir so lieb, weil sie mich Ihnen so viel näher bringt.

Der Stock ist gut erhalten angekommen; einige Blätter nur sind verwelkt. Ich hab' ihn heute schon öfters besucht und auch den Potpourri.

Leben Sie recht wohl! Ihrer Mutter und B. sagen Sie recht viel Schönes von mir und noch recht vielen Dank für alle Güte und Liebe, die Sie diesen Sommer über mir bewiesen haben.

Vielleicht denken Sie in diesem Augenblick meiner — doch nein, Sie sind in Erfurt, wo Sie auch allerlei zu sehen und zu hören haben, was nicht an mich erinnert. Aber wenn Sie im stillen Zimmer beim Thee zusammen sitzen, dann denken

Sie meiner und wünschen, daß ich auch noch daran Theil nehmen könnte.

Adieu! Adieu! Schreiben Sie mir bald. Ewig Ihr
Schiller.

Weimar, den 19. Nov. 1788.

Ich bitte Sie, reißen Sie mich, so bald Sie können, aus einer Ungewißheit, in die mich Ihr Paket gesetzt hat. Mit Ungeduld habe ich schon drei Tage auf die Botenfrau gewartet, die mir Nachricht von Ihnen bringen soll. Sie kommt endlich und bringt mir ein Paket mit altem Manuscript nebst einem Zettelchen von Ihrer beiderseitigen Hand, jede Schwester zu drei und einer Viertelszeile, worin noch obendrein die Rede von Paketen ist. Ich habe mich fast zu Tod in dem Buche und in dem Manuscript geblättert, ob der Brief nicht herausfallen würde; die Botenfrau habe ich auch examiniren lassen, die versichert aber, daß das blaue Paket Alles sey; und meinen Brief, den ich Ihnen gleich nach meiner hiesigen Ankunft schrieb, versichert sie auch richtig übergeben zu haben.

Wenn ich einen zu großen Glauben an den Reichthum Ihrer Freundschaft habe, und eine zu gute Meinung von mir selbst, um zu glauben, daß Sie mir so gar wenig würden zu sagen gehabt haben, so verzeihen Sie mir's; Sie haben mich selbst durch das Vergangene verwöhnt; aber ich kann nicht anders glauben, als daß hier ein Versehen vorgegangen ist, und daß dieses Billet nicht Alles ist, was ich hätte erhalten sollen. Ob Sie mir durch die Post etwa geschrieben, oder ob Sie vielleicht vergessen haben, den Brief in das Paket beizulegen, weiß der Himmel, ich nicht. Aber wenn wirklich (gegen alles mein Vermuthen) kein Fehler vorgegangen ist, und wenn Sie mir nicht mehr bestimmt haben, als dieses Billet, so legen Sie mir meine Verwunderung wenigstens nicht übel aus. Ich läugne nicht, daß ich mit einiger Verlegenheit davon schrieb;

denn wenn es ein Versehen ist, so schäme ich mich, einen Augenblick daran gezweifelt zu haben; und ist es keines, so muß ist freilich wünschen, daß ich das Gesagte bei mir behalten hätte. Wie ihm aber auch sey, so habe ich wenig Trost, denn ich habe mich in einer so schönen Erwartung getäuscht, und muß bis auf den nächsten Post- oder Botentag zwischen Furcht und Hoffnung schweben, welche von zwei Thorheiten es eigentlich seyn werde, die ich mir habe zu Schulden kommen lassen.

Ich bin jetzt acht Tage hier, und — die Trennung von Ihnen abgerechnet — kommt es mir gar nicht anders vor, als ob ich meine Lebensart in Rudolstadt fortsetzte; denn ich lebe die ganze Zeit über immer mit mir selbst und mit der schönen Erinnerung an diesen Sommer. Wie nahe waren Sie mir immer in dieser Zeit, und wie viel haben Sie auch abwesend mir gegeben! Die Freuden des Vergangenen in der Erinnerung, und die Freuden der Zukunft in der Hoffnung! und den, mir so wohlthätigen, Glauben an die Fortdauer Ihrer Freundschaft! Gewiß, die edle und reine Freundschaft kann sich auch abwesend recht viel seyn; und zu fühlen, daß auch entfernt an einen gedacht wird, erweitert und verdoppelt das eigene Daseyn.

Hier wird über mich geklagt, daß ich meiner Gesundheit durch vieles Arbeiten und zu Hause sitzen schaden würde. Aber so sind die Leute! Sie können es einem nicht vergeben, daß man sie entbehren kann. Und wie theuer verkaufen sie einem die kleinen Freuden, die sie zu geben wissen! Wenn die völligste Indifferenz gegen Clubs und Cirkels und Kaffeegesellschaften den Menschenfeind ausmacht, so bin ich's wirklich in Rudolstadt geworden.

Leben Sie recht wohl und denken Sie meiner!

Schiller.

Den 20. November.

Ich hatte den beiliegenden Brief schon gesiegelt, als ich die Ihrigen erhielt. Freude und Beschämung wechselten in meiner

Seele. Ich hatte zwar mit ziemlicher Festigkeit darauf gebaut, daß hier ein Mißverstand oder Versehen seyn könnte, aber die hintergangene Erwartung machte mich mißmuthig, und Sie wissen, daß man da gerne das Ueble glaubt. Nun haben Sie mich durch Ihre lieben Briefe wieder ins Leben erweckt.

Die Botenfrau will in einer halben Stunde schon hier seyn und sich auf den Weg machen. Ich habe also nur noch für ein paar Worte Zeit, und Ihre Briefe werde ich erst in der Stille für mich genießen.

Eines Theils freut es mich, daß Sie die Lage Ihrer Freundin so mit angesehen haben; sie wird Ihnen Ihre eigene um so lieber machen. Ueberhaupt habe ich Sie im Stillen schon oft um eben das beneidet, warum ein anderer Sie vielleicht beklagt. Der Mangel an äußerlichen geselligen Ressourcen zwingt Sie, in Ihrem Geiste und Herzen Beschäftigung zu suchen, und nie hätten Sie vielleicht die Schätze in Ihrem eigenen Wesen entdeckt, wenn nicht ein geistiges Bedürfniß Sie darauf aufmerksam gemacht hätte. So viele treffliche Menschen reißt der Strom der Gesellschaften und Zerstreuungen mit sich dahin, daß sie erst dann zu sich selbst kommen, wenn sich die Seele aus dem Schwall von Nichtigkeiten nicht mehr emporarbeiten kann. Es sieht vielleicht misanthropisch aus; aber ich kann mir hier nicht helfen, ich bin Kleist's Meinung: Ein wahrer Mensch muß fern von Menschen seyn.

Daß Ihnen Körners Briefe sein Wesen vergegenwärtigt haben, freut mich sehr. Es ist kein imposanter Charakter, aber desto haltbarer und zuverläßiger auf der Probe. Ich habe sein Herz noch nie auf einem falschen Klang überrascht; sein Verstand ist richtig, uneingenommen und kühn; in seinem ganzen Wesen ist eine schöne Mischung von Feuer und Kälte. Ich werde Ihnen nach und nach Mehreres von ihm zu lesen geben.

Es ist brav, daß Sie dem Plutarch getreu bleiben. Das erhebt über diese platte Generation und macht uns zu Zeitgenossen einer bessern kraftvollern Menschenart. Lesen Sie doch diesen Sommer auch die Geschichte des Königs von Preußen,

und geben Sie mir Ihre Gedanken darüber. Ich werde sie auch lesen.

Mich beschäftigen jetzt Dinge, die mein Herz nur flach berühren, der Geisterseher und dergleichen. Ich sehe mit Sehnsucht der Epoche entgegen, wo ich meine Beschäftigungen für mein Gefühl besser wählen kann.

Frau von Stein habe ich besucht, und die schöne Zeichnung von der Angelica, auch die von Lips bei ihr gesehen. Wir haben uns miteinander nach Rom versetzt; in ihrem Saal hängt eine große topographische Karte davon. Frau von Stein ist mir sehr werth und lieb geworden, und das danke ich Ihnen. Vorher kannt' ich sie nur wenig.

Nächstens mehr. Noch einmal bitte ich Sie wegen meines Mißtrauens um Verzeihung. Ich hätte es Ihnen verschweigen können; aber ich halte es hier mit der Aufrichtigkeit, und will lieber von Ihnen ausgelacht seyn, als mir vorzuwerfen haben, daß ich Ihnen etwas zurückhielt.

Leben Sie recht wohl, und noch viele gute Wünsche zum Geburtstag; ich werde den November nun um so lieber haben. Adieu, meine liebsten Freundinnen, denken Sie meiner wie bisher mit Liebe.

Adieu! Adieu!

S.

An Lottchen von Lengefeld.

Abends, den 22. November 1788.

Ich muß Ihnen doch noch einen schönen guten Abend sagen. Ich habe heute Ihren Geburtstag auf eine für mich gar angenehme und wohlthätige Art beschlossen. Der Himmel schenkte mir eine gute Stimmung (er muß diesen Tag einmal besonders lieb gewonnen haben) und ließ mich in heiterer Stille mich selbst genießen. Seit ich hier bin, war ich von Arbeiten, die mir noch gar nicht recht ans Herz wollen, gespannt und zusammengedrückt.

Dies war der erste Tag, wo ich mein Wesen wieder in einer lebendigen Bewegung fühlte. Ich überließ mich süßen, dichterischen Träumen; alte erwärmende Ideen wachten wieder bei mir auf. Kurz, ich war in dem Zustand, wie es in den Künstlern heißt:

— — in der schönern Welt,
Wo aus nimmer versiegenden Bächen
Lebensfluthen der Dürstende trinkt,
Und gereinigt von sterblichen Schwächen,
Der Geist in des Geistes Umarmungen sinkt.

Und dieses Vergnügen lassen Sie mich Ihnen danken. Sie sind die Heilige dieses Tages, und es freut mich noch einmal so sehr, wenn ich es aus einer so lieben Quelle empfange. Ich lasse jetzt die Ideen, die der schöne Rudolstädtische Sommer in mir getrieben und zum Keimen gebracht hat, in stillen Augenblicken eine nach der andern an mir vorbeiziehen, und beschwöre sie, wie Schröpfer seine Geister. Die guten Geister stelle ich bei Seite, und die bösen müssen Buße thun und sich bekehren; denn es sind mir zuweilen auch böse und ungläubige Geister bei Ihnen gekommen. Die guten will ich Ihnen nach und nach zuschicken.

Ich freue mich lebhaft auf den nächsten Sommer. Möchte die Zeit diesen Winter nur recht rasch und sich außer Athem laufen, daß sie darnach den Sommer nicht mehr recht fort kann. Aber die Zeit ist ein kaltes fühlloses Ding, das von Freud und Leid der Menschen keine Notiz nimmt, und für lauter Eigensinn immer langsamer geht, je mehr man es fortstößt, und wenn sie uns ja einmal eine solche Gefälligkeit erweist, so ist sie von dem kleinen Capital unsers Lebens gestohlen.

Ich verfalle da, glaube ich gar, in Poesie; aber das sind noch Reste von der Laune, die Sie mir zu gut halten müssen. Die Einkleidung mag auch seyn, wie sie will, so bleibt der Gedanke wahr, daß ich mit ganzer Seele bei Ihnen bin. Gute Nacht. Ein dienstfertiger Nachtwächter versichert mich, daß es zehn geschlagen habe, und das versichert er immer dreiviertel

Stunden später — also will ich Sie nicht länger vom Schlafen abhalten.

Den 25. Hier eine Neuigkeit, die ich Ihnen gleich, wie ich sie empfangen, mittheilen will. Frau von La Roche wird aller Wahrscheinlichkeit nach in wenigen Wochen, oder gar Tagen — hier seyn. Ihr Mann ist gestorben und sie hat schon längst an ihre hiesigen Freunde geschrieben, daß sie, wie er die Augen zugedrückt habe, sich nach Weimar aufmachen werde.

Herr von K. erzählt mir (er ist vor einigen Tagen mit Goethe wieder hier angekommen), daß das böse Lobochen das schöne Glas zerbrochen habe. Habe ich mir's doch eingebildet, daß die Herrlichkeit noch zu Trümmern gehen würde. Er hat Ihnen aber, wie ich höre, ein noch weit schöneres physikalisches Präsent gemacht, das Sie mir nächstes Frühjahr hoffentlich noch werden zeigen können.

Er ist gar munter und ganz gesprächig zurückgekommen, und kann gar nicht müde werden, das herrliche Leben in Jena zu rühmen. Er hat mir aber recht wohl gefallen; er schien fröhlicher und ganz verjüngt.

Adieu für Heute!

An Caroline von B.

Donnerstag, den 27. November 1788.

Dank Ihnen, liebste Freundin, daß Sie mir meinen unglücklichen Zweifelmuth verziehen haben. Je größer meine Sünde ist, desto froher will ich seyn; und Sie können mein Gewissen durch nichts besser erschüttern, als wenn Sie mir durch recht viele und recht große Briefe die Abscheulichkeit meines Vergehens erweisen. Aufrichtig aber, ich habe in meinem Herzen doch keinen ganzen Zweifel zusammen gebracht, so bedenklich auch die Umstände waren.

Endlich also einen Laut von Wolzogen, und einstweilen genug, um wegen seiner ruhiger zu seyn. Er ist doch endlich an

Ort und Stelle, und wir sehen, daß es nur bei ihm stehen wird, seinen Lebensplan auszuführen. Wenn er aber jetzt bei so wenig Gesellschaft seine Nachrichten so klein zuschneidet, wie arm werden sie alsdann erst ausfallen, wenn seine Bekanntschaften sich häufen! Ich fürchte, der große Brief wird eine Riesengröße erreichen. Hoffentlich antworten Sie vor dem Freitag noch nicht, daß ich auch noch einen kleinen Einschluß einlegen kann, den ich Ihnen mit nächstem Sonntage schicken will.

Wolzogens Urtheil über Paris konnte unter diesen Umständen wohl nicht anders ausfallen. Das Object ist ihm wirklich noch zu groß; sein innerer Sinn muß erst dazu hinauf gestimmt werden. Er hat eine Elle mitgebracht, um einen Koloß zu messen. Ich glaube wohl, daß er am Ziel einer langen Bekanntschaft mit Paris so ziemlich zu demselben Urtheil zurückkommen mag; aber er wird es aus andern Motiven und aus einem andern Standpunkte thun. Wer Sinn und Lust für die große Menschenwelt hat, muß sich in diesem weiten, großen Element gefallen; wie klein und armselig sind *unsere* bürgerlichen und politischen Verhältnisse dagegen! Aber freilich muß man Augen haben, die von großen Uebeln, die unvermeidlich mit einfließen, nicht geärgert werden. Der Mensch, wenn er *vereinigt wirkt*, ist immer ein großes Wesen, so klein auch die Individuen und Details ins Auge fallen. Aber eben darauf, dünkt mir, kommt es an, jedes Detail und jedes einzelne Phänomen mit diesem Rückblick auf das große Ganze, dessen Theil es ist, zu denken, oder, was eben so viel ist, mit philosophischem Geiste zu sehen. Wie holpericht und höckericht mag unsere Erde von dem Gipfel des Gotthards aussehen! aber die Einwohner des Mondes sehen sie gewiß als eine glatte und schöne Kugel. Wer dieses Auge nun entweder nicht hat, oder es nicht geübt hat, wird sich an kleine Gebrechen stoßen, und das schöne große Ganze wird für ihn verloren seyn.

Paris freilich dürfte auch dem philosophischen Beobachter vielleicht einen widrigen Eindruck geben, aber einen kleinen gewiß nie; denn auch die Verirrungen eines so fein gebildeten Staates

sind groß. Was für eine prächtige Erscheinung ist das römische Reich in der Geschichte, auch bei seinem Untergang!

Mir für meine kleine stille Person erscheint die große politische Gesellschaft aus der Haselnußschale, woraus ich sie betrachte, ungefähr so, wie einer Raupe der Mensch vorkommen mag, an dem sie hinaufkriecht. Ich habe einen unendlichen Respect vor diesem großen drängenden Menschen-Ocean; aber es ist mir auch wohl in meiner Haselnußschale. Mein Sinn, wenn ich einen dafür hätte, ist nicht geübt, nicht entwickelt, und so lange mir das Bächlein Freude in meinem engen Circel nicht versiegt, so werde ich von diesem großen Ocean ein neidloser und ruhiger Bewunderer bleiben.

Und dann (um doch recht ins Gelag hinein zu philosophiren!), dann glaube ich, daß jede einzelne, ihre Kraft entwickelnde Menschenseele mehr ist, als die größte Menschengesellschaft, wenn ich diese als ein Ganzes betrachte. Der größte Staat ist ein Menschenwerk, der Mensch ist ein Werk der unerreichbaren großen Natur. Der Staat ist ein Geschöpf des Zufalls; aber der Mensch ist ein nothwendiges Wesen; und durch was sonst ist ein Staat groß und ehrwürdig als durch die Kräfte seiner Individuen? Der Staat ist nur eine Wirkung der Menschenkraft, nur ein Gedankenwerk; aber der Mensch ist die Quelle der Kraft selbst, und der Schöpfer des Gedankens.

Aber wo gerath' ich hin? Ich lasse meine Feder machen, und vergesse, daß ich einen Brief und keinen Discours philosophique schreibe. Lassen Sie mir's diesmal hingehen.

Meine Gesundheit lassen Sie sich nicht anfechten. Ich komme mir durch frische Luft und durch Bewegungen zu Hülfe, wozu die schlechten Berge um Weimar herum schon noch gut genug sind. Frisch und gestärkt komme ich dann wieder nach Hause und setze meine Arbeit mit mehr Leichtigkeit fort. ** will sich das Ansehen einer theilnehmenden Sorgfalt um mich geben, oder der Himmel weiß, was es ist. Ich glaube gar, er will mich verheirathen. Vergeb's ihm der Himmel, daß ihn seine Freundschaft so weit führte. Er platzte neulich etwas plump damit

heraus; im Ernst, er hat etwas mit mir vorgehabt, und weil ich mich in einem gewissen Club noch nicht habe sehen lassen, so mag ich ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht haben.

Es ging mir mit ihm, wie Hamlet mit Güldenstern, als dieser ihn sondiren wollte: zum Unglück fehlte mir der witzige Einfall und eine Flöte, um ihm eine ähnliche Abfertigung zu geben. Meint er es wirklich gut mit mir, so mag mir der Himmel verzeihen, daß ich es ihm nicht zutraue.

Ich bin wirklich seit meinem Hierseyn recht gesund, und, welches viel sagen will, sogar von Schnupfen frei gewesen.

Gelesen habe ich seit unserer Trennung noch nichts, mit dessen Mittheilung ich Ihnen Vergnügen machen könnte. Ich hatte auch wirklich keine Zeit dazu. Den Shaftesbury freue ich mich einmal zu genießen; vielleicht ist das ein Geschäft für den Sommer.

Jetzt übersetze ich die Phönizierinnen des Euripides; die schöne Scene, worin Jokaste sich die Uebel der Verbannung von Polynices erzählen läßt, ist es, was mich vorzüglich dazu bestochen hat. Ich bedaure nur, daß ich bei diesen Arbeiten zu sehr pressirt bin, und mich nicht genug mit dem Geiste meines Originals familiarisiren konnte, ehe ich die Feder ansetzte. Aber die Arbeit gibt mir Vergnügen, und kann am Ende doch keine andern, als vortheilhafte Wirkungen auf meinen eigenen Geist haben.

Auch bin ich jetzt stark über den Geisterseher her; bis jetzt habe ich ihm aber noch kein großes Interesse abgewonnen. Auch meine Arbeiten locken meine Wünsche nach dem Sommer, weil ich dann hoffentlich nur mit angenehmen beschäftigt seyn werde.

Goethe sprach ich noch nicht. Es geschieht aber dieser Tage. Frau von K. habe ich heute besucht, und eine recht geistvolle Unterhaltung bei ihr gefunden. Wie sehr wünschte ich ihrem Geiste die Welt, für die er eigentlich geschaffen ist. Es liegt unendlich viel Eigenes in ihrer Vorstellungskraft, und ihre Blicke sind eben so scharf als tief. Ewig der Ihrige

Schiller.

Weimar, den 4. December 1788.

Ihre Briefe vertreten jetzt bei mir die Stelle des ganzen menschlichen Geschlechts, von dem ich diese Woche über ganz getrennt gewesen bin.

Seit meinem letzten Brief an Sie hüte ich, halb meiner Geschäfte wegen, halb aus einer gewissen Trägheit, das Zimmer. Ich kann Ihnen also nichts von Neuigkeiten berichten, die einzige ausgenommen, daß Moritz seit heut oder gestern hier ist, auch einige Tage noch hier zubringen wird. Ich kenne ihn schon aus einer Zusammenkunft in Leipzig, ich schätze sein Genie, sein Herz kenne ich nicht; sonst sind wir übrigens keine Freunde. Erfahre ich mehr von ihm, so theile ich es Ihnen mit. Ich weiß, Sie nehmen Interesse an ihm.

Es ist mir gar lieb zu hören, daß mein guter Körner Ihre Eroberung gemacht hat. Ich wollte, wir hätten ihn hier. Mein Herz und Geist würden sich an ihm wärmen, und er scheint jetzt auch einer wohlthätigen Geistesfriction nöthig zu haben. Sie haben sehr recht, wenn Sie sagen, daß nichts über das Vergnügen gehe, Jemand in der Welt zu wissen, auf den man sich ganz verlassen kann. Und dies ist Körner für mich. Es ist selten, daß sich eine gewisse Freiheit in der Moralität und in Beurtheilung fremder Handlungen oder Menschen mit dem zartesten moralischen Gefühl und mit einer instinctartigen Herzensgüte verbindet, wie bei ihm. Er hat ein freies kühnes und philosophisch aufgeklärtes Gewissen für die Tugenden Anderer, und ein ängstliches für sich selbst. Gerade das Gegentheil dessen, was man alle Tage sieht, wo sich die Menschen Alles und den Nebenmenschen Nichts vergeben.

Freier als er von Anmaßung ist Niemand; aber er braucht einen Freund, der ihn seinen eigenen Werth kennen lehrt, um ihm diese so nöthige Zuversicht zu sich selbst, das, was die Freude am Leben und die Kraft zum Handeln ausmacht, zu geben. Er ist dort in einer Wüste der Geister. Die Kursachsen sind nicht die liebenswürdigsten von unsern Landsleuten.

Ich habe schon etlichemale versucht, Körnern zu einem

heroischen Schritt zu vermögen, und ihm diese heillosen Fesseln wegwerfen zu lassen, aber er hat mir Gründe entgegengesetzt, worauf ich ihm nichts antworten kann, welche sich aber in der Folge der Zeit aufheben werden. Ich schreibe Ihnen da sehr viel über meinen Freund, und vielleicht zu viel; aber würde ich das thun, wenn ich nicht die Geliebten meines Herzens gerne miteinander verwechselte und sie in meinem Kopfe und in meine Feder, weil es doch leider in der Wirklichkeit nicht angeht, gerne zusammenbringen möchte?

Die Zeit zwischen der Ankunft und dem Abgange des Rudolstädter Boten ist gar kurz und ungeschickt (just die Nachtzeit und der frühe Morgen vor dem Kaffee), daß ich Ihre Briefe, um sie besser zu genießen und zu beantworten, lieber erst mit dem folgenden Botentag beantworte, welches ich den ganzen Winter über so halten will. So will ich Ihnen auch die verlangten Theile von Théâtres des Grecs schicken; Wieland ist jetzt nicht zu Hause, daß ich sie gleich könnte abholen lassen. Ich bin dieser Tage zufällig an Montesquieu's Considérations sur la grandeur et décadence des Romains gerathen; eine Lectüre, die ich Ihnen darum vorschlagen möchte, weil sie nach Gibbon Interesse für Sie haben wird. Die Gegenstände, wovon Montesquieu handelt, sind Ihnen durch Gibbon, Plutarch u. s. f. geläufig. Es ist immer schön zu sehen, wie verschiedene Geister denselben Stoff formen. Montesquieu's Manier ist, die Resultate vieler Lectüre und eines philosophischen Denkens in kurze geistreiche Reflexions voll Gehalt zusammen zu drängen, immer aber mit Hinsicht auf gewisse allgemeine Principien, die er bei sich festgesetzt hat, und die ihm zu Grundsäulen seines Systems dienen. Er ist daher recht dazu gemacht, um studirt zu werden. Da seine Gegenstände die wichtigsten und die eines denkenden Menschen am würdigsten sind (denn was ist den Menschen wichtiger als die glücklichste Verfassung der Gesellschaft, in der alle unsere Kräfte zum Treiben gebracht werden sollen?), deßhalb gehört er mit Recht unter die kostbarsten Schätze des Geistes. Ich freue mich auf die Muße, um seinen Esprit des loix mir recht in den Kopf zu prägen.

Mein Euripides gibt mir noch viel Vergnügen, und ein großer Theil davon kommt auch auf sein Alterthum. Den Menschen sich so ewig selbst gleich zu finden, dieselben Leidenschaften, dieselben Collisionen der Leidenschaften, dieselbe Sprache der Leidenschaften. Bei dieser unendlichen Mannigfaltigkeit immer doch diese Aehnlichkeit, diese Einheit derselben Menschenform. Oft ist die Ausführung so, daß kein anderer Dichter sie besser machen könnte; zuweilen aber verbittert er mir Genuß und Mühe durch viele Langeweile. Im Lesen ginge sie noch an; aber sie übersetzen zu müssen und zwar gewissenhaft! Oft macht mir das Schlechtere die meiste Mühe. Im nächsten Monat werden Sie wohl die Früchte meines jetzigen Fleißes zu lesen bekommen. Wieland gebe ich eine Uebersetzung vom Agamemnon des Aeschylus in den Merkur, das ist aber erst gegen den März. Auf den will ich alle Mühe verwenden, weil dieses Stück eins der schönsten ist, die je aus einem Dichterkopfe gegangen sind.

Leben Sie recht glücklich, und fahren Sie fort, meiner, wie bisher, fleißig zu gedenken und mir so schöne und große Briefe zu schreiben. Also bleibt's bei der Einrichtung; den nächsten Botentag schreibe ich Ihnen über die heutigen Briefe ausführlicher. Eben ist's auch eilf Uhr. Vermuthlich hat sich jetzt, da ich dies schreibe, ein sanfter Schlaf Ihrer bemeistert.

Adieu! Recht viele schöne Grüße an die chère mère und B.

Schiller.

An Caroline von B.

Weimar, den 10. December 1788.

Was Sie von der Geschichte sagen, ist gewiß ganz richtig, und der Vorzug der Wahrheit, den die Geschichte vor dem Roman voraus hat, könnte sie schon allein über ihn erheben. Es fragt sich nur, ob die innere Wahrheit, die ich die philosophische und Kunstwahrheit nennen will, und welche in ihrer

ganzen Fülle im Roman oder in einer andern poetischen Darstellung herrschen muß, nicht eben so viel Werth hat, als die historische.

Daß ein Mensch in solchen Lagen so empfindet, handelt und sich ausdrückt, ist ein großes wichtiges Factum für den Menschen, und das muß der dramatische oder Romandichter leisten. Die innere Uebereinstimmung, die Wahrheit wird gefühlt und eingestanden, ohne daß die Begebenheit wirklich vorgefallen seyn muß. Der Nutzen ist unverkennbar. Man lernt auf diesem Weg die Menschen und nicht den Menschen kennen, die Gattung und nicht das sich so leicht verlierende Individuum. In diesem großen Felde ist der Dichter Herr und Meister; aber gerade der Geschichtschreiber ist oft in den Fall gesetzt, diese wichtigere Art von Wahrheit seiner historischen Richtigkeit nachzusetzen, oder ihr mit einer gewissen Unbehülflichkeit anzupassen, welches noch schlimmer ist. Ihm fehlt die Freiheit, mit der sich der Künstler mit schöner Leichtigkeit und Grazie bewegt, und am Ende hat er weder die eine noch die andere befriedigt.

Was Körner aus seinen Vordersätzen auf meinen Beruf zur Geschichte anwendet, mag immer richtig seyn. Ich werde immer eine schlechte Quelle für einen künftigen Geschichtforscher seyn, der das Unglück hat, sich an mich zu wenden.

Aber ich werde vielleicht auf Unkosten der historischen Wahrheit Leser und Hörer finden, und hie und da mit jener ersten philosophischen zusammentreffen. Die Geschichte ist überhaupt nur ein Magazin für meine Phantasie, und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden.

Diese Woche hat mich Moritz besucht, und mir eine sehr angenehme Unterhaltung verschafft, weil wir auf meine Lieblingsideen gerathen sind. Von Goethe ist er nun ganz durchdrungen und enthusiasmirt. Dieser hat ihm auch seinen Geist mächtig aufgedrückt, wie er überhaupt Allen zu thun pflegt, die ihm nahe kommen. Aber ich finde, daß er auf Moritz gut gewirkt hat. Moritz hat viel Tiefe des Geistes und Tiefe der Empfindung; er arbeitet stark in sich, wie schon sein Reiser beweist, der einen

Menschen voraussetzt, der sich gut zu ergründen weiß. Seine Ideen bringt er zu einer anschaulichen Klarheit. Was ihn interessirt, ist ernsthaft und von Gehalt. Er scheint sehr an sich selbst zu verbessern.

Ich fürchte nur, er wählt sich Muster, nach denen er sich bildet, und so vortrefflich auch seine Wahl seyn wird und schon ist, so ist doch Nachahmung ein niedrer Grad von Vollkommenheit. Von Goethe spricht er mir zu panegyrisch. Das schadet Goethen nichts, aber ihm.

Jetzt gefällt er mir durchgängig besser als vor seiner italienischen Reise; da schien er mir zu sehr den starken Geist zu affectiren. Jetzt hat eine moderate und wohlthätige Philosophie von ihm Besitz genommen. Ich würde viel Vergnügen von seinem Umgang haben, wenn er hier wohnte.

In Rom fand er meine Thalia, und einige ähnliche Empfindungsarten, die im Sonnenwirth (in meinem Verbrecher aus Infamie) ausgestreut sind, und mit seinem Reiser übereintreffen, überraschten ihn sehr. Er hat eine kleine Schrift drucken lassen, die er selbst für das Höchste erklärt, was er leisten könne. Sie handelt von bildenden Künsten. Ich werde sie im Manuscript von ihm zu lesen bekommen, und Ihnen dann mehr davon schreiben.

Leben Sie recht wohl! Heute Abend erhalte ich Ihre Briefe!

Schiller.

Freitag Morgens.

Haben Sie recht schönen Dank für Ihre lieben Briefe, und mein herzliches Mitleiden mit Ihnen wegen der traurigen Kälte. Das ist eigentlich die rechte Zeit für die Mathematik! Es ist doch schlimm, da Sie so wenig für unser nordisches Klima organisirt sind, daß Sie dem wärmeren Himmel nicht näher wohnen. Ein schöner Theil Ihrer Existenz geht dadurch für Sie verloren. Der Himmel muß um Sie herum lachen und die Sonne wärmen, wenn Ihre Seele sich entfalten soll, wenn Sie glücklich seyn sollen.

Mein Brief wird Ihnen sagen, daß ich Moritz gesprochen habe; beurtheilen Sie ihn aber nicht gleich nach meiner ersten Schilderung. Wir waren doch nur einige Stunden bei einander, und es begegnet mir gerne, daß ich zu rasch urtheile. Erwarten Sie also erst Mehreres von mir über ihn. Ich denke ihn heute zu sehen. Ueber ein Lieblings-Thema von mir, davon auch im Julius Spuren enthalten sind, über das Leben in der Gattung, das Auflösen seiner selbst im großen Ganzen, und die daraus unmittelbar folgenden Resultate, über Freude und Schmerz, über Tugend und Liebe, über den Tod hat er außerordentlich klare und erwärmende Begriffe.

Wegen seines Magazins zur Erfahrungs-Seelenkunde habe ich ihm einen Rath gegeben, den Sie vielleicht auch unterschreiben werden. Ich fand, daß man es immer mit einer traurigen, oft widrigen Empfindung weglegt; und dieses darum, weil es uns nur an Gruppen des menschlichen Elends heftet. Ich habe ihm gerathen, jedes Heft mit einem philosophischen Aufsatze zu begleiten, der lichtere Blicke öffnet, und diese Dissonanzen gleichsam wieder in Harmonie auflöst.

Von unserm in Rudolstadt projectirten Journal gab ich ihm auch einen Wink. Er würde sehr geneigt seyn, sich zu einem solchen gesellschaftlichen Werke zu vereinigen, besonders, wenn es zugleich von einer bürgerlichen gesellschaftlichen Verbindung an demselben Orte begleitet werden könnte.

Von Körner werde ich Ihnen die verlangte Musik kommen lassen. Ich hoffe auch, daß seine Composition auf die Hymne, die er mir versprochen hat, nun bald fertig seyn soll. Könnt' ich doch nur manchmal eine Stunde zuhören, wenn Sie spielen und neue Wärme für meine Arbeiten daraus schöpfen!

Heute habe ich mir viele Besuche vorgenommen, auch bei Goethen. Goethe ist so gar selten allein, und ich möchte ihn doch nicht gern bloß beobachten, sondern mir auch etwas für mich aus ihm nehmen. Der Herzog ist die Abende fast immer da, und den Vormittag belagern ihn Geschäfte. Frau von Stein sehe ich vielleicht auch.

Sie haben beide bemerkt, daß mein voriger Brief nicht heiter geschrieben war. Doch erinnere ich mich keiner schlimmen Laune; es ist aber möglich, daß die Seele unbemerkt gedrückt wird, wenn sie nicht ausfließt und immer von denselben Gegenständen umringt und befangen ist. Es könnte also doch eine Folge meines einsamen Lebens gewesen seyn. Ich traue hierin dem feinen Blicke der Freundschaft sehr, und darum glaube ich Ihnen mehr als meinem eigenen Gedächtniß. Aber Sie sollen nicht dadurch verstimmt werden. Fließt auch zuweilen etwas Melancholisches in meine Briefe mit ein, so müssen Sie denken, daß diese Laune vorbei ist, wenn Sie den Brief erhalten.

Leben Sie nun recht wohl, liebste Freundinnen, und schreiben Sie mir immer so freundliche große Briefe. Sie verschönern dadurch meine Existenz und hellen meine Einsamkeiten auf. Mögen Sie dafür recht schöne Augenblicke haben, und möge die Freundschaft sie Ihnen geben helfen!

Adieu! Adieu! Ewig der Ihrige

Schiller.

An Lottchen von Lengefeld.

Weimar, den 11. Dec. 1788.

In diesem grimmkalten Wetter habe ich Sie schon öfters bedauert. Ich weiß, wie ungern Sie sich in Ihr Zimmer einsperren lassen, und daß freie Luft und heiterer Himmel gewissermaßen zu Ihrem Leben gehört. Die schönen Berge werden jetzt traurig um Rudolstadt liegen, aber auch in dieser traurigen Einförmigkeit immer groß — und daß ich sie nur vor meinem Fenster hätte! Mir macht dieses winterliche Wetter mein Zimmer und meinen stillen Fleiß desto lieber und leichter, und läßt mich die Entbehrungen, die ich mir auflegen muß, desto weniger empfinden.

Der Donnerstag setzt mich immer in gute Laune, weil mir ein gewisses Vergnügen aufbewahrt ist. Ueberhaupt sollte man

sich immer einen Tag oder mehrere in der Woche mit irgend einer periodisch zurückkehrenden und fortdauernden Freude bezeichnen. Das Leben verfließt dann so angenehm — es macht einen künstlichen Pulsschlag in unserm Daseyn, und wie von einer schönen Treppe zur andern, schreitet Leben und Hoffnung darauf weg.

Ich lebe noch immer mein stilles Leben, und bin diese Woche nur einmal ausgekommen. Ich hatte diese Woche einen Besuch von meinem Landsmann Schubart. Er ist von Berlin hier durchgereist, um nach Mainz zu gehen, wo er bei der preußischen Gesandtschaft angestellt ist. Er ist auch ein Dichter, aber kein geborner. Frühe Lecture von Poeten, frühe Versuche mit poetischen Arbeiten, wozu ihn das Beispiel und die Aufmunterung seines Vaters verführten, haben ihm eine gewisse Fertigkeit, einen Vorrath an Bildern und Styl verschafft, die, wenn sie von einer gründlichen Ausbildung seiner übrigen Kräfte unterstützt werden, ihm noch wohl eine Stelle unter unsern lesbaren Schriftstellern verschaffen können. Sonst ist's ein guter redlicher Charakter, der besonders viel vom schwäbischen Provinzialcharakter in sich hat. Er hat den Tag vor seiner Abreise den Carlos in Berlin aufführen sehen, der auf Befehl des Königs mit vielem Pomp schlecht gegeben worden ist. Die Scene des Marquis mit dem König soll gut gespielt worden, und Sr. Maj. sehr ans Herz gegangen seyn. Ich erwarte nun alle Tage eine Vocation nach Berlin, um Herzbergs Stelle zu übernehmen und den preußischen Staat zu regieren.

Was mir bei dieser Gelegenheit vielen Spaß macht, ist das, daß Engel und Ramler, die Theater-Directeurs, die ich als meine Antagonisten kenne, nicht einmal so viel Consequenz und Festigkeit besitzen, um ihren Geschmack bei der Wahl der Stücke zu behaupten. Engel hat einigen Schauspielern die Rollen im Carlos auslegen und einlernen helfen müssen, und ich weiß, wie sehr Engel wünscht, solche Stücke von der deutschen Bühne zu vertreiben. Aber was unterhalte ich Sie davon? Ich wollte Ihnen auch gerne etwas schreiben, was außer meinem Zimmer vorgeht.

Die Frau von Stein habe ich seitdem nicht wieder gesehen, es wird aber mit nächstem geschehen. Nur noch dieser Monat, dann habe ich immer einige Stunden mehr für gesellschaftlichen Umgang. Ich wäre gerne recht oft um die Stein, weil ihr Wesen mir sehr wohl zusteht, und daß sie Ihre Freundin ist, macht mir sie um so lieber. In meinem nächsten Briefe hoffe ich, Ihnen etwas von ihr sagen zu können.

Daß Sie und Caroline so gut zusammenstimmen, freut mich sehr; es ist überhaupt selten, daß Schwestern, die von früher Kindheit an in so viele Collisionen kamen, bei entwickeltem Charakter einander etwas sind. Ihre beiderseitige gute Harmonie ist ein schöner Genuß für mich, wenn ich Sie in meinem Herzen vereinige, wie Sie sich selbst vereinigt haben. — Möchten Sie, oder möchte vielmehr das Schicksal Sie beide nie weit auseinander führen, wenn es möglich ist! Es ist gar niederschlagend für mich, wenn ich Sie mir getrennt denke, weil ich dann immer Eine, wo nicht Beide, entbehren müßte. Auch Sie würden einander sehr fehlen und nicht mehr ersetzen.

Die Art, wie Ihnen Shaftesbury empfohlen wird, machte mich lachen. Es sieht just so aus, als wenn eine sehr häßliche Person einem andern eine Seife recommandirt, mit der Versicherung, sie mache schön, und sie habe sich ihrer fleißig bedient.

Leben Sie einstweilen wohl. Heute erhalte ich Ihren Brief. Dann setz' ich noch etwas hinzu.

Sch.

Weimar, den 28. Dec. 1788.

Sehr lang ist mir die Zeit geworden, die mir kein Lebenszeichen von Ihnen gebracht hat. Ich habe das Unglück zwar schon von Weitem geahnet, weil die Kälte gar zu streng war — aber es ist doch, als sollte es nicht seyn, daß wir so lange nichts von einander hören, und es ist recht gut, daß es so ist!

Für die mannigfaltigen interessanten Nachrichten, die Sie mir beide von Ihren Beschäftigungen geben, kann ich Ihnen

nichts Aehnliches erwidern, denn meine Existenz war bisher noch die alte, Arbeit ohne Geistesgenuß. Das Dringendste ist seit gestern vorbei, und nun werde ich auch mehr Menschen sehen.

Aber eine Nachricht von mir kann und muß ich Ihnen doch geben, weil sie leider eine meiner schönsten Hoffnungen für eine Zeit lang zu Grunde richten wird. Es ist beinahe schon richtig, daß ich als Professor der Geschichte künftiges Frühjahr nach Jena gehe. So sehr es im Ganzen mit meinen Wünschen übereinstimmt, so wenig bin ich von der Geschwindigkeit erbaut, womit es betrieben wird; aber der Abgang Eichhorns machte es in mehrerem Betracht nothwendig. Ich selbst habe keinen Schritt in der Sache gethan, habe mich aber übertölpeln lassen; und jetzt, da es zu spät ist, möchte ich gerne zurücktreten. Man hatte mich vorher sondirt, und gleich den Tag darauf wurde es an unsern Herzog nach Gotha geschrieben, der es an dem dortigen Hofe gleich einleitete. Jetzt liegt es schon in Coburg, Meinungen und Hildburghausen, und ist vielleicht in drei Wochen entschieden.

Mir hat V. vor einigen Tagen schon eine schriftliche Erklärung communicirt, die an ihn von Seiten der Regierung gekommen ist, wo mir schon gesagt wird, daß ich meine Einrichtung machen möchte, weil es so gut als entschieden sey.

Also die schönen paar Jahre von Unabhängigkeit, die ich mir träumte, sind dahin; mein schöner künftiger Sommer ist auch fort; und dies Alles soll mir ein heilloser Katheder ersetzen. Das beste an dieser Sache ist doch immer die Nachbarschaft mit Ihnen.

Ich rechne darauf, daß Sie mir in diesem Sommer eine himmlische Erscheinung in Jena seyn werden, weil ich das erste Jahr zu viel zu thun und zu lesen habe, um noch etwas Zeit für die Wünsche meines Herzens übrig zu behalten. Dafür verspreche ich Ihnen, die folgenden Jahre Ihnen diesen Liebesdienst wett zu machen. Ist für mich erst ein Jahr überstanden, so liest sich's alsdann im Schlafe, und ich habe meine Seele wieder frei. Versprechen Sie mir in Ihrem nächsten Brief, mir diesen Wunsch zu erfüllen.

Goethen habe ich unterdessen einmal besucht. Er ist bei dieser Sache überaus gütig gewesen, und zeigt viele Theilnahme an dem, was er glaubt, daß es zu meinem Glück beitragen würde. K., dem er es entdeckt hat, war vermuthlich just in seiner theilnehmenden Laune; denn ich höre, daß es ihn sehr freuen soll. Ob es mich glücklich macht, wird sich erst in ein paar Jahren ausweisen. Doch habe ich keine üblen Hoffnungen. Werden Sie mir nun auch noch gut bleiben, wenn ich ein so pedantischer Mensch werde, und am Joch des gemeinen Besten ziehe? Ich lobe mir doch die goldne Freiheit. In dieser neuen Lage werde ich mir selbst lächerlich vorkommen. Mancher Student weiß vielleicht schon mehr Geschichte, als der Herr Professor. Indessen denke ich hier wie Sancho Pansa über seine Statthalterschaft: wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand; und habe ich nur erst die Insel, so will ich sie regieren wie ein Daus! Wie ich mit meinen Herren Collegen, den Professoren, zurecht komme, ist eine andere Frage.

Moritz habe ich auch wieder gesprochen, und finde ihn immer interessanter. Er hat überaus viel Güte und Wahrheit in seinem Charakter, und manches Drollige in seinem Betragen, das seinen Umgang angenehm macht.

Adieu! Adieu!

Schiller.

An Lottchen von Lengefeld.

Weimar, den 3. Januar 1789.

Zuerst danke ich Ihnen für das Ossian'sche Lied, das Sie sehr glücklich gewählt haben. Es überraschte mich, da ich mich nicht erinnere, es schon gelesen zu haben, und Ossians ganzer Geist athmet darin. Alles ist so rein, so edel in seiner Schilderung: „Fingal kam von der Jagd, und fand die lieblichen Fremden. Sie waren wie zwei Lichtstrahlen in der Mitte seiner Halle." Welcher Dichter hätte dieses schöner sagen können! Auch

die feinste Bescheidenheit ist Ossian eigen. Wie leicht schwebt er am Schluß des Gedichts über seine eigenen Thaten hin, die er uns nur in den Folgen merken läßt, nicht schildert!

Es freut mich, daß Sie diesem schönen Dichter getreu bleiben und sich auf die beste Art, die möglich ist, durch Uebersetzungen mit seinem Geiste familiarisiren. Endlich werden Sie noch ein ganz Ossianisches Mädchen! Die Uebersetzung ist ungezwungen, und thut dem Original durchaus keine Gewalt an. Etwas weniger Wortversetzungen und einige Bindewörter mehr, die die kurzen und abgebrochenen Sätze angenehm in einander fügen und zerschmelzen — so wird die Uebersetzung ganz harmonisch fließen. Alsdann muß ich Ihnen wegen der merklichen Besserung, die ich in dem n und m wahrnehme, meinen Glückwunsch abstatten. Jetzt würde ich sie Ihnen ohnehin nicht mehr passiren lassen können; denn was ein Dichter schlechtweg verzeiht, darf ein Professor nicht mehr so hingehen lassen.

Die Hoffnung, die Sie mir für den Sommer und kommenden Winter machen, Sie öfters zu sehen, ist eine wahre Wohlthat für mich gewesen, und mein Herz brauchte sie, um sich in dem genußlosen Daseyn, das mir bevorsteht, daran fest zu halten. Sie sehen meine künftige Situation von der guten Seite, die, wenn sie auch wirklich da wäre, von der schlimmen gar sehr überwogen wird. Um mich des neuen Faches, in das ich mich jetzt einlasse, zu bemächtigen, daß ich meine eigene Zufriedenheit verdiene und gründlich darin wirken kann, muß ich zwei, drei Jahre jeder andern Thätigkeit absterben und in einem Schwall von mehr als tausend geist- und herzlosen alten Schriften herumwühlen. — Das ist doch in der That traurig für mich! Dazu kommt, daß mir in Jena keine Vortheile angeboten werden können, mich schadlos zu halten, und mir eine angenehme Unabhängigkeit zu verschaffen. Dieser Umstand kommt auch dabei sehr in Betrachtung, und könnte mich in der Folge zwingen, Jena mit einem andern Platze zu vertauschen. Doch ich mag dieses jetzt gar nicht denken. Ich überredete mich so gerne, daß Ihre Vorstellung von der Sache die gegründete wäre.

Körner wünscht auch, ich möchte frei geblieben seyn, und eigentlich kann ich seine Gründe nicht mißbilligen, da ich in der That für den Verlust meiner Unabhängigkeit und eines so großen Theiles meiner Zeit keinen oder nur einen sehr zukünftigen Ersatz habe. Aber auch er sieht meinen Schritt nicht in dem rechten Lichte. In der That ist es von meiner Seite nichts Anderes, als eine heroische Resignation auf alle Freude in den nächsten drei Jahren, um für meinen Geist allenfalls in der Folge eine lichte Zukunft dadurch zu gewinnen. Um glücklich zu seyn, muß ich in einem gewissen sorgenfreien Wohlstand leben, und dieser muß nicht von den Producten meines Geistes abhängig seyn. Dazu konnte mich aber nur dieser Schritt führen und darum hab' ich ihn gethan. P., fürcht' ich, nicht lange zu genießen. Ich glaube, er hat jetzt schon Anträge von fremden Akademien. Da Jena keine Besoldungen zu geben hat, so ist es immer ausgesetzt, seine besten Leute zu verlieren, die von andern Universitäten mit Geld aufgewogen werden.

Ihre Vorstellung, daß wir dann wenigstens die Saale mit einander gemein haben, hat mir Vergnügen gemacht. Mich besonders wird sie immer erinnern, daß sie von Rudolstadt herkommt. Mit den schönen Pfirschen und Weinbeeren wollen wir einen großen Handel unter einander treiben.

Sie wollten wissen, ob Moritz sich überhaupt für seinen Anton Reiser gehalten lassen will? Aus der Art, wie er davon spricht, sollte ich's fast glauben, und überhaupt ist er der Mensch nicht, der in solchen Dingen an sich hält. Er ist Philosoph und Weltbürger, dem es gar nicht einfällt, sein eigenes Ich zu schonen, wo es darauf ankommt, der Wahrheit und Schönheit zu huldigen.

Frau von Stein werde ich bald wieder sehen; käm' es auf meinen Wunsch an, ich besuchte sie alle Tage, es ist mir wohl in ihrer Gesellschaft.

Goethe war einige Tage nicht wohl; er bekam einen Anfall von bösem Hals, hat sich aber wieder gebessert.

Leben Sie nun recht wohl, und verwahren Sie sich ja vor

der bösen Kälte, daß Sie nicht gar krank werden. Das wird wahrhaftig ein fürchterlicher Winter, und Sie beide besonders sind übel daran. Wären alle Winter so streng, so müßten wir der Sonne um zehn Grad näher rücken.

Ich weiß nicht, wie lange dieser Brief unterwegs seyn wird; neulich war's zu spät, ihn noch auf die Post fertig zu bringen.

Was macht Ihre Mutter? Hoffentlich ist sie doch jetzt vom Zahnweh frei? Schreiben Sie mir davon. Adieu! Adieu!

Schiller.

An Caroline von B.

Weimar, den 3. Januar 1789.

Wie ich mein neues Verhältniß ansehe, wird Ihnen Ihre Schwester sagen, der ich vorher davon geschrieben habe. Der Abschied von den schönen freundlichen Musen ist immer hart und schwer, und die Musen — ob sie schon Frauenzimmer sind — haben ein rachsüchtiges Gemüth. Sie wollen verlassen, aber nicht verlassen werden, und wenn man ihnen den Rücken gekehrt hat, so kommen sie nachher auf kein Rufen mehr zurück. Wenn dies aber auch nicht wäre, so rächen sie sich schon durch ihre Abwesenheit genug.

Mit den dortigen Menschen übrigens denke ich schon leidlich auszukommen. Eigentlich gerathe ich auch mit keinem in Collision, weil ich nicht hingehe, um Geld zu verdienen, und höchstens zwei Collegien lese.

Moritz wird noch vier Wochen hier bleiben. Ich habe seine Schrift über bildende Nachahmung des Schönen von der Frau von St. nach Hause genommen und nur flüchtig durchlesen. Es ist schwer zu verstehen, weil er keine feste Sprache hat und sich mitten auf dem Wege philosophischer Abstraction in Bildersprache verirrt, zuweilen auch eigene Begriffe mit anders verstandenen Wörtern verbindet. Aber es ist voll gedrängt von Gedanken,

und nur zu voll gedrängt; denn ohne einen Commentar wird er nicht verstanden werden. Von Schwärmerei ist er nicht darin frei, und Herder'sche Vorstellungsarten sind sehr darin sichtbar. Was mir und einem jeden Schriftsteller mißfallen muß, ist die übertriebene Behauptung, daß ein Product aus dem Reiche des Schönen ein vollendetes rundes Ganzes seyn müsse; fehlte nur ein einziger Radius zu diesem Cirkel, so sinke es unter das Unnütze herunter. Nach diesem Ausspruch haben wir kein einziges vollkommenes Werk, und sobald auch keines zu erwarten. Was er mündlich an einigen Orten hier behauptet hat, ist übertrieben und fällt ins Lächerliche. Es scheint, daß er keinen Dichter erkennt, als Goethen und allenfalls noch einen, H.. vielleicht; da doch Goethe (von H.. mag ich gar nicht reden) bei diesen Forderungen sehr zu kurz kommen würde. Aber Moritz rechnet den Egmont sogar unter diese vollendeten Producte, welchen Goethe selbst hoffentlich nicht für vollkommen hält. Ich ärgere mich über jeden Sectengeist und Vergötterung Anderer; aber an Moritz ist sie mir doppelt unausstehlich, weil er selbst ein vortrefflicher Kopf ist.

Uebrigens haben seine philosophischen Untersuchungen sehr glücklich auf sein Gemüth gewirkt, und ihn aus einer schrecklichen Seelenlage gerissen, wie er selbst gesteht. Sein Geist hat durch anstrengendes Denken über seine Hypochondrie gesiegt, die ihn bei seiner Disposition zur Schwindsucht, ohne diese innere Hülfe, bald würde aufgerieben haben.

Ich bin begierig, was Sie zu seiner Schrift sagen werden; Sie müssen sie sich anschaffen. Es sind nur drei Bogen.

Ich habe jetzt leider für solche Materien keine Zeit, sonst würde ich mich kaum überwunden haben, mich auch darein einzulassen. Aber einmal nehme ich sie doch vor, wäre es auch nur, um meine eigenen Ideen darüber zu berichtigen.

Hat Ihnen der Agamemnon und Oedipus von Colone gefallen?

Adieu.

Schiller.

Den 2. Januar 1789.

Ich sage Ihnen nichts über Ihre Briefe, die ich durch die Post beantworten will. Ich muß mir erst Zeit nehmen, sie zu lesen.

Tröstlich ist mir Ihr Versprechen, daß Sie mich in Jena besuchen wollen, sonst wüßte ich mir nicht zu rathen, denn es würde, der gar zu vielen Geschäfte wegen, ein ganz freudenloses Jahr für mich seyn. Wenn ich nicht alle Freuden der Zukunft im Prospecte zu Hülfe nähme, so würde die Gegenwart mir das Leben verleiden. Ich hoffe, der Himmel hat es am Ende doch gut mit mir vor — und die schöne Seite, von der Sie die Sache mir zeigen, richtet mich wieder auf.

An Frau von Stein konnte ich den Brief auch nicht früher als diesen Morgen schicken. Es hat doch nichts zu sagen? Vor einigen Tagen war ich bei ihr und habe eine sehr angenehme Stunde da zugebracht.

Adieu, meine liebsten Freundinnen! Ich hoffe, Sie erhalten meinen Brief durch die Post auf den Sonntag oder den Montag wenigstens. Leben Sie wohl und glücklich. Adieu. Ihr

Schiller.

Weimar, den 26. Januar 1789.

Endlich habe ich mich doch wieder mit der Natur zusammen gefühlt, und nach einem lebendigen Begräbniß auf meinem Zimmer von fast vierzehn Tagen wieder im Freien geathmet. Mein Herz war leer und mein Kopf zusammengedrückt — ich hatte diese Stärkung höchst nöthig.

Die liebliche Luft und der geöffnete Boden haben mir die Scenen des vorigen Sommers wieder lebhaft ins Gedächtniß gebracht. Der gewöhnliche Weg von Volkstädt um die schöne Ecke herum, bei der Brücke, die Berge jenseits der Saale, vom Abendroth so schön beleuchtet, Rudolstadt vor mir, und von Weitem der grüne Pavillon, den mein Perspectiv just noch erreichte — Alles das stand wieder lebendig vor mir. Ich glaubte

mich auf dem Wege zu Ihnen, und in der That war ich's auch — denn seitdem ich von Rudolstadt zurück bin, ist der Weg nach dem Belvedere mein Lieblingsspaziergang. Aber ich habe Sie nicht gefunden — das war der große Unterschied.

Wären die Sachen noch wie vorigen Herbst, so hätte ich jetzt die Hälfte unsrer Trennung zurückgelegt, und die noch übrige würde um so schneller vergehen, weil es die zweite ist. Ich sehe täglich mehr ein, daß ich diesen Schritt nicht anders als unter den entschiedensten ökonomischen Vortheilen hätte thun sollen; eine sehr ansehnliche und solide Verbesserung von dieser Seite wäre vielleicht diese Aufopferung von Zeit und Freiheit werth gewesen; aber so wie die Sachen stehen, habe ich bloß Aussichten, und für den Augenblick positiven Verlust. Dies sind keine angenehme Betrachtungen, und — was thun sie in diesem Briefe? Von was Anderem.

Ich habe in dieser Zeit die Histoire de mon temps, zwei Bände, gelesen. So glaubwürdig und zuverläßig diese Quelle ist, so muß ich dennoch gestehen, daß ihr noch Manches zur befriedigenden Vollkommenheit fehlt. Die Voltaire'sche Manier zu beschreiben, und mit einem witzigen Einfall über erhebliche Details hinwegzuglitschen, ist nicht das Nachahmungswürdigste im historischen Styl. Im Ganzen ist die Ansicht doch nur individuell, freilich in einem großen Kopfe und in einem Kopfe, der sehr wohl unterrichtet ist; aber die Capricen, die den großen Friedrich in seinem handelnden Leben regiert haben, haben auch seine Feder redlich geleitet. Die Rolle, die er seine Maria Theresia spielen läßt, ist fein angelegt, aber nicht ohne Bosheit. Sie werden sich vielleicht erinnern, daß er bei aller Mäßigung, die er sich gegen sie aufgelegt zu haben scheint, nie unterläßt, sie im Glück übermüthig zu zeigen. Ich glaube nicht, daß ein feinerer Kunstgriff hätte gewählt werden können, das Interesse für sie zu unterdrücken. Dieser Kunstgriff wird so häufig und mit so viel Ausführlichkeit angewandt, daß die Absicht nicht zu verkennen ist.

Dies ist aber auch das einzige stärkende Buch, das ich

unterdessen gelesen habe. Ich bin dazu verdammt, mich durch die geschmacklosesten Pedanten durchzuschlagen, um Dinge daraus zu lernen, die ich morgen wieder vergesse. Ich habe noch nie eine so große Versuchung gefühlt, ein neues Schauspiel anzufangen, als diesen Winter — gerade, weil die Umstände es verbieten.

Mein Geisterseher hat mich dieser Tage etlichemal sehr angenehm beschäftigt. Der Zufall gab mir Gelegenheit, ein philosophisches Gespräch herbei zu führen, welches ich ohnehin nöthig hatte, um die freigeisterische Epoche, die ich den Prinzen durchwandern lasse, dem Leser vor Augen zu stellen. Bei dieser Gelegenheit habe ich nun selbst einige Ideen bei mir entwickelt, die Sie darin wohl errathen werden (denn Gott bewahre mich, daß ich ganz so denken sollte, wie der Prinz in der Verfinsterung seines Gemüthes); auch, glaube ich, wird Ihnen die Darstellung durch ihre Klarheit gefallen. Jetzt bin ich eben bei der schönen Griechin; und um mir ein Ideal zu holen, werde ich die nächste Redoute nicht versäumen. Ich möchte gern ein recht romantisches Ideal von einer liebenswürdigen Schönheit schildern; aber dies muß zugleich so beschaffen seyn, daß es — eine eingelernte Rolle ist, denn meine liebenswürdige Griechin ist eine abgefeimte Betrügerin. Schicken Sie mir doch in Ihrem nächsten Briefe ein Portrait, wie Sie wünschen, daß sie seyn soll, wie sie Ihnen recht wohl gefiele, und auch Sie betrügen könnte. Auch Lottchen bitte ich darum! Ich erfahre dann bei dieser Gelegenheit Ihre Ideale von weiblicher Vortrefflichkeit (nicht von der stillen nämlich, sondern von der erobernden). Haben Sie mir diese Gemälde eingeschickt, so werde ich Sie alsdann bald um noch eines von anderer Art ersuchen. Sie sehen, daß ich Alles anwende, um mir meine gegenwärtige Beschäftigung lieb zu machen.

Ich höre mit Bedauerniß, daß Ihnen Ihre Pflanzen erfroren sind, aber anderntheils ist mir's lieb; denn nun kann ich doch mit dem Geständniß herausgehen, daß mir's eben so gegangen ist. Ich wollte es recht gut machen, und bewahrte das arme kleine Geschöpfchen sorgfältig vor der kalten Luft — aber

hin war's! Ich schämte mich aber bis jetzt, Ihnen mein Unglück zu entdecken. Wenn ich in Jena bin, so werde ich mir ein neues ausbitten. Für die Bücher, die Sie wünschten, habe ich bis jetzt nicht Sorge tragen können, weil ich nicht aus dem Hause gekommen war und auch Niemand sah. Ich schicke Ihnen ein kleines artiges Ding vom Dichter Jacobi, das ganz das Bild seiner Seele — niedlich und sanft — ist. Ich lese Alles gern, was Jacobi schreibt; denn er ist ein edler Mensch, und dieser Charakter fließt in Alles ein, was er hervorbringt. Vielleicht schicke ich Ihnen durch die Botenfrau noch mehr.

Körner läßt mich's jetzt entgelten, daß er Interesse an schriftstellerischen Arbeiten findet; er wird nachlässig im Schreiben; weil er immer etwas mitzuschicken wünscht, so wird nichts geschrieben und nichts mitgeschickt. Eine Lücke, die er in der Correspondenz läßt, und ein Posttag, den er übergeht, sind für mich empfindliche Fehlschlagungen der Erwartung; und das Schlimmste ist, ich darf es ihm nicht einmal vorrücken; denn mein Gewissen spricht mich auch nicht ganz frei. Lassen auch Sie, meine liebsten Freundinnen, sich dieses Beispiel zur Warnung dienen, und lassen Sie ja keine Lücke in unserm Briefwechsel aufkommen. Wenn es mir jemals gegen Sie begegnete, so müßten entweder unüberwindliche Abhaltungen von Außen, oder eine Laune daran Schuld seyn, in der ich nicht gern vor Ihnen erscheinen möchte. Leben Sie recht wohl und glücklich. Viele schöne Grüße, wo Sie schon wissen.

Schiller.

An Caroline von B.

Weimar, den 5. Februar 1789.

Meinen Brief, den ich am letzten Dienstag auf die Post gab, werden Sie nun wohl haben; lassen Sie mich doch mit nächster Gelegenheit den Tag wissen, wann Sie ihn erhalten haben, daß ich mich künftig darnach richten kann.

Warum habe ich Ihren Geburtstag nicht gewußt? so hätte ich ihn in der Stille durch eine fröhliche Unterhaltung mit unserer Freundschaft und angenehmen Rückerinnerungen, Hoffnungen und Projecten begangen; ich hätte mich Ihnen näher gefühlt, und den fröhlichen Cirkel wenigstens im Geiste vermehren helfen. Indessen hat ihn der Zufall — oder der Zusammenhang der Dinge — doch für mich zu einem angenehmen Tage gemacht. Ich habe an demselben die Künstler vollendet, und so, daß ich damit zufrieden bin. Ich muß mich selbst loben. Ich habe noch nichts so Vollendetes gemacht — ich habe mir aber auch noch zu nichts so viel Zeit genommen. Doch Sie werden ja sehen!

Ihr Brief ist in einer sehr heitern Stimmung geschrieben; Sie leben in Frieden mit sich selbst und mit der ganzen Welt. Warum kann ich nicht gleich unter Ihnen seyn, und mich auch in diesen Ton stimmen lassen? Alle meine Genüsse muß ich tief aus meiner Seele hervorholen; die Natur gibt mir nichts, und die Menschen suche ich nicht auf. Wenn ich glücklich seyn soll, so muß ein geschlossener Cirkel um mich herum seyn, der ohne mein Zuthun da ist, und in den ich nur gleich eintreten kann, den ich empfänglich gestimmt finde. — Darum war mir immer so wohl bei Ihnen, und Gefühle der Freundschaft haben dieses Glück nur verfeinert und vermehrt, nicht erst neu hervorgebracht. Auch wenn wir weniger Freunde wären, würde mir Ihr näherer Umgang wünschenswürdig geblieben seyn. Hier fände ich von der Art nichts, auch wenn ich es suchte. Entweder sind die Menschen von ihren Ichs und was darauf Bezug hat obsedirt, oder sie sind durch Façon für mich verdorben. Zerstreuen kann man sich allenfalls wohl bei ihnen, aber nicht genießen. Einige Ausnahmen gibt es allerdings, und unter diese rechne ich Frau von Stein und noch einige; aber diese sind nicht immer für mich zu haben, wenn ich es wünsche.

Diderots moralische Schriften, die Ihnen beiden so viel Vergnügen geben, habe ich noch zu lesen, wie ich überhaupt noch viel zu lesen habe. Wie glücklich sind Sie, daß Sie Alles so genießen können! glücklich wie die unschuldigen Kinder, für die

gesorgt wird, ohne daß sie sich darum bekümmern dürfen, wo es herkommt. Sie gehen durch das literarische Leben, wie durch einen Garten, brechen sich und beriechen, was Ihnen gefällt — wenn der Gärtner und seine Jungen über lauter Arbeit nicht einmal die Zeit finden, ihre Pflanzungen und was drum herum ist, fröhlich zu genießen.

Leben Sie recht wohl. Meine Zeichnung werde ich Ihnen schon noch verschaffen. Sehen Sie beiliegendes Buch an; es ist von einem jungen angehenden Schriftsteller,[1] aus dem gewiß noch etwas Gutes wird. Schon viel Bildung in der Sprache, ein fließender Dialog, sanfte Empfindungen, vorzüglich im Cleomenes freilich bei vielen Schlacken. Adieu!

Schiller.

An Lottchen von Lengefeld.

Donnerstag Abends, den 5. Februar 1789.

Plane machen ist etwas sehr angenehmes. Ich kann mir recht gut denken, daß die Unbestimmtheit, wie Sie die nächsten Jahre hinbringen werden, Ihnen jetzt manchen frohen Abend macht — und diese Projecte sind oft das Beste an der ganzen Sache. Das Carlsbad scheint Ihnen die Bäder nicht verleidet zu haben, weil Lauchstädt auf das Tapet gekommen ist; wenn Sie nur recht vergnügt da leben, so wird es wohl auch gesund seyn. Ihr Plan wegen des Rendezvous mit Körner ist so übel nicht — und von meiner Seite würde die Ausführung gewiß keine Schwierigkeiten haben; aber von Körners Seite desto mehrere — — und dann weiß ich auch nicht, ob seine Frau nicht künftigen Sommer in die Wochen kommt, welches ihn für alle Plane unbrauchbar machen würde. Ich wünschte gar sehr, Ihnen meinen Freund, wie er lebt und webt, darzustellen; auf der andern Seite aber habe ich von so abgebrochenen augenblicklichen Bekanntschaften keine großen Erwartungen, und es gibt

[1] Lafontaine.

Menschen, worunter z. B. Körner — und auch meine Wenigkeit — ist, die, was sie zu gewinnen haben, erst langsam und so in ruhiger Stille gewinnen. Aber sprechen läßt sich auf alle Fälle noch davon.

Die letzte Redoute, auf der ich gewesen bin, hat mir die im vorigen Jahre, wo ich Sie so unverhofft vor mir stehen sah, recht lebhaft ins Gedächtniß gebracht. Zwischen diesen beiden Redouten ist doch allerlei geschehen, und das Angenehmste darunter ist für mich doch unstreitig unsere nähere Bekanntschaft. Sie haben wohl recht, daß Sie bei Ihrem letzten Aufenthalt in Weimar sich nicht selbst zugehörten, und mir noch weniger; diesen Winter wär' es noch weit weniger gewesen, weil wirklich mehr Zerstreuung in Ihren hiesigen Cirkeln ist als im vorigen Jahre, an der Sie auch Antheil nehmen würden. Mir machte die bloße Möglichkeit, Sie zu sehen, schon Freude, und die Hoffnung, Sie (wäre es auch nur von Weitem) hier oder dort zu sehen, würde mich ohne Zweifel auch fleißiger in Komödien und Redouten gezogen haben.

Aus Ihren Planen für den nächsten Sommer und Winter erhellt doch immer so viel, daß wir einander nicht ganz verfehlen werden; ich verlasse mich, wenn es nur einmal so weit ist, auf meine Beredsamkeit, d. i. auf den lebhaften Ausdruck meines Wunsches, um Ihnen alsdann eine kleine Zugabe abzulocken.

Daß Sie einen Aufsatz von mir im Merkur verkannt, oder doch fast verkannt haben, sollte ich Ihnen als Autor und als Ihr Freund nicht vergeben; denn auch bei unbedeutenden Producten, wie an diesem z. B. nicht viel ist, auch nicht seyn soll, bildet sich doch der Autor ein, daß man seine Manier kennen müsse. Sie haben also eine schreckliche Sünde gegen mich begangen, daß Sie sich's nur f a s t eingebildet haben — und ich weiß gar nicht, wie Sie sie wieder gut machen werden.

Von Herders Zurückkunft weiß ich Ihnen nichts Bestimmtes zu sagen, als daß man ihn hier fast allgemein auf Ostern zurück erwartet.

In einem der nächsten Stücke des Merkur finden Sie vielleicht ein Fragment des Gibbon, das Körner übersetzt hat. Versprochen hat er mir wenigstens, eines zu schicken. In meiner Beschwerde über seine nachlässige Correspondenz that ich ihm diesmal Unrecht. Er hat mir eine sehr triftige Ursache davon angegeben. Der preußische Gesandte in Dresden, ein Herr Graf von Gesler, glaube ich, an dem er diesen vorigen Herbst eine sehr interessante Bekanntschaft gemacht hat, ist sehr krank, und Körner hat ihn fast nie verlassen. An Menschen von Sinn, Kopf und Herzen ist in Dresden ein solcher Mangel, daß ich es Körner nicht verdenke, wenn er einen glücklichen Fund festzuhalten sucht.

Für den Mirthis vielen Dank; es ist doch etwas Lebendes und kommt von Rudolstadt. Dieser Tage habe ich auch den Strauß noch gefunden, womit Sie mich an meinem Geburtstage angebunden haben.

Leben Sie nun recht wohl und freuen sich des umgänglichen Wetters, das Ihnen nun Ihre schönen Thäler und Berge wieder zeigt. Lassen Sie ja keine Düsterheit der Laune aufkommen, ich wünschte Sie immer fröhlich und glücklich.

Noch etwas. Weil Sie es doch einmal übernommen haben, sich mit meinen Commissionen zu beschweren, so bitte ich Sie denn wieder, freundlich und höflich, mir ein neues Pfund Thee durch den vorigen Canal zu verschaffen. Haben Sie aber die Güte und schreiben den Preis darauf; ich habe ihn rein vergessen.

Adieu, Adieu!

S.

Weimar, den 12. Februar 1789.

Mit den Schilderungen, um die ich Sie bat, und die Sie mir entworfen haben, ist es gegangen, wie ich mir's dachte. Sie würden Ihr Geschlecht gut vertheidigen. Aber ich wollte Ihnen gerne einige Geständnisse bei dieser Gelegenheit ablocken,

welche Sie aber gar verständig (wie Odysseus sagt) umgangen sind. Doch hat mich Caroline raisonnabler behandelt als Lottchen. Caroline hat mir doch eine Hinterthüre gelassen, und einen freundschaftlichen Vergleich auf's Tapet gebracht, Lottchen aber fertigte mich trocken und kurz ab. Uebrigens ist davon gar keine Frage, daß Sie nicht Recht haben sollten — ein andres aber ist das Interesse einer Farce, wie der Geisterseher doch eigentlich nur ist, ein andres das Interesse eines Romans oder einer Erzählung, wo man jedem Schritt, den der Dichter im menschlichen Herzen thut, ruhig und aufmerksam nachgeht. Der Leser des Geistersehers muß gleichsam einen stillschweigenden Vertrag mit dem Verfasser machen, wodurch der Letztere sich anheischig macht, seine Imagination wunderbar in Bewegung zu setzen, der Leser aber wechselseitig verspricht, es in der Delicatesse und Wahrheit nicht so genau zu nehmen.

Sonst glaube ich übrigens doch, daß sich auch, außer jener Hinterthüre, die mir Caroline offen gelassen hat, noch Fälle denken lassen, daß Liebe, mit einem ungewöhnlichen Feuer behandelt, durch sich selbst — als ein innres Ganze, auch ohne Moralität imponiren kann. Ein Mensch, der liebt, tritt, so zu sagen, aus allen übrigen Gerichtsbarkeiten heraus, und steht bloß unter den Gesetzen der Liebe. Es ist ein erhöhteres Seyn, in welchem viele andere Pflichten, viele andere moralische Maßstäbe nicht mehr auf ihn anzuwenden sind. Dies kommt indessen meiner Griechin nicht zu Gute, die nicht in dem Grade lieben wird — aber der Leser braucht sich auch nicht mehr für sie zu interessiren, sobald ihm die Augen aufgegangen sind. Was sie thut, muß sie vorher thun.

Ich hatte gehofft, Ihnen ein neues Heft vom Geisterseher heute mitschicken zu können; aber es ist keines angekommen. Von Moritzens Bogen hat mir Lottchen noch zu wenig gesagt; es ist unendlich viel darin, das in die wichtigsten Angelegenheiten des menschlichen Daseyns eingreift, und das sowohl durch seine absolute Wahrheit, als hie und da auch durch seine Individualität und Paradoxien interessirt.

Wieland hat mich neulich besucht, bei welcher Gelegenheit über Moritzens Schrift auch viel gesprochen wurde. Ich muß nun zuweilen für seine Ideen fechten, ob sie gleich nicht alle die meinigen sind, weil er zuweilen unrecht beurtheilt wird. Doch hat dieses öftere Nachdenken und Sprechen über Schönheit und Kunst vielerlei bei mir entwickelt, und auf die Künstler besonders einen glücklichen Einfluß gehabt. Ich möchte in der That wissen, was Goethe dabei fühlen wird; denn so wenig mir seine Existenz gibt, so hoch schätze ich sein Urtheil.

Wie viel doch kleine Umstände können! Vor einigen Tagen war Wieland bei mir, eine kleine Fehde, die wir über eine Stelle in den Künstlern hatten, mit mir abzuthun. Das Gespräch führte uns weit in gewisse Mysterien der Kunst. Wieland war kaum eine halbe Stunde weg, so durchlas ich meine Künstler; einige vorher sehr werth gehaltene Strophen eckelten mich an, und dies gab mir Anlaß vierzehn neue dazu zu thun, die ich nicht in mir gesucht hätte, d. h. deren Inhalt bisher nur in mir geschlafen hat. Sie werden sie bald unterscheiden.

Diesen Abend wird Fiesco hier gespielt, nach einer fürchterlichen Rollenbesetzung. Wohl mir, daß ich ihn nicht sehen muß.

Adieu!

Schiller.

Weimar, den 25. Februar 1789.

Ich habe Ihnen den Vorwurf gemacht, daß Sie mir über meine Griechin und über Moritzens Aufsatz so wenig geschrieben haben, und hätte Ihnen sollen dafür danken, daß Sie nur so viel thaten. Sie waren nicht wohl und mußten das Bette hüten, und haben doch an mich gedacht. Dafür sey Ihnen alles Schöne gewünscht! Vor Allem aber werden Sie recht gesund, und lassen sich von diesem milden Wetter in eine recht heitre Laune stimmen! Diese Verkündigung des Frühlings erfreut Herz und Seele. Ich mache mir diese milde Luft auch zu Nutze, und lebe mehr mit der Natur. In wenigen Tagen ist schon

März; in zwei Monaten ist es ein Jahr, daß ich nach Volkstädt gezogen bin. Wie schnell eilt die Zeit! Wie nahe wär' ich jetzt dem schönen Zeitpunkt unsers Zusammenlebens, wenn Alles geblieben wäre, wie wir's bei meinem Abschied ausmachten! Aber es werden schon noch schöne Tage — oder doch schöne Stunden kommen.

Gestern war die letzte Redoute, ich war aber nicht darauf. Ein drückendes Kopfweh hat mir alle Lustbarkeit verleidet. Ich kann Ihnen also von diesen Herrlichkeiten gar nichts erzählen.

Ich war kürzlich bei Knebel, habe mich ganz warm mit ihm über Metaphysik gestritten. In Jena wird dies doch manchmal der Fall seyn. Wir vertragen uns in philosophischen Disputen recht gut, und Ideen bei einem zu entwickeln, oder die, welche man schon hat, zu einer gewissen Klarheit im Vortrag zu bringen, dazu ist K. sehr gut.

Ich negociire mir jetzt ein Logis in Jena. Ein Bekannter von mir, ein gewisser Göttling, der als Professor der Chemie nach Jena geht, hatte mir Hoffnung gemacht, daß wir ein ganzes Haus zusammen miethen könnten, und also recht ungestört seyn würden; aber es geht nicht an, und mir thut es wirklich leid. Ich machte mir schon kleine Plane vom Vergnügen, das ich in verlornen Stunden an seinen chemischen Operationen finden würde. Die Chemie hat viele Reize; sie gibt mannigfaltige Verwickelungen, und löst sie angenehm auf. Wer weiß, ob es Ihnen nicht auch Vergnügen gemacht haben würde, wenn Sie einmal nach Jena gekommen wären, diese Sachen einmal mit anzusehen!

Körner schickte mir dieser Tage ein Fragment, das er aus Gibbon übersetzte; es ist Mahomets Portrait und die Geschichte der ersten Gründung seiner Religion. Dies ist das erste, was ich von Gibbon lese. Ich finde es voll Genie und mit einem kräftigen Pinsel dargestellt; aber im historischen Styl liebe ich doch mehr die schöne Leichtigkeit der Franzosen. Mir kommt vor, daß Gibbon noch keinen gebildeten historischen Styl hat, und daß er die Kürze der Alten etwas affectirt. Doch ich kann leicht

die Fehler der Uebersetzung dem Original zur Last legen, und will also mein Urtheil suspendiren.

Leben Sie recht wohl, und haben Sie nochmals Dank für Ihr Andenken an mich. Ich bin so oft bei Ihnen. Adieu. Recht viele Grüße.

Schiller.

Weimar, den 5. März 1789.

Ich bewundre den Herkulischen Muth, womit die chère mère sich der sauersten Arbeit unter der Sonne unterziehen will. Das Wagestück ist groß, und die ganze hochfürstliche Familie sollte in Prozession, im Hemde und Wachskerzen in der Hand eine ganze kalte Winternacht lang vor ihrem Fenster ein Kirchenlied dafür singen, daß sie die Liebe haben will, ihr ein solches Opfer zu bringen. Daß sich die chère mère darein finden wird, ist gar keine Frage; sie ist für den Hof gebildet, und was ihre Frau und Fräulein Töchter drücken und zur Verzweiflung bringen würde, ist ihr ein Spiel. Es ist auch gar keine Frage, daß sie auf die zwei fürstlichen Jungfrauen Einfluß haben und Segen in das Haus bringen wird; aber ich fürchte nur, sie wird manchen Genuß des Lebens daran setzen müssen und sich am Ende doch ihres Werks nicht zu erfreuen haben, wie sie's wünscht und verdient haben wird. Wenn ihr übrigens nur durch keine andre Autorität, durch keine andern Rücksichten die Hände gebunden werden, wenn sie ganz ihrem eigenen Verstande folgen darf, so ist Vieles gut. Ich wünschte, daß sie dieses ja zur positiven Bedingung gemacht hätte; dies würde ihr die Sache sehr erleichtern und manchen Aerger ersparen.

Daß diese Veränderung Ihnen Beiden sehr empfindlich fallen wird, kann ich mir wohl einbilden. Sie hatten so viele Freuden auf die ganze runde Zahl calculirt; nun zerstreut sich die kleine häusliche Gesellschaft.

Aber es ist auch wieder gut für Sie, daß sie eine Mutter

auf dem Berge oben zu suchen haben; es hielt immer so schwer, Sie diesen Berg hinauf zu bringen, und am Ende hätten Sie mir alle Toleranz für das gute alltägliche Volk der Menschen verlernt. Der Gedanke, Ihre Mutter zu zerstreuen und zu erquicken, wird Ihnen manches neue Vergnügen machen, und wer weiß, ob Ihre nähere Vermischung mit dem Hofe nicht für manche Menschen darunter wohlthätig wirkt. Sie wissen ja das Sprüchelchen aus der Bibel: „Du sollst dein Licht nicht unter einen Scheffel stecken, sondern du sollst es leuchten lassen unter den Heiden!"

Die chère mère und ich treten also dieses Jahr ein ähnliches Amt an, das gar erstaunlich ehrwürdig ist; wir werden Beide sehr nützliche Glieder für den Staat bilden. Ich wünsche nur, daß es ihr einträglicher seyn möchte, als mir; denn daß sie dem ihrigen gewachsen ist, hat sie — (ich muß doch einmal galant seyn!) in ihren Töchtern bewiesen! —

Wie wird diesen Sommer Alles so verwandelt seyn bei Ihnen! — Doch wenn Sie sich nur nicht mit verwandeln, welches ich nicht fürchte, so hat das Alles nichts zu sagen.

Daß ich Sie in Rudolstadt besuche, eh ich nach Jena gehe, war längst mein Vorsatz, meine Freude und Hoffnung. Auch hoffe ich, daß dies möglich werden soll. Freilich ein Besuch auf einen Tag ist sehr wenig, und mehr kann ich jetzt nicht daran verwenden, weil das Hin- und Herreisen auch einen Tag nimmt — aber ein Tag ist doch unendlich viel mehr als keiner! Ist es mir möglich, und leidet es das Wetter, so sehe ich Sie vielleicht zu Ausgang der kommenden Woche. Doch ist dazwischen noch ein Botentag, wo ich es Ihnen näher bestimmen kann.

Die Thalia folgt hier; das folgende Heft ist noch nicht ganz abgedruckt. Machen Sie sich aber vom Geisterseher keine großen Erwartungen; von Geschichte kömmt wenig darin vor; das philosophische Gespräch wird Sie vielleicht interessiren. Die Künstler werden Sie nächste Woche im Merkur finden; vielleicht bringe ich sie Ihnen mit.

Leben Sie recht wohl. Wolzogen grüßen Sie recht schön, wenn ich ihm nicht selbst schreibe.

Schiller.

Weimar, den 17. April 1789.

Es waltet eine unglückliche Sympathie zwischen uns. Ich bin auch gar nicht wohl; von einem Spaziergange, den ich vor einigen Tagen in dem feuchten Stern machte, bin ich krank zurückgekommen, so daß ich die jetzigen schönen Tage ungenossen vorbeigehen lassen muß. Es sind hier viele Leute in demselben Fall.

Ich wünschte gar sehr, Ihnen etwas zum Lesen schicken zu können; aber es fällt mir nichts ein; finde ich noch etwas auf, so schicke ich es durch die Post. Es thut mir sehr leid, daß ich B. vor seiner Abreise nicht mehr sehen soll. Mir ist die Zeit so sparsam zugetheilt, daß ich auch nicht einen einzigen Tag meinem Vergnügen opfern kann. Die Zeit kommt nun mit starken Schritten heran, wo ich meine Bude in Jena eröffnen muß. Ueber dem verwünschten Geisterseher habe ich noch gar nicht darauf denken können, was ich meinen Herren Studenten in den ersten Collegien vorsetzen werde; nun muß ich mich über Hals und Kopf beeilen, daß ich auch für meinen Beruf (Gott verzeih mir's) Zeit übrig behalte. Ich muß also für jetzt darauf resigniren, Sie zu sehen.

Körner kömmt diesen Sommer, ungefähr gegen den August, nach Leipzig. Vielleicht bringe ich ihn noch näher. Es scheint sich also doch zu fügen, daß ich Sie mit meinem Freunde bekannt machen kann.

Dieser Tage habe ich die Properzischen Elegien gelesen, die Knebel übersetzt hat. Wenn ihm Lottchen einmal wieder schreibt, so sollte sie sich sie von ihm ausbitten. Die Uebersetzung ist gut; aber solche Dinge sollen und müssen in Versen übersetzt seyn, wenn das Original nicht zu viel von seiner Zierlichkeit und Leichtigkeit verlieren soll. Der Geschmack und die Sitten, die

darin sichtbar sind, wollen mir eben nicht gefallen. Eine gewisse sanfte Cynthia überfällt ihren Liebhaber, den Herrn Properz, bei einer Courtisane, worüber sie so in Wuth geräth, daß sie ihr die Nägel ins Gesicht schlägt, die Töpfe an den Kopf schmeißt und dergleichen mehr. Ihrem Liebhaber widerfährt ein Gleiches von ihr; und das Ende davon ist, daß sie ihn mit Schwefel einräuchert, um ihn wieder zu reinigen.

Daß unsere Herzogin mit einem Prinzen niedergekommen ist, der aber einige Augenblicke darauf starb, haben Sie wohl schon erfahren.

Die Philosophie de l'histoire habe ich nun von Leipzig erhalten. Ich schicke sie Ihnen also zurück. Erst vor einer Stunde habe ich Ihr Paquet von der Post erhalten.

Ein andermal mehr. Ich wünsche Ihnen Gesundheit und Freude in diesen schönen Tagen. Adieu.

Schiller.

Ich lege die Mémoires von Joinville bei. Vielleicht gefällt Ihnen der naive Ton, in dem sie geschrieben sind.

Weimar, den 24. April 1789.

Nur einige Worte für diesmal. Ich habe diesen Abend eine kleine Gesellschaft zu mir gebeten, und morgen will die Botenfrau mit dem Tage wieder abgehen.

Es freut mich, Sie wieder besser zu wissen; wenn das Wetter sich erst gründlich verbessert hat, und der schöne Mai da ist, so werden auch Sie mit ihm aufleben. Freilich sah ich dem vorigen Sommer fröhlicher entgegen als dem jetzigen, und zuweilen bilde ich mir ein, daß auch Ihnen einige Freuden in diesem fehlen werden; aber Sie sind ungleich glücklicher als ich. Sie genießen doch ungestört sich selbst; nichts hindert Sie, Ihrem Herzen zu folgen, und in Ihren Empfindungen zu schwelgen. Warum trennte uns das Schicksal? Ich bin gewiß, wie ich es von wenigen Dingen bin, daß wir einander das Leben recht

schön und heiter machen könnten, daß nichts von allem Dem, was die gesellige Freude so oft stört, die unsrige stören würde. Wenn ich mir denke, wie schön sich jeder Tag für mich beschließen würde, wenn ich nach Endigung meines Tagewerks mich immer zu Ihnen flüchten, und in Ihrem Kreise den bessern Theil meines eigenen Wesens aufschließen und genießen könnte; alle neuen Ideen, die wir erwerben, alle neuen Anschauungen der Dinge und unseres eigenen Selbsts würden uns doppelt wichtig, ja sie erhielten erst ihren wahren Werth, wenn wir die Aussicht vor uns hätten, sie unserer Freundschaft als neue Schätze, als neue Genüsse zuzuführen. Wir würden uns beeifern, unsern Geist mit neuen Begriffen, unser Herz mit neuen Gefühlen zu bereichern, eben so wie sich ein edler Mensch seines Vermögens freut, um es mit seinen Freunden zu genießen. Warum soll dieser Wunsch unerfüllbar seyn?

Ich bin diese Woche noch immer nicht ganz wohl gewesen, und dieses hat mich in meinen jetzigen Beschäftigungen merklich zurückgesetzt. Zerstreuungen von Außen kamen dazu, die mich aus meiner Ordnung brachten, ohne mich durch etwas Anderes zu entschädigen.

In der Uebersetzung, die Sie mir heute schickten, sind wieder recht glückliche Stellen, bei denen ich nur fürchte, daß sie nicht so ganz im Original stehen mögen. Ich werde doch das lateinische Original dagegen halten, um zu sehen, ob Sie unwissend demselben nahe gekommen sind. Schicken Sie mir doch auf den nächsten Botentag die Anthologie. Ich brauche sie so eben, und kann mich nicht mehr besinnen, wer die meinige hat. Vergessen Sie es aber nicht.

Leben Sie recht wohl, und denken Sie meiner auf Ihren schönen Wanderungen. Ihr

Schiller.

Weimar, den 30. April 1789.

Meinen letzten Brief an Sie von Weimar aus schreibe ich unter einem Donnerwetter; und auch das Donnerwetter muß mich an Sie erinnern, denn das letzte, das ich hörte, fand mich noch bei Ihnen. Wie oft habe ich mich in diesen schönen Tagen zu Ihnen versetzt und Sie auf dem Damm und an der Saale hin begleitet! Auch Ihre erste Partie im Gartenhaus beim Thee, wie gegenwärtig war sie mir und wie viele schöne Erinnerungen brachte sie mir zurücke! Dieser Sommer wird ganz anders werden; aber seinen schönsten Reiz für mich wird er doch von der Hoffnung erhalten, Sie zu sehen, und von der Erinnerung an Ihre liebe, mir so wohlthätige Freundschaft.

Nächste Woche reise ich ab, und mir däucht fast, als wenn ich Ihnen näher zöge. Näher ist es nun zwar nicht; aber die große Geistesleere, die nun im gesellschaftlichen Cirkel um mich her entsteht, macht mir das Andenken an Sie desto mehr zum Bedürfnisse. Sie werden mir näher, weil Sie mir nothwendiger werden.

Sie erwarten Göckingk; unterdessen habe ich Bürger kennen lernen. Bürger war vor einigen Tagen hier, und ich habe die wenige Zeit, die er da war, in seiner Gesellschaft zugebracht. Er hat gar nichts Auszeichnendes in seinem Aeußern und in seinem Umgang — aber ein gerader, guter Mensch scheint er zu seyn. Der Charakter von Popularität, der in seinen Gedichten herrscht, verläugnet sich auch nicht in seinem persönlichen Umgang, und hier, wie dort, verliert er sich zuweilen in das Platte. Das Feuer der Begeisterung scheint in ihm zu einer ruhigen Arbeitslampe herabgekommen zu seyn. Der Frühling seines Geistes ist vorüber, und es ist leider bekannt genug, daß Dichter am frühesten verblühen. Wir haben uns vorgenommen, einen kleinen Wettkampf, der Kunst zu Gefallen, mit einander einzugehen. Er soll darin bestehen, das wir beide das nämliche Stück aus Virgils Aeneide, jeder in einer andern Versart übersetzen. Ich habe mir Stanzen gewählt.

Bürger sagt mir, daß er noch mehr Aufsätze in Manuscript

gelesen habe, die für die Götter Griechenlands gegen Stolberg Parthei nehmen und noch gedruckt werden würden. Er macht sich herzlich über Stolbergs Schwachsinnigkeit lustig, und kämpft für sein gutes Herz, das Einzige, was sich allenfalls noch retten läßt.

Noch ein Fremder ist hier, aber ein unerträglicher, über den vielleicht K. schon geklagt hat, der Capellmeister Reichardt aus Berlin. Er componirt Goethens Claudine von Villabella und wohnt auch bei ihm. Der Himmel hat mich ihm auch in den Weg geführt, und ich habe seine Bekanntschaft ausstehen müssen. Wie ich höre, muß man sehr gegen ihn mit Worten auf seiner Hut seyn.

Glauben Sie, daß B. sich gerne mit einem so dicken Briefe beschweren wird? Ich wünschte gar sehr, daß er meine Familie sähe; er wird eine große Freude haben. Grüßen Sie ihn zum Abschied recht schön von mir; ich hoffe durch Sie öfters Nachrichten von ihm zu erfahren. Bitten Sie ihn ja sehr, daß er mich Lavatern zu Füßen lege, und mir einen Zipfel von seinem Rocke mitbringe.

Für die Anthologie danke ich Ihnen recht sehr. Ich lasse einige Gedichte daraus abschreiben. Daß Sie der Semele erwähnten, hat mich ordentlich erschreckt. Mögen mir's Apoll und seine neun Musen vergeben, daß ich mich so gröblich an ihnen versündigt habe!

Hier leg' ich auch ein Exemplar von meinem Diplom als Doctor philosophiae bei, damit Sie doch auch etwas zu lachen haben, wenn Sie mich in einem so lateinischen Rocke erblicken. Uebrigens ist es ein theurer Spaß, denn er kostet mir 50 Thaler.

Leben Sie recht wohl, und der Himmel schenke Ihnen für diese schönen Frühlingstage eine recht heitre Laune!

Schreiben Sie mir nicht mehr nach Weimar; ich will Ihnen noch vorher von Jena aus schreiben.

Adieu! Adieu!

Schiller.

Siebenter Abschnitt.

Anstellung in Jena. Verheirathung.

Wir wenden uns von der individuellen Lage, die die vorhergehenden Briefe darstellen, nun zu den Nachrichten des trefflichen Freundes Körner.

Als der Professor Eichhorn Jena verließ, war eben Schillers Werk über den Abfall der Niederlande erschienen, und versprach viel von ihm für den Vortrag der Geschichte. Goethe und der Geheime Rath von Voigt bewirkten daher seine Anstellung als Professor in Jena. Schillern war dies allerdings erwünscht, aber zugleich überraschend, da er zu einem solchen Lehramte noch eine Vorbereitung von einigen Jahren für nöthig gehalten hatte.

Seit seiner Abreise von Dresden bis zum Frühjahr 1789, als der Zeit, da er seine Professur in Jena antrat, beschäftigte ihn hauptsächlich sein historisches Werk. Er schrieb daüber einem Freunde:

„Du glaubst kaum, wie zufrieden ich mit meinem neuen Fache bin. Ahnung großer unbebauter Felder hat für mich so viel Reizendes. Mit jedem Schritte gewinne ich an Ideen, und meine Seele wird weiter mit ihrer Welt.“

Eine spätere Aeußerung über den historischen Styl war folgende:

„Das Interesse, welches die Geschichte des peloponnesischen Krieges für die Griechen hatte, muß man jeder neuern Geschichte, die man für die Neuern schreibt, zu geben suchen. Das eben ist die Aufgabe, daß man seine Materialien so wählt und stellt,

daß sie des Schmucks nicht brauchen, um zu interessiren. Wir Neuern haben ein Interesse in unserer Gewalt, das kein Grieche und kein Römer gekannt hat, und dem das vaterländische Interesse bei Weitem nicht beikommt. Das letzte ist überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz anderes Interesse ist es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menschen vorging, dem Menschen wichtig darzustellen. Es ist ein armseliges, kleinliches Ideal, für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geiste ist diese Gränze durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit, bei einem Fragmente (und was ist die wichtigste Nation anders?) nicht stille stehen. Er kann sich nicht weiter dafür erwärmen, als soweit ihm diese Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist."

Eine so begeisternde Ansicht der Geschichte machte gleichwohl Schillern der Dichtkunst nicht untreu.

Seine poetischen Produkte in diesem Zeitraume waren nicht zahlreich, aber bedeutend, und Fortschritte, sowohl in Ansehung der Form als des Inhalts, zeigten sich sehr deutlich in den Göttern Griechenlands und in den Künstlern. Auch beschäftigten ihn Plane zu künftigen poetischen Arbeiten. Die Idee, einige Situationen aus Wielands Oberon als Oper zu behandeln, kam nicht zur Ausführung. Länger verweilte Schiller bei dem Gedanken, zu einem epischen Gedichte den Stoff aus dem Leben des Königs Friedrich des Zweiten zu wählen. Es finden sich hierüber in Schillers Briefen folgende Stellen:

„Die Idee, ein episches Gedicht aus einer merkwürdigen Action Friedrichs des Zweiten zu machen, ist gar nicht zu verwerfen; nur kommt sie sechs bis acht Jahre für mich zu früh. Alle Schwierigkeiten, die von der so nahen Modernität dieses Sujets entstehen, und die anscheinende Unverträglichkeit des epischen Tons mit einem gleichzeitigen Gegenstande würden mich so sehr nicht schrecken. — Ein episches Gedicht im achtzehnten Jahrhundert muß ein ganz andres Ding seyn als eines in der

Kindheit der Welt. Und eben das ist's, was mich an diese Idee so anzieht. Unsere Sitten, der feinste Duft unserer Philosophien, unsere Verfassungen, Häuslichkeit, Künste, kurz Alles muß auf eine ungezwungene Art darin niedergelegt werden, und in einer schönen, harmonischen Freiheit leben, so wie in der Iliade alle Zweige der griechischen Cultur u. s. w. anschaulich leben. Ich bin auch gar nicht abgeneigt, mir eine Maschinerie dazu zu erfinden; denn ich möchte auch alle Forderungen, die man an den epischen Dichter von Seiten der Form macht, haarscharf erfüllen. Diese Maschinerie aber, die bei einem so modernen Stoffe, in einem so prosaischen Zeitalter, die größte Schwierigkeit zu haben scheint, kann das Interesse in einem hohen Grade erhöhen, wenn sie eben diesem modernen Geiste angepaßt wird. Es rollen allerlei Ideen darüber in meinem Kopfe trüb durcheinander; aber es wird sich noch etwas Helles daraus bilden. Aber welches Metrum ich dazu wählen würde, erräthst Du wohl schwerlich — kein anderes, als ottave rime. Alle andern, das jambische ausgenommen, sind mir in den Tod zuwider; und wie angenehm müßte der Ernst, das Erhabene in so leichten Fesseln spielen! wie sehr der epische Gehalt durch die weiche sanfte Form schöner Reime gewinnen! Singen muß man es können, wie die griechischen Bauern die Iliade, wie die Gondolieri in Venedig die Stanzen aus dem befreiten Jerusalem. Auch über die Epoche aus Friedrichs Leben, die ich wählen würde, habe ich nachgedacht. Ich hätte gern eine unglückliche Situation, welche seinen Geist unendlich poetischer entwickeln läßt. Die Haupthandlung müßte, wo möglich, sehr einfach und wenig verwickelt seyn, daß das Ganze immer leicht zu übersehen bliebe, wenn auch die Episoden noch so reichhaltig wären. Ich würde darum immer sein ganzes Leben und sein Jahrhundert darin anschauen lassen. Es gibt hier kein besseres Muster als die Iliade."

Wie sehr Schiller in dieser Periode seines Lebens die ächte Kritik ehrte, und mit welcher Strenge er sich selbst behandelte, ergibt sich aus folgenden Stellen seiner Briefe: —

„Mein nächstes Stück, schreibt er, das schwerlich in den

nächsten zwei Jahren erscheinen dürfte, muß meinen dramatischen Beruf entscheiden. Ich traue mir im Drama dennoch am allermeisten zu, und ich weiß, worauf sich diese Zuversicht gründet. Bis jetzt haben mich die Plane, die mich ein blinder Zufall wählen ließ, aufs äußerste embarassirt, weil die Composition zu weitläuftig und zu kühn war. Laß mich einmal einen simpeln Plan behandeln und darüber brüten."

Wieland hatte ihm den Mangel an Leichtigkeit vorgeworfen. „Ich fühle," schreibt er darüber, „während meiner Arbeiten nur zu sehr, daß er Recht hat; aber ich fühle auch, woran der Fehler liegt, und dies läßt mich hoffen, daß ich mich sehr darin verbessern kann. Die Ideen strömen mir nicht reich genug zu, so üppig meine Arbeiten auch ausfallen, und meine Ideen sind nicht klar, ehe ich schreibe. Fülle des Geistes und Herzens von seinem Gegenstande, eine lichte Dämmerung der Ideen, ehe man sich hinsetzt, sie aufs Papier zu werfen, und leichter Humor sind nothwendige Requisite zu dieser Eigenschaft; und wenn ich es einmal mit mir selbst dahin bringe, daß ich jene drei Erfordernisse besitze, so soll es mit der Leichtigkeit auch werden."

Ein solches Streben, jede höhere Forderung zu befriedigen, artete jedoch nie in kleinliche Aengstlichkeit aus. Ueber die Freiheit des Dichters in der Wahl seines Stoffs schrieb er damals Folgendes:

„Ich bin überzeugt, daß jedes Kunstwerk nur sich selbst, das heißt, seiner eignen Schönheitsregel, Rechenschaft geben darf, und keiner andern Forderung unterworfen ist. Hingegen glaube ich auch festiglich, daß es gerade auf diesem Wege auch alle übrigen Forderungen mittelbar befriedigen muß, weil sich jede Schönheit doch endlich in allgemeine Wahrheit auflösen läßt. Der Dichter, der sich nur Schönheit zum Zweck setzt, aber dieser heilig folgt, wird am Ende alle andern Rücksichten, die er zu vernachlässigen schien, ohne daß er es will oder weiß, gleichsam zur Zugabe mit erreicht haben; da im Gegentheile der, der zwischen Schönheit und Moralität, oder was es sonst sey, unstät flattert, oder um beide buhlt, leicht es mit jeder verdirbt.

In einem andern damaligen Briefe findet sich folgende Aeußerung:

„Ihr Herren Kritiker, und wie ihr euch sonst nennt, schämt oder fürchtet euch vor dem augenblicklichen, vorübergehenden Wahnwitze, der sich bei allen eignen Schöpfern findet, und dessen längere oder kürzere Dauer den denkenden Künstler von dem Träumer unterscheidet. Daher eure Klagen über Unfruchtbarkeit, weil ihr zu frühe verwerft und zu strenge sondert.“

Schillers folgende Briefe an uns sprachen ebenfalls Zufriedenheit mit der neuen Lage aus, und wir hatten alle Ursache, uns der Stellung unseres Freundes im äußeren Leben zu freuen. Sein Lehramt begann er auf eine sehr glänzende Art; über vierhundert Zuhörer strömten zu seinen Vorlesungen.

An Caroline von B.

Jena, den 4. Mai 1789.

Das überschickte Buch habe ich richtig bekommen, und ich danke Ihnen, daß Sie es mir noch zu rechter Zeit schicken wollten, denn es hat wirklich sehr pressirt.

Ich bin eben aus der Vorlesung nach Hause, und schon erwartet mich wieder ein dringendes Geschäft. Wie gerne benutzte ich diese schöne Gelegenheit, Ihnen mehr zu schreiben!

Lottchen vermuthete ich wieder in Rudolstadt.

Sie schreiben mir nichts von Ihrer Gesundheit; aber aus Lottchens Abwesenheit schließe ich, daß es fortfährt gut zu gehen.

Hufeland war heute bei mir und hat mir von seiner großen Reise erzählt, hat mir allerlei Empfehlungen aus Berlin, und selbst aus Königsberg (von Kanten) mitgebracht, die mich freuen. Gedicke, der Universitätsbereiser, denkt meiner auch, und Engel scheint mir gewogener zu werden. Das sind die neuesten Neuigkeiten aus meinem Zimmer.

Leben Sie recht wohl, und halten Sie bald Wort, mir zu schreiben. Ewig der Ihrige

S.

Jena, den 30. Mai 1789.

Es ist lange, daß ich Ihnen keine Nachricht von mir gegeben habe; aber die Zerstreuungen und Geschäfte, womit ich mich bis jetzt überladen sah, machten mir alles ruhige Schreiben unmöglich. Der Anfang meiner Vorlesungen fiel gerade in diese Woche, und überraschte mich fast unbereitet, weil ich in den ersten Wochen meines Hierseyns die Zeit sündlich verschwenden mußte. Die erste Unruhe ist jetzt vorüber, und ich kann wieder meinen Empfindungen leben.

Wie freue ich mich, Sie wieder zu sehen! — aber die Hoffnung, die Sie mir dazu geben, ist so aufs Ungewisse hinausgerückt, und die Zeit, die Sie mir schenken wollen, so sparsam zugemessen, daß Ihr vorletzter Brief mich nur halb fröhlich gemacht hat. Ich war gar nicht darauf gefaßt, in Ihrem Aufenthalte zu L... Hindernisse zu sehen, Alles schien mir so leicht thunlich; und nun soll ich mich mit zwei Tagen begnügen. Was kann man einander in zwei Tagen seyn?

Mit dem Griesbachischen Hause bin ich jetzt sehr in Verbindung; ich weiß nicht, wodurch ich mir den alten Kirchenrath gewogen gemacht habe; aber er scheint es mit mir sehr gut zu meinen, und über wissenschaftliche Dinge spreche ich gern mit ihm. Sonst habe ich mich hier noch ziemlich gut, und mit dem Schützischen und mit dem Reinholdischen Hause lebe ich noch in den Flitterwochen und lasse mir schöne Sachen sagen. Einige unter den Professoren interessiren mich, und ich denke gut und leicht mit ihnen zu leben. Unser hiesiges Frauenzimmer taugt wenig — doch das hab' ich vorher schon vermuthet. Ich war unterdessen auch auf einem Ball, wo ich allerlei Gesichter zu sehen kriegte. Eine Mlle. ** war das hübscheste darunter, aber dabei auch das leerste und seelenloseste. Ich nahm meine Zuflucht zum Spielen.

Vor acht oder zehn Tagen war ich Ihnen auch um zwei Stunden näher, bei Rothenstein, nach Kahla zu, auf einem Berge, der eine herrliche Aussicht über den Saalgrund bis zur Leuchtenburg eröffnet. Ich habe dabei lebhaft an Sie gedacht, und der vorige Sommer kam mir in Erinnerung. Aber wie ungleich war Ihnen die Gesellschaft, in der ich jetzt war!

Uebrigens führe ich ein behaglicheres Leben in Jena als in Weimar, oder sonst irgendwo, wo ich mich häuslich niedergelassen habe. Ich schöpfe Vergnügen aus dem Gedanken, daß ich hier zu Hause bin, und hänge auch mehr mit der Welt zusammen, die mich umgibt, weil ich hier zu einem Ganzen gehöre. Jeder Besuch von jungen Leuten oder Professoren, jede andere Angelegenheit, in die ich dadurch verwickelt werde, bringt diesen Gedanken zurück und erneuert dieses für mich neue Vergnügen.

In meine Lage weiß ich mich ziemlich gut zu finden, und meine Contenance hat mich bei den ersten Vorlesungen keinen Augenblick verlassen. Der Zulauf war groß und dies vermehrte meinen Muth; auch meine Stimme hat sich gut gehalten und den ganzen Hörsal ausgefüllt, ohne mich zu sehr anzustrengen. Ich lese zwei Tage hinter einander, und dann die Woche nicht mehr — wodurch ich fünf freie Tage gewinne, die mir zur Vorbereitung und zu schriftstellerischen Arbeiten unentbehrlich sind. In Griesbachs Auditorium, wo ich lese, können Sie mich hören, wenn Sie hierher kommen und zum Fenster heraussehen. Dienstag und Mittwoch Abends von 6 bis 7 Uhr.

Für die Pfefferkuchen schönen Dank, sie sollen mir recht wohl schmecken. Schreiben Sie B. viele Grüße von mir, und empfehlen Sie mich Ihrer Mutter. Gleichen und seiner Frau überbringen Sie meinen freundlichen Glückwunsch. Kommt das neue Ehepaar einmal nach Jena, so will ich hoffen, daß sie mich nicht übergehen.

Adieu! adieu! Ich schicke Ihnen hier etwas zu lesen, wenn Sie es noch nicht kennen. Das große Gedicht an Bürgers zweite Frau hat ganz vortreffliche Stellen.

Leben Sie recht wohl und behalten mich lieb.

Schiller.

Im Julius reisten wir über Jena, um unsere Freundin Caroline von D... von dem Gute ihres Vaters zur Badecur nach Lauchstädt abzuholen. Seit der persönlichen Bekanntschaft in Erfurt hatte sich eine innige Freundschaft unter uns angeknüpft, die durch unser ganzes Leben in gleicher Wärme und Treue bestand, und aus der sich mancherlei Verhältnisse, auch für Schiller, entspannen. Sie machte ihn mit der großen Neigung und Achtung bekannt, die der Coadjutor von Mainz, Freiherr von Dalberg, für seine Schriften gefaßt und erregte den Wunsch in Schiller, sich diesem Manne näher bekannt zu machen.

Wir hatten in Jena einen Tag bei unserer gütigen Freundin Griesbach in ihrem anmuthigen Garten mit Schiller verlebt. Er dachte uns auch in Lauchstädt zu besuchen; doch waren seine Plane noch unbestimmt. Folgender Brief an meine Schwester zeigt seine damalige Stimmung.

An Lottchen von Lengefeld.

Jena, den 24. Julius 1789.

Beinahe möchte ich mich des Zufalls freuen, der Ihren ersten Brief an mich — den ich nunmehr auch habe — verspätet hat, weil er Ihnen Gelegenheit gab, mich auf's Neue von Ihrer Freundschaft zu überzeugen, die ich zwar nie bezweifle, aber auch nicht zu viel bestätigt hören kann.

Wie sehr danke ich es Ihnen, meine liebste Freundin, daß Sie meiner gedacht haben, und daß Sie mir Beweise davon gegeben haben. In Gedanken uns nahe seyn zu dürfen, ist ja beinahe Alles, was das Schicksal uns zu gönnen scheint. Ihr letzter Aufenthalt in Jena war für mich nur ein Traum — und kein ganz fröhlicher Traum; denn nie hatte ich Ihnen so viel sagen wollen, als damals, und nie habe ich weniger gesagt. Was ich bei mir behalten mußte, drückte mich nieder; ich wurde Ihres Anblicks nicht froh. So oft ist mir dieses schon begegnet, und nicht immer konnte ich äußerliche Hinderungen anklagen. Kaum sollte man es denken, daß oft auch die übereinstimmendsten

Menschen — die einander so schnell und leicht auffassen, und so lebendig in einander leben — wieder einen so weiten Weg zu einander haben. So nah und doch so fern! —

Ihre Empfindungen an diesem Abend waren eine dunkle Ahnung von den meinigen, und ich wünschte, sie wären ein Abdruck davon gewesen; so hätten Sie mich ohne Worte verstanden, und alle die Menschen und menschenähnlichen Wesen um uns her hätten unsere Sprache nicht gestört. Ich hatte in meinem Carlos eine Stelle, die ich mit der ganzen Scene, worin sie stand, weggelassen habe. Diese Stelle drückt am besten aus, was ich hier meine.

. . . . Schlimm, daß der Gedanke
Erst in der Worte todte Elemente
Zersplittern muß, die Seele sich im Schalle
Verkörpern muß, der Seele zu erscheinen.
Den treuen Spiegel halte mir vor Augen,
Der meine Seele ganz empfängt, und ganz
Sie wiedergibt; dann, dann hast du genug,
Das Räthsel meines Lebens aufzuklären!

Ihre Freundin muß ein edles und liebes Geschöpf seyn, wenn sie dem Bilde gleicht, das ich mir, nach Ihrer und Ihrer Schwester Beschreibung, von ihr gemacht habe. Ich wäre sehr begierig, sie zu sehen, und zu beobachten, wie sich Ihre drei Charaktere in einander mischen. Aber ich fürchte, ich würde ein schlechter Beobachter seyn — ich würde lieber daran Antheil nehmen. Was für ein schönes Leben, wenn dieses Lauchstädt eine von den glücklichen Inseln in der Fabel wäre, jedem andern Menschen, als den wir alsdann noch vermißten, unzugänglich!

Sie glauben es nicht, liebste Freundin, wie viel Muth ich brauche, um dieses freudenlose Daseyn hier fortzusetzen — und allein von den Gütern der Phantasie zu leben. Hier ist auch gar kein Mensch, an den ich mich als Freund anschließen könnte. Ich bin wie Einer, der an eine fremde Küste verschlagen worden und die Sprache des Landes nicht versteht. Meinem Herzen fehlt es ganz und gar an Nahrung, an einer beseelenden Berührung, und, durch keinen Gegenstand um mich her geübt, der

mir theuer wäre, verzehrt sich mein Gefühl an wesenlosen Idealen.

Aber warum schreibe ich Ihnen solche Dinge? Ich denke hier nur an mich selbst, und sollte mich Ihrer angenehmen Existenz in L. vielmehr freuen. Denken Sie noch ferner an mich, wenn Sie vergnügt in Ihrem kleinen Cirkel sind. Ich werde mich oft unter Sie versetzen.

Daß ich noch nicht bestimmen kann, ob ich Sie in L. sehe, wird Ihnen Caroline sagen. Aber ich werde thun, was möglich ist, um diese Hinderung zu entfernen. Auf jeden Fall kann Ihre Zurückkunft über Jena mit der Anwesenheit meiner Freunde zusammen treffen. Auch Frau von K... wird vermuthlich alsdann hier seyn. Sie wünscht sehr, Sie und Ihre Schwester zu sehen.

Leben Sie wohl und empfehlen Sie mich Ihrer zweiten Schwester, die mir unter diesem Namen sehr werth und theuer ist. Diesen verwirrten Brief verzeihen Sie mir. Ich hätte gar nicht schreiben dürfen, oder der Brief mußte so ausfallen, wie er ist. Adieu! Adieu!

Schiller.

Nach diesem Briefe kam Schiller in Lauchstädt an; der Plan, mit seinem Freund Körner in Leipzig zusammen zu treffen, gab den Schein der Absichtlosigkeit.

Die Erklärung erfolgte in einem Momente des befreiten Herzens, den herbeizuführen ein guter Genius wirksam seyn muß. Meine Schwester bekannte ihm ihre Liebe, und versprach ihm ihre Hand.

Die Zufriedenheit der guten Mutter, die uns heilig war, hofften wir, obgleich die äußere Lage wohl noch Bedenken bei ihr erregen konnte. Um ihr unnöthige Sorge zu ersparen, sollte noch Alles für sie geheim bleiben, bis Schiller eines kleinen fixen Gehalts gewiß würde, der seine Existenz in Jena sicherte; einen solchen konnten wir von dem Herzoge von Weimar

erwarten. Meine Schwester fühlte die Unmöglichkeit, ohne Schiller zu leben. Einem andern Verhältniß, das sich ankündigte, war sie durchaus abgeneigt. Schillers ganzes Herz, alle seine Hoffnungen für das Leben hingen an dieser Aussicht. Bei unsern einfachen Gewohnheiten, entfernt von Ansprüchen an äußern Glanz, sah ich in eine sorgenlose Zukunft für meine Schwester, und freute mich lebhaft der Hoffnung auf ein öfteres Zusammenleben mit meinem Freunde, in einem so nahen Verhältnisse.

Wir lernten Körner in Leipzig kennen, und selbst in einem sehr flüchtigen Zusammenseyn fühlten wir, wie sehr er Schillers Freundschaft verdiene. Auch unsere liebenswürdige Freundin wurde Schillern sehr werth. Unser vereintes Leben in Lauchstädt war, die Sorge wegen eines heftigen Krankheitsanfalles, der die Freundin traf, abgerechnet, sehr heiter. Hier las uns zuerst ein Bekannter den Sturm auf die Bastille mit Enthusiasmus vor. Wir erinnerten uns oft in späterer Zeit, als dieser Begebenheit die Umwälzung und Erschütterung von ganz Europa folgte, und die Revolution in jedes einzelne Leben eingriff, wie diese Zertrümmerung eines Monumentes finsterer Despotie unserem jugendlichen Sinne als ein Vorbote des Sieges der Freiheit über die Tyrannei erschien, und wie es uns erfreute, daß sie in das Beginnen schöner Herzensverhältnisse fiel.

Schiller wollte die Ferien in Rudolstadt zubringen. Wie seine Seele in neuer fröhlicher Lebenshoffnung aufflammte, sprechen seine Briefe aus. Einige unter vielen, deren zarte Innigkeit das Oeffentliche scheut, folgen hier.

An Lottchen von Lengefeld.

Dienstag Abends, den 25. August 1789.

Wie schön bin ich heute erweckt worden! Das erste, worauf mein Auge fiel, waren Briefe von Dir. Mit dem Gedanken schlief ich ein, heute welche zu erhalten. An diesen periodischen Freuden werde ich künftig alle meine Zeit abzählen, bis uns

endlich dieser dürftige Behelf nicht mehr nöthig ist. Aber wie ungenügsam sind doch unsere Wünsche! Wie viel hätte ich noch vor einem Monat um die bloße Hoffnung dessen gegeben, was jetzt schon in Erfüllung gegangen ist! um einen einzigen Blick in Deine Seele! Und jetzt, da ich Alles darin lese, was mein Herz sich so lange wünschte, eilt mein Verlangen der Zukunft vor, und ich erschrecke über den langen Zeitraum, der uns noch trennen soll. Wie kurz ist der Frühling des Lebens, die Blüthenzeit des Geistes! Und von diesem kurzen Frühling soll ich — Jahre vielleicht noch verlieren, ehe ich das besitze, was mein ist. Unerschöpflich ist die Liebe — und wenig sind der Tage des Lenzes!

In einer neuen schöneren Welt schwebt meine Seele, seitdem ich weiß, daß Du mein bist, theure liebe Lotte, seitdem Du Deine Seele mir entgegen trugst. Mit bangen Zweifeln ließest Du mich ringen, und ich weiß nicht, welche seltsame Kälte ich oft in Dir zu bemerken glaubte, die meine glühenden Geständnisse in mein Herz zurückzwang. Ein wohlthätiger Engel war mir Caroline, die meinem furchtsamen Geheimniß so schön entgegenkam. Ich habe Dir unrecht gethan, theure Lotte. Die stille Ruhe Deiner Empfindung habe ich verkannt und einem abgemessenen Betragen zugeschrieben, das meine Wünsche von Dir entfernen sollte. O Du mußt sie mir noch erzählen, die Geschichte unserer werdenden Liebe. Aber aus Deinem Munde will ich sie hören.

Es war ein schneller, und doch so sanfter Uebergang! Was wir einander gestanden, waren wir einander längst; aber jetzt erst genieße ich alle unsere vergangenen Stunden. Ich durchlebe sie noch einmal, und Alles zeigt sich mir jetzt in einem schöneren Lichte. Wie gut kommt mir der glückliche Wahnsinn jetzt zu statten, der mich so oft aus der Gegenwart entrückte! Die Gegenwart ist leer und traurig um mich herum — und in ungeborenen Fernen blühen meine Freuden. Ich kann mir die Resignation, die Genügsamkeit nicht geben, die eine Stärke weiblicher Seelen ist. Ungeduldig strebt die meinige Alles zu

vollenden, was noch nicht vollendet ist. Du siehst ruhig der Zukunft entgegen — das vermag ich nicht.

Aber mündlich davon mehr. Wie viel werden wir diesen Herbst noch mit einander zu berichtigen haben! Ich will Alles thun, um ihn zu beschleunigen. Wolzogens Brief folgt hier zurück. Er machte mir sehr viele Freude. Seine Anhänglichkeit ist so innig, und nichts Fremdes hat sich noch in sein Wesen gemischt. Er ist ein gar guter Mensch; ich wünschte, daß er um uns leben könnte.

Lebe wohl, theure liebe Lotte, und denke, daß für mich keine Freude ist, als bis ich wieder Briefe von Dir sehe. Adieu! meine Liebe.

S.

An Lottchen von Lengefeld.

Donnerstag Abends, den 12. Sept. 1789

Wieder ein Tag überstanden, um den ich Dir näher bin. — Wie langsam schleicht jetzt die Zeit, und wie unerbittlich schnell wird sie mir bei Dir vorübereilen! Wäre indessen die Periode nur da, wo wir uns bloß über die Flüchtigkeit des Lebens zu beklagen hätten! O meine Theure! wie so anders ist jetzt Alles um mich her, seitdem mir auf jedem Schritt meines Lebens nur Dein Bild begegnet! Wie eine Glorie schwebt Deine Liebe um mich, wie ein schöner Duft hat sie mir die ganze Natur überkleidet. Ich komme von einem Spaziergang zurück. In dem großen freien Raume der Natur, wie in meinem einsamen Zimmer — es ist immer derselbe Aether, in dem ich mich bewege, und die schönste Landschaft ist ein schönerer Spiegel der immer bleibenden Gestalt. Nie hab' ich es noch so sehr empfunden, wie frei unsere Seele mit der ganzen Schöpfung schaltet — wie wenig sie doch für sich selbst zu geben im Stande ist, und Alles, Alles von der Seele empfängt. Nur durch das, was wir ihr leihen, reizt und entzückt uns die Natur. Die

Anmuth, in die sie sich kleidet, ist nur der Widerschein der innern Anmuth in der Seele ihres Beschauers, und großmüthig küssen wir den Spiegel, der uns mit unserem eigenen Bilde überrascht. Wer würde auch sonst das ewige Einerlei ihrer Erscheinungen ertragen, die ewige Nachahmung ihrer selbst! Nur durch den Menschen wird sie mannigfaltig, nur darum, weil wir uns verneuen, wird sie neu. Wie oft ging mir die Sonne unter, und wie oft hat meine Phantasie ihr Sprache und Seele geliehen! aber nie, nie, als jetzt, hab' ich in ihr meine Liebe gelesen. Bewundernswerth ist mir doch immer die erhabene Einfachheit und dann wieder die reiche Fülle der Natur. Ein einziger und immer derselbe Feuerball hängt über uns — und er wird millionenfach verschieden gesehen von Millionen Geschöpfen, und von demselben Geschöpf wieder tausendfach anders. Er darf ruhen, weil der menschliche Geist sich statt seiner bewegt — und so liegt Alles in todter Ruhe um uns herum, und nichts lebt als unsere Seele. Und wie wohlthätig ist uns doch wieder diese Identität, dieses gleichförmige Beharren der Natur! Wenn uns Leidenschaft, innerer und äußerer Tumult lang genug hin und her geworfen, wenn wir uns selbst verloren haben, so finden wir sie immer als die nämliche wieder, und uns in ihr. Auf unserer Flucht durch das Leben legen wir jede genossene Lust, jede Gestalt unseres wandelbaren Wesens in ihre treue Hand nieder, und wohlbehalten gibt sie uns die anvertrauten Güter zurück, wenn wir kommen und sie wieder fordern. Wie unglücklich wären wir, wir, die es so nöthig haben, auch die Freuden der Vergangenheit haushälterisch zu unserem Eigenthum zu schlagen, wenn wir diese fliehenden Schätze nicht bei dieser unveränderlichen Freundin in Sicherheit bringen könnten! Unsere ganze Persönlichkeit haben wir ihr zu danken; denn würde sie morgen umgeschaffen vor uns stehen, so würden wir umsonst unser gestriges Selbst wieder suchen. Aber ich lasse mich von meinen Träumereien fortreißen, da ich Dir doch weit bessere Dinge sagen könnte. Die Erinnerung an Dich führt mich auf Alles, weil Alles wieder mich an Dich erinnert. Auch

hab' ich nie so frei und kühn die Gedankenwelt durchschwärmen können, als jetzt, da meine Seele ein Eigenthum hat und nicht mehr Gefahr laufen kann, sich aus sich selbst zu verlieren. Ich weiß, wo ich mich immer wieder finde. Meine Seele ist jetzt gar oft mit den Scenen der Zukunft beschäftigt; unser Leben hat angefangen; ich schreibe vielleicht auch, wie jetzt; aber ich weiß Dich in meinem Zimmer; Caroline ist bei uns, sie ist am Clavier beschäftigt, und Du arbeitest neben ihr, und aus dem Spiegel, der mir gegenüber hängt, seh' ich euch beide. Ich lege die Feder weg, um mich an Deinem schlagenden Herzen lebendig zu überzeugen, daß ich Dich habe, daß nichts, nichts Dich mir wieder entreißen kann. Ich erwache mit dem Bewußtseyn, daß ich Dich finde, und mit dem Bewußtseyn, daß ich Dich morgen wieder finde, schlummere ich ein. Der Genuß wird nur durch die Hoffnung unterbrochen, und süße Hoffnung nur durch die Erfüllung, und getragen von diesem himmlischen Paar, verfliegt unser goldenes Leben!

An Lottchen von Lengefeld.

Jena, den 20.

Ich eile jetzt ganz gewaltig, und meine Studenten freuen sich ordentlich, wie schnell es geht. Ganze Jahrhunderte fliegen hinter uns zurück. Morgen bin ich schon mit dem Alcibiades fertig, und es geht mit schnellen Schritten dem Alexander zu, mit dem ich aufhöre. Unser Plutarch thut mir jetzt gar gute Dienste; aber freilich habe ich jetzt auch mehr Gelegenheit, mich über ihn zu ärgern. Einige Vorlesungen will ich Dir doch zum Spaß mitbringen, die etwas Interessantes für Dich haben können. Die ersten, welche in dem Deutschen Merkur stehen, liesest Du ohnehin.

Auf die Voyages d'Anacharsis bin ich sehr begierig. Sie sind ein sehr zuverlässiges historisches Werk, und nichts als die

Einkleidung ist poetisch. Ich verspreche mir große Genüsse davon. Von Gibbon habe ich einige neue Theile erhalten, und den Abschnitt von der Ausbreitung des Christenthums angefangen, der mich aber noch nicht recht interessiren will.

Ach! wie schön wird es in der Zukunft seyn, wenn wir alle Schriften dieser Art gemeinschaftlich mit einander genießen, und jedes Gute und Schöne darin, veredelt durch das Gepräge, das wir darauf drücken, in unseren Seelen niederlegen; wenn Alles unter uns gemeinschaftlich seyn wird, bis auf die Erwerbungen unseres Geistes!

Schlaf wohl, liebste Theuerste. Es ist schon sehr spät, und ich muß morgen früh auf seyn. Uebermorgen, denke ich, auf den Sonnabend wieder einen von Dir. Noch vier Briefe, und wir sind wieder bei einander. Adieu! Adieu! Diesen Kuß bringe Dir der gute Engel unserer Liebe! Adieu!

S.

Endlich kamen die Ferien; Schiller bewohnte wieder sein Haus in Volkstädt, und brachte Morgen- und Nachmittagsstunden bei uns zu, da die Abende größtentheils der Mutter gehörten. Das Geheimniß der glücklichen Liebe zwischen ihr und uns, welches zu ihrer Ruhe nöthig war, empfanden wir, als eine ungewohnte Störung, doppelt schmerzlich in dieser goldnen Zeit; denn immer hatte Offenheit unter uns gewaltet; doch tröstete uns der Mutter sich stets gleich bleibende Achtung und Freundschaft für Schiller.

Dieser arbeitete an seinen Vorlesungen, an der Thalia und dem Geisterseher, und schweifte in den schönen Herbsttagen in der Gegend umher, in der Erinnerung und Hoffnung ihn anlächelte. Auch manche poetische Plane und Stimmungen entsprangen diesen Wanderungen, auf denen wir ihn oft begleiteten. Die Liebe und die sichere Aussicht auf ein glückliches häusliches Leben, welches immer der Gegenstand seiner Sehnsucht gewesen war, bildeten einen lichten Grund in seinem Gemüthe; aber die

Ungewißheit der Epoche, wo Lottchen mit ihm leben könnte, erzeugte auch oft Sorge und Unruhe.

Es graute ihm vor der Einsamkeit in Jena. Der günstige Moment, seine Bitte dem Herzog von Weimar vorzutragen, lag noch fern, und an ihrer Erfüllung konnte man doch noch zweifeln. Da Alles an der Festigkeit der Existenz, die die Mutter beruhigen konnte, hing, so erging sich unsere Phantasie in tausend Planen, die dazu führen konnten. Städte, Länder und Verhältnisse mit wohlgesinnten Menschen, die nur der Gestaltung bedurften, lagen immer bereit. Die Phantasie durfte, wie Aladdin's Zauberlampe, nur gescheuert werden, und sie schüttete ihre reichsten Schätze vor uns aus.

Schiller mußte nach Jena zurückkehren, und Briefe, der Trost getrennter Liebe, flogen wieder hin und her.

An Lottchen von Lengefeld.

Jena, Freitag Abends 1789.

Gestern Abend um zehn bin ich glücklich angekommen, theure Lotte, und sehe mich nun wieder an der Stelle, die ich vor fünf Wochen so freudig verließ. Ich weiß noch nicht, meine Liebe, wie ich mich jetzt wieder darein finden werde, daß mir ganze Tage ohne Dich vorübergehen. Ach ich fühle, ich bin noch immer bei Dir. Dein Bild in meinem Herzen hat ein Leben und eine Wirklichkeit, wie keines von allen den Dingen, die mich so nahe umgeben.

Gesprochen habe ich hier außer Griesbachs noch Niemand.

Die Collegien haben erst gestern angefangen, und zwar nur die Vormittags-Collegien, so daß ich gar nichts versäumt habe. Den nächsten Montag aber fangen die Nachmittagsstunden an, und ich muß ohne Barmherzigkeit auch daran. Mein Kopf ist heiter und ich fühle den Muth in mir, den ich brauche, um auszudauern.

Heute Vormittag begegnete mir etwas, das mich lachen machte. Es hatte sich ein fremder Professor der Mathematik bei

mir melden lassen. Er wollte nichts Geringeres von mir, als daß ich einem Unternehmen beitreten sollte, welches er in Frankfurt am Main ausführen wollte. Er wollte dort ein Lyceum oder Museum nach Art des parisischen errichten, worin nämlich über wissenschaftliche Dinge und schöne Kunst Vorlesungen gehalten würden. Er verlangte 200 Häuser zu Abonnenten, jedes sollte 50 Gulden jährlich bezahlen; drei Professoren sollten sich in das Werk theilen, einer in Naturwissenschaften, ein anderer in Mathematik und Experimentalphysik, ein dritter in philosophischen und schönen Wissenschaften. Aus allen Wissenschaften aber sollte nur das Interessante gewählt, und auf eine Art, die den Liebhaber befriedigt, vorgetragen werden. Er rechnete vorzüglich auf die Damen, und meinte, daß es bald Ton werden würde, das Lyceum zu besuchen. Er selbst war in Frankreich und Italien, wie er sagte; indessen erweckte er mir keine hohe Meinung von sich. Es war mir aber lustig, daß ich gleich den andern Tag nach unserer Trennung einen Antrag erhielt, der mich fast ganz bis nach Mainz führte, wenn er zur Ausführung käme. Ich habe mich zwar nicht darauf eingelassen, weil ich keine Erwartungen von dem Herrn habe, und keinen Glauben an Frankfurt; aber ich wünschte mir nichts mehr als eine Beschäftigung dieser Art, wo ich eine Auswahl unter dem, was mich interessirt, machen dürfte. Ueber die Mainzer Professoren schimpfte der Herr sehr; er nannte sie trockene Pedanten. Gern hätte ich ihn mehr darüber ausgefragt; aber ich hielt ihn weder für instruirt, noch für unparteiisch genug dazu.

Morgen, meine Theuerste, erhalte ich Briefe von Dir. Möchte ich hören, daß Carolinens Gesundheit sich bessert! Dies ist's, was mir jetzt viele Unruhe macht. Ich fürchte zwar nichts für jetzt; aber ich fürchte, daß diese Zufälle öfters wiederkehren möchten. Körperliche Zerrüttungen könnten das freie Spiel ihres Geistes stören, und ihr gerade das, was sie und uns in ihr glücklich macht, verbieten. Ihre Seele hat Stärke, aber eben darum darf das Instrument nicht schwach seyn, worauf sie spielt; sonst wird sie es durch jede lebhafte Bewegung angreifen.

Adieu! meine Theuerste! Meine Seele ist Dir nahe. Ich bin nicht von Dir getrennt, Adieu! Adieu!

S.

An Lottchen von Lengefeld.

Jena, den 3. Nov. 1789.

Wie freut mich, theure Lotte, was Du mir von Carolinens Gesundheit schreibst! und wie liebe ich den Himmel wegen dieses Geschenks, das er mir gab! Ich habe zwei oder drei glückliche Tage verlebt, und ich habe mein eignes Herz dabei beobachtet. Eine Arbeit,[1] die mir anfangs nichts versprach, hat sich plötzlich unter meiner Feder, in einer glücklichen Stimmung des Geistes, veredelt, und eine Vortrefflichkeit gewonnen, die mich selbst überrascht. Ich habe noch nichts von diesem Werthe gemacht, wenn mich anders die noch zu große Wärme meines Kopfs, die leicht auch auf mein Urtheil übergehen könnte, nicht irrt; nie habe ich so viel Gehalt des Gedankens in einer so glücklichen Form vereinigt, und nie dem Verstande so schön durch die Einbildungskraft geholfen. Du wirst mich zwar über mein Selbstlob auslachen; aber ich spreche wie ein fremder Mensch von mir; denn wirklich bin ich mir in dieser Arbeit selbst eine fremde und neue Erscheinung geworden. Es thut mir nur leid, daß Du die ganze Schönheit nicht wohl genießen kannst, weil sie einige genaue historische und politische Kenntnisse voraussetzt, die Dir fehlen und recht gut fehlen dürfen. Es war mir aber nie so lebhaft, daß jetzt Niemand in der deutschen Welt ist, der gerade das hätte schreiben können, als ich. Noch einmal! Du wirst mich auslachen; aber möchtest Du es immer — wenn ich Dir nur so nahe wäre, es zu sehen!

Ach! und mir hat sich auch dieses innige Geistesvergnügen doch wieder an mein Liebstes, mein Alles angeschlossen, und ist von Dir schöner und süßer zu mir zurückgekehrt. Ich gehöre

[1] Die Abhandlung vor den Memoires.

nicht mehr mir selbst! Nur daß ich Deiner werther bin, daß ich dem Bilde näher trete, das Deine Liebe Dich von mir machen läßt, nur dieses ist es, was mich entzückt, wenn ich mir über etwas Großem begegne, wenn ich mir meine eigene Achtung abgewinne. Jedes erhöhte Selbstgefühl wird zu einem lebhafteren Glauben an Deine Liebe, und darum vergebe ich es mir auch selbst. Ach! was für himmlisch süße Stunden uns bevorstehen, wenn wir zusammen wohnen werden, theure Liebe! wenn meine Seele, durch eine gelungene Beschäftigung aufflammend und bewegt, auch meiner Liebe Flammen der Schöpfung zubringen, und Deine Liebe meinem Geiste Feuer und Leben borgen wird. Wie viele solcher Augenblicke erhöhterer Empfindung habe ich gestern und heute in todter Einsamkeit, ohne Gewinn für mein Herz und für das Deinige verzehren müssen! Wie viel hätte ich Dir in diesen Stunden geben können, und wie viel von Dir empfangen! Auch selbst von Dir getrennt, wurde meine höchste Begeisterung zur Liebe, und selbst meine Geistesarbeiten haben Dich so lieb, daß sie mich, ohne den Gedanken an Dich, nicht entzücken wollen.

S.

An Lottchen von Lengefeld.

Jena, den 10. Nov. 1789.

Daß mein Geburstag heute ist, habe ich erst von Dir erfahren; denn ich bin ganz unrichtig in der Zeit. Voriges Jahr hab' ich ihn mit Dir durchlebt — aber nein, Du bist mir, unserer Entfernung ungeachtet, heute viel näher als im vorigen Jahr. Meine Seele besitzt Dich, und das ist etwas ganz Anderes, als wenn Deine Gestalt in meinen Augen lebt. Der Tag in Lauchstädt, jener Morgen, wo ein so langes, schmerzhaftes Stillschweigen endlich brach — wo das entscheidende Wort gesprochen wurde, das mein ganzes Wesen umkehrte — jener Morgen ist mir ein weit liebterer, schönerer Tag als der zehnte November.

Was läge mir an meiner Geburt, wenn ich nicht zur Freude geboren wäre?

Es freut mich, daß Du heute doch etwas von mir empfängst. Der Bote versprach mir gegen acht in R. zu seyn. Die Gründe, warum ich der Mutter noch nicht schreiben soll, sind mir ganz einleuchtend; überhaupt ist die Sache nur in so fern dringend, als sie ihr nicht länger verschwiegen bleiben würde. Den Brief habe ich noch zu schreiben.

Was ich durch den Boten schrieb, ist mir sehr ernst. Ich wünschte sehnlichst, daß wir überhoben seyn könnten, bloß von Briefen zu leben, und ich würde es mir nicht und niemals verzeihen, wenn ich die Entdeckung machte, daß dieser Zwang, diese Resignation wirklich nicht nöthig gewesen wäre. Welcher böse Genius gab mir ein, hier in Jena mich zu binden! Ich habe nichts, gar nichts dadurch gewonnen, aber unendlich viel verloren. Wäre ich nicht hier, so könnte ich leben, wo ich wollte, könnte noch weit besser als jetzt einen Plan zu einem Etablissement verfolgen, weil meine ganze Zeit mein wäre. Im Aeußern habe ich mich ganz und gar nicht verbessert; im Gegentheil, ich habe Verlust erlitten, und mir heillose Bekanntschaften aufgebürdet, Verhältnisse, die mir zuwider sind. Meine einzige Hoffnung ist auf den Coadjutor gesetzt. Versichert er mich bestimmt und nachdrücklich, daß er für mich handeln will, so lege ich bei dem nächsten Anlaß meine Jenaische Professur nieder. Ich will aber auch im Preußischen etwas anzuspinnen suchen, und könnte ich nur Wien mit Euch gut vereinigen, so wäre mir's nicht leid, in einem halben Jahre es durchzusetzen, daß ich dort wäre. Aber wie traurig, daß man von Dingen außer sich abhängt! Wenn ich mir denke, daß wir, an mehr als Einem auserlesenen Platze mit dem, was ich durch meine Schriftstellerei erwerbe, vortrefflich leben könnten! Dann wäre jede Abhängigkeit, jedes lästige Verhältniß erspart; und wenn es ja seyn müßte, so würde ich mit jedem Jahre fähiger seyn und vorbereiteter, ein Amt zu übernehmen, und vielleicht hätte ich alsdann die Wahl! Wenn Sie, liebe Caroline, meinten, so will ich noch einen Versuch

machen, der vielleicht durchzusetzen ist. Der Coadjutor kann mir vielleicht in der Pfalz, in Mannheim selbst, ein Etablissement verschaffen, entweder bei der dortigen Akademie, oder in Heidelberg. In Mannheim würde ich Sie auch recht gern sehen, es ist ein lieblicher Himmel und eine freundlichere Erde — die ich alsdann erst mit Freude betreten würde. Aber bei diesem Mannheim fällt mir ein, daß Sie mir doch manche Thorheit zu verzeihen haben, die ich zwar vor der Zeit, eh' wir uns kannten, beging, aber doch beging! Nicht ohne Beschämung würde ich Sie auf dem Schauplatz herumwandeln sehen, wo ich als ein armer Thor, mit einer miserablen Leidenschaft im Busen, herumgewandelt bin.

Warum fallen mir diese Armseligkeiten wieder ein? Ich durchsuche alle Winkel der Erde, um den Platz zu finden, den das Schicksal unserer Liebe bereitet haben könnte. Jena bleibt mir immer gewiß.

Heute an meinem Geburtstage habe ich mein erstes Collegiengeld eingenommen, von einem Bernburger Studenten; was mir doch lächerlich vorkam. Zum Glück war der Mensch noch neu, und noch verlegener als ich. Er retirirte sich auch gleich wieder. Mit dem hiesigen akademischen Senat kann ich Händel bekommen, und ich werde sie nicht vermeiden. Was für Erbärmlichkeiten! Weil ich auf dem Titel meiner gedruckten Vorlesung mich einen Professor der G e s c h i c h t e nannte, so hat sich der Professor H** beklagt, daß ich ihm zu nahe getreten sey, weil ihm die Professur der G e s c h i c h t e namentlich übertragen wäre. Ich bin (das ist wahr, aber ich hab' es jetzt erst erfahren), ich bin nicht als Professor der Geschichte, sondern der Philosophie berufen; aber das Lächerliche ist, daß die Geschichte nur ein Theil aus der Philosophie ist, und daß ich also, wenn ich das Eine bin, das Andere nothwendig seyn m u ß. Es ist so weit gegangen, daß sich der Akademiediener erlaubt hat, den Titel meiner Rede von dem Buchladen, wo er angeschlagen war, wegzureißen. Ich lasse es jetzt untersuchen, ob er's für sich und auf seine Gefahr gethan hat; und je nachdem das ausfällt, werde ich meine Maß-

regeln nehmen; denn so lächerlich mir dieses Verhältniß ist, so wenig lasse ich mir etwas zu viel geschehen.

Diese elende Zänkerei hat mir aber doch heute Laune und Freude verdorben; denn sie hat mich lebhafter daran erinnert, daß ich hier bin und ohne allen Zweck und Nutzen — ach! und daß ich so schön in Weimar seyn könnte, wo ich Sie zu erwarten hätte. O meine Lieben, Theuerste meiner Seele! prüfen Sie alle Möglichkeiten — untersuchen Sie alle Fälle — und denken Sie ein Mittel aus, wie wir die Zeit unserer Trennung verkürzen können. Das ist kein Leben, das ist nicht gelebt, wie wir jetzt unsere Stunden hinharren müssen. Adieu! Ich kann und mag Ihre lieben Briefe heut nicht beantworten. Meine Seele ist zu trübe. Der erste helle Augenblick, den ich habe, soll Ihre seyn. Leben Sie wohl!

S.

Lottchen und ich riethen für den Moment zur Geduld und einstweiliger Ertragung der Unannehmlichkeiten des Professorlebens, bis eine entschiedene Verbesserung der Lage einträte. Schon hier zeigte sich die wohlthätige Kraft ihrer stillen ruhigen Seele auf Schillers so oft wechselnde Vorstellung von den äußern Verhältnissen, welches Schwanken jetzt noch durch leidenschaftliche Ungeduld gesteigert ward. Unsere nahe Reise nach Weimar beruhigte ihn, und ein Hauch der Liebe und Freude beschwichtigte überhaupt leicht alle widrigen Gefühle in ihm.

Vom December 1789 an lebte meine Schwester eine Zeit lang mit mir in Weimar, da die gute Mutter uns gern während H. v. B's. Abwesenheit einen lebhaftern Winteraufenthalt vergönnte. Schiller besuchte uns beinahe jede Woche. Auch mit unsrer Freundin in Erfurt lebten wir in Besuchen und Gegenbesuchen auf die angenehmste Weise.

Auf die günstige Antwort des Herzogs von Weimar, der mit vieler Bereitwilligkeit einen fixen Gehalt zusicherte, wie die Umstände es erlaubten, erfolgte die Erklärung Schillers an

unsere Mutter. Sie antwortete zusagend auf folgenden Brief; und nichts stand jetzt der Vereinigung der Liebenden mehr entgegen.

An Frau von Lengefeld.

Jena, den 18. Dec. 1789.

Wie lange und wie oft, seit mehr als einem Jahre, gnädige Frau, habe ich mit mir selbst gestritten, ob ich es wagen soll, Ihnen zu gestehen, was ich jetzt nicht mehr zurück halten kann. Ich muß Sie bitten, verehrungswürdigste Freundin, sich jetzt Alles gegenwärtig zu machen, was je in Ihrem gütigen Herzen für mich sprach; ich selbst muß mir jedes Ihrer Worte zurückrufen, worin ich Wohlwollen für mich zu erkennen glaubte, um in diesem Augenblicke Muth und Hoffnung zu fassen. Es gab Augenblicke — unvergeßlich sind sie meinem Herzen — wo Sie mich vergessen ließen, daß ich ein Fremdling in Ihrem Hause sey; ja wo Sie unter Ihre Kinder auch mich zu zählen schienen. Was Sie damals ohne Bedeutung sagten, was nur eine vorübergehende Bewegung Ihres Herzens Ihnen eingab — wie tief ergriff es mein Herz, wo lange schon kein anderer Wunsch mehr lebte, als Ihr Sohn genannt zu werden! Sie haben es in Ihrer Gewalt, jene Aeußerungen in volle selige Wahrheit für mich zu verwandeln.

Ich gebe das ganze Glück meines Lebens in Ihre Hände. Ich liebe Lottchen — ach! wie oft war dieses Geständniß auf meinen Lippen; es kann Ihnen nicht entgangen seyn. Seit dem ersten Tage, wo ich in Ihr Haus trat, hat mich Lottchens liebe Gestalt nicht mehr verlassen. Ihr schönes edles Herz hab' ich durchschaut. In so vielen froh durchlebten Stunden hat sich ihre zarte sanfte Seele in allen Gestalten mir gezeigt. Im stillen innigen Umgang, wovon Sie selbst so oft Zeugin waren, knüpfte sich das unzerreißbarste Band meines Lebens. Mit jedem Tage wuchs die Gewißheit in mir, daß ich durch Lottchen allein glücklich werden kann. Hätte ich diesen Eindruck vielleicht bekämpfen sollen, da ich noch nicht vorhersehen konnte, ob Lottchen auch

die Meine werden kann? Ich hab' es versucht; ich habe mir einen Zwang vorgeschrieben, der mir viele Leiden gekostet hat; aber es ist nicht möglich, seine höchste Glückseligkeit zu fliehen, gegen die laute Stimme des Herzens zu streiten. Alles, was meine Hoffnungen niederschlagen könnte, habe ich in diesem langen Jahre, wo diese Leidenschaft in mir kämpfte, geprüft und gewogen; aber mein Herz hat es widerlegt. Kann Lottchen glücklich werden durch meine innige ewige Liebe, und kann ich Sie, Verehrungswürdigste, lebendig davon überzeugen, so ist nichts mehr, was gegen das höchste Glück meines Lebens in Anschlag kommen kann. Ich habe nichts zu fürchten als die zärtliche Bekümmerniß der Mutter um das Glück ihrer Tochter; und glücklich wird sie durch mich seyn, wenn Liebe sie glücklich machen kann. Und daß dieses ist, habe ich in Lottchens Herzen gelesen.

Wollen Sie, theuerste Mutter, — o lassen Sie mich bei diesem Namen Sie nennen, der die Gefühle meines Herzens und meine Hoffnungen gegen Sie ausspricht — wollen Sie das Theuerste, was Sie haben, meiner Liebe anvertrauen? meine Wünsche durch Ihre Billigung in Wirklichkeit verwandeln, wenn es auch die Wünsche Ihrer Tochter sind, wenn wir uns beide in dieser Bitte vereinigen? Ich werde Ihnen mehr zu danken haben, als ich einem Menschen danken kann. Sie werden glücklich seyn in der Glückseligkeit Ihrer Kinder. Unsre Dankbarkeit wird geschäftig seyn, Ihr Leben zu verschönern, und Ihnen das Geschenk der Liebe durch Liebe zu erstatten.

Ich erlaube mir keine weitere Erklärung, bis Sie über die Wünsche meines Herzens entschieden haben werden. Steht nur in Ihrer Seele meinem Glücke nichts entgegen, so werden keine Hindernisse von Außen ihm im Wege stehen. Mit welcher Unruhe und Sehnsucht erwarte ich von Ihnen den Ausspruch über mein ganzes Glück! Aber Liebe allein wird Sie leiten, und darauf gründe ich frohe Hoffnungen. Ewig der Ihrige mit der innigsten Ehrfurcht und Liebe.

Schiller.

Unsere treue Freundin, Frau von Stein, war uns bei dieser ganzen Verhandlung hülfreich; und ihr schöner Verstand und ihr treues warmes Herz waren ihren Freunden in jeder Verlegenheit eine sichere Zuflucht. Schillers Charakter hatte ihre Achtung gewonnen, wie sein Talent.

Die nähere Bekanntschaft desselben mit dem Coadjutor Freiherrn von Dalberg öffnete die schönsten Aussichten für die Zukunft, die auch der guten Mutter viel Beruhigung gaben. Er interessirte sich mit vollem Herzen für Schiller und das Glück seiner Liebe. Er versprach, sobald er Kurfürst würde, welches bei dem hohen Alter des damaligen Regenten in Kurzem zu erwarten war, Schillern ganz nach seinem Wunsch und Sinn anzustellen, und bat mich, meiner Mutter zu sagen, daß ihre Tochter auch in der äußern Existenz sich durch diese Heirath nicht aus ihrem gewohnten Kreise gerissen sehen sollte. Wir wußten durch unsere Freundin, daß er Schillern einen Gehalt von 4000 fl. zudachte und ihm den ganz freien Gebrauch seiner Zeit dabei überlassen wollte.

Welche tiefe Einsicht in Schillers Talent, und welche feste Ueberzeugung, er werde einst mächtig wirken, der edle Mann hatte, geht aus diesem Plan hervor. Nie erlaubte er sich in seinen Regierungsmaßregeln nach kleinlichen persönlichen Motiven mit dem Staatseinkommen zu schalten. Auf einen Brief Schillers an ihn, in späterer Zeit geschrieben, gab er folgende Antwort, der wir ein anderes Schreiben desselben trefflichen Fürsten zufügen:

Hochgeehrtester Herr!

Ihr Brief hat mich sehr erfreut. Das Andenken eines Mannes von Ihrem Geist und Herzen hat für mich so viel Innigst-Erfreuliches. Ich wage es nicht zu bestimmen, was Schillers allumfassender allbelebender Genius unternehmen soll. Nur sey mir erlaubt der stille Wunsch, daß Geister, mit Riesenkräften ausgerüstet, sich selbst fragen möchten: wie kann ich der Menschheit am nützlichsten seyn? Dies Forschen (dünkt mich) führt am

sichersten auf den Weg der Unsterblichkeit, und lohnt mit himmlischem Bewußtseyn. Genießen Sie die reinste Glückseligkeit, und denken Sie manchmal Beide an Ihren Freund und Diener

Mainz, den 12. Sept. 1790.

Dalberg.

Hochgeehrtester Herr!

Hier sind, fürtrefflicher Mann, meine Gedanken, die Sie wiederholt verlangen. Ich wage sie schüchtern und ungern, weil mir bei Schillers Unternehmungen die Wahl wehe thut. Prüfen Sie, und folgen Sie innigster Ueberzeugung. Ich bin mit großer Hochachtung Ew. Wohlgeboren ergebenster Diener

Erfurt, den 2. Nov. 1790.

Dalberg.

Der höchste Geist lebender Darstellung bildet Situation und Gespräche, umfaßt und schildert den Menschen ganz und von allen Seiten.

Der Geschichtschreiber darf nur diejenigen Stellen aus gleichzeitigen Geschichtschreibern ausheben, welche Helden oder Völker darstellen.

Geschmack der Darstellung sind ihm genug; geistvoller Trieb der Darstellung gefährlich, weil sie ihn leicht in die Gefilde des Romans führen.

Der aufmerkende, prüfende, sammelnde Forschungsgeist ist Element des Geschichtschreibers; der Genius höchst lebender Darstellung Element des dramatischen Dichters.

Nur darin treffen beide mit allen Geisteswerkmeistern überein, daß jeder seinen eigenen Brennpunkt haben muß, durch den er seinem Werke Einheit gibt, die Theile in ein Ganzes schmelzt. — So schmelzt Shakespeare die leben- und geistvollen Kinder seiner Phantasie in ein Drama, und Robertson schmelzt die Bruchstücke seines sammelnden, forschenden Fleißes in eine Geschichte.

Hohes Darstellungs-, Bildungsvermögen ist seltenes Ge-

schenk der Natur. Forschungsgeist ist Werk des Fleißes, kann eher erworben werden.

Schiller vereinigt beides, Bildungskraft und das schätzbare Ausdauern des Fleißes. Doch wünsche ich, daß er in ganzer Fülle dasjenige leiste, wirke, was nur er leisten kann, und das ist Drama.

Wirkung auf die Menschheit hängt von dem Grade der Kraft ab, den der Verfasser in sein Werk legt. Thucydides und Xenophon würden nicht läugnen, daß Homer und Sophokles wenigstens eben so viel wie sie gewirkt haben.

Während unseres Weimarischen Aufenthaltes machte Schiller auch die Bekanntschaft Wilhelm von Humboldts, der durch's ganze Leben mit ihm in einem innigen Verhältnisse blieb. Schon damals kündigte sich die geistige Kraft dieses Mannes an, die, bei einer Vereinigung der vielseitigsten Kenntnisse, immer neue Blüthen im Felde der Philosophie und Aesthetik trieb, so wie sein Charakter sich offenbarte, der später in die großen Weltbegebenheiten so kräftig als edel einwirkte.

Das Bedürfniß eines immer regen Ideenlebens band ihn an Schillers Umgang so sehr, daß er mehrere Jahre in Jena lebte, und da er sich von dem Freunde trennen mußte, in einem immer lebhaften Briefwechsel mit ihm blieb. Er wurde der Gatte unserer Freundin, und die innige Verbindung mit diesen lieben, und durch so viele Vorzüge ausgezeichneten Menschen war eine der schönen Lebensblüthen, die das Geschick uns darbot. Aus Goethe's und Schillers Correspondenz lernt man das vertrauliche Verhältniß genau kennen, das sich in geistvoller Theilnahme und Liebe immer gleich blieb.

Die glückliche Verbindung unserer Freundin hatte sich auch in Weimar entschieden. Es waren heitere Tage. In der engen Verbindung eines kleinen Kreises guter und geistvoller Menschen, wo jedes seine Originalität behauptet, und sich vom Odem der Liebe getragen und verstanden fühlt, liegt wohl immer der reinste

Lebensgenuß, und der daraus entstehende Contrast mit der übrigen fremden Welt, wo Alles an Berechnung, Rücksicht und Beschränkung mahnt, erzeugt manche komische, wunderliche Situationen, die jenem Genuß eine eigene Würze geben. Das Glück jedes menschlichen Wesens war uns heilig; nichts als die Wahrheit galt; aber belästigt wollten wir so wenig als möglich durch fremde Existenzen seyn, die nur Leerheit und Flachheit darboten; und vielleicht achteten wir zuweilen der nothwendigen Weltformen nicht genug, fehlten in der Art sie von uns abzureißen, und jugendlicher Scherz gerieth in Uebermuth.

Um unsern edlen Freund und Beschützer Dalberg dachten wir uns in der schönen Gegend von Mainz ein herrliches Leben. Sein großer, immer lebendiger Geist, mit wahrhaft kindlicher Güte des Herzens, wie sie dem Genie eigen ist, vereint, gaben dem Leben mit ihm einen Zauber, der das Herz unwiderstehlich anzog. Wilhelm von Humboldt wollte auch dort leben, und ich in Besuchen mich mit meinen Freunden oft vereinen. Schwerlich hat je ein so schönes Leben existirt, als es unsere Phantasie dichtete. Dalberg hörte unsern Träumen oft lächelnd zu; dann verfinsterte aber oft tiefer Ernst seine Züge, und er sagte: „Kinder, denkt euch das ja nicht als etwas Gewisses; mancher Sturm kann das Alles umstürzen.“ Er ahnete als Staatsmann die Zerstörung des Vaterlandes und seiner Aussichten.

Die Pariser Begebenheiten waren natürlich oft der Gegenstand seiner Gespräche, und mich erinnere ich, daß er, wenn wir uns des Geistes und der schönen Reden der Nationalversammlung erfreuten, sagte: es sey unmöglich, daß von einer Gesellschaft von sechshundert Menschen etwas Vernünftiges beschlossen werde. Schiller mußte vermöge seiner innern Natur sich stets und bald wieder von der fröhlichen Seite des Lebens zur ernsten wenden; er war ein Tasso; auch er konnte von sich sagen:

Wenn ich nicht sinnen oder dichten soll,
So ist das Leben mir kein Leben mehr. —

Folgender Brief an meine Schwester spricht diese Stimmung aus.

Sonntag Abends 1789.

Du bist jetzt zusammen mit Deiner Lieben, und mein Herz sagt mir, daß ich Dir nicht fern bin. Noch vier Tage, und ich bin in eurer Mitte. — Das ist eine unaussprechlich schöne Aussicht. Meine Sorge ist nur, daß wir einander so wenig werden seyn können. Einige Vormittagsstunden — das wird wohl Alles seyn, und Ihr werdet dafür sorgen, fürchte ich, daß die Vormittage nicht zu früh anfangen. Ich will eine Stunde Vorlesung mehr noch daran wenden, und es einrichten, daß ich Donnerstag Abends spätestens zwischen neun und zehn in Erfurt bin.

Auf die neuen Familiengestalten bin ich begierig. Thu' mir den Gefallen und beschreibe mich als einen wunderlichen Kopf, oder lieber gleich als einen Bären — das hat in Rudolstadt schon mein Glück gemacht; und wenn ich dann nur Niemand fresse, so bin ich ein artiger Mensch. Das Universum von D. hätte ich noch gar gern gelesen; aber hier ist es nicht zu haben. In Erfurt hoffe ich es zu finden; ich rechne darauf, es aus der Tasche heraus sehen zu lassen, wenn ich beim Coadjutor bin. Da ich diese Zeit her alles Interesse an Arbeiten verloren, die nicht durch sich selbst es erzwingen, so bin ich darauf gefallen, ein altes Schauspiel wieder hervorzusuchen, wovon schon vor drei Jahren Scenen fertig waren. Die Scenen mißfielen mir; aber ich habe eine davon mit vielem Glück retouchirt. In der Thalia wirst Du sie lesen, oder auch hier im Manuscript. Schon lange fehlte es mir an einem Gefühl des gegenwärtigen Genius — so daß es schien, als wenn er mit mir schmollte; aber Amor und der Genius der Dichter sind auf einander nicht neidisch; vielmehr ist es ihr Interesse, wenigstens bei mir, freundlich zusammen zu halten. Ich kann gar nicht beschreiben, meine Liebe, wie mich die Aussicht freut, mich an Deiner Seite mit einer dichterischen Arbeit zu beschäftigen. Die höchste Fülle des künstlerischen Genusses mit dem gegenwärtigen Genuß des Herzens zu verbinden, war immer das höchste Ideal, das ich vom Leben hatte, und beide zu vereinigen, ist bei mir auch das unfehlbarste Mittel, jeden zu seiner höchsten Fülle zu

bringen. An Deinem Herzen, meine Liebe, werde ich diesen Wunsch in Erfüllung sehen. Liebe allein, ohne dieses innere Thätigkeitsgefühl, würde mir ihren schönsten Genuß bald entziehen — wenn ich glücklich bleiben soll, so muß ich zum Gefühl meiner Kräfte gelangen; ich muß mich der Glückseligkeit würdig fühlen, die mir wird; — und dieses kann nur geschehen, wenn ich mich in einem Kunstwerk beschaue. Es ist nicht Egoisterei, nicht einmal Stolz, es ist eine von der Liebe unzertrennliche Sehnsucht, sich selbst hoch zu schätzen.

Ihr seyd Alle gesund, will ich hoffen, und eure Glückseligkeit wird durch nichts gestört. Ich drücke Dich an mein Herz, meine Lotte!

S.

In diesem Winter wurde Kotzebue's Menschenhaß und Reue zuerst in Weimar gespielt. Schiller bat uns, mit ihm ins Theater zu gehen, da er das Stück gern sehen wolle. Wir blieben ganz ungerührt, und spaßten über die vielen falschen sentimentalen Dinge und Motive, die es enthält. Schiller kannte den Standpunkt des Geschmacks im großen Publikum und sagte vorher, daß Kotzebue viel Glück machen würde.

In dieser Zeit lernten wir auch den liebenswürdigen Dichter Salis kennen, dessen Persönlichkeit ganz mit seinen Dichtungen im Einklang stand. Er brachte ein Empfehlungsschreiben von Wilhelm von Wolzogen aus Paris. Die Gräuelscenen hatten dort begonnen. Salis Erzählungen und Wilhelms Brief schlugen unsere Freude über den Sturm der Bastille schrecklich nieder, und wir geriethen in Unruhe über die Existenz unseres Freundes auf jenem Vulcan aller empörten Leidenschaften. Schiller hatte diese Begebenheiten schon bei ihrem ersten Entstehen ernst und ahnungsvoll aufgenommen; er hielt die Franzosen für kein Volk, dem ächt republikanische Gesinnungen eigen werden könnten.

Zwischen ihm und Goethe war, zu unserm großen Verdruß, kein Verhältniß entstanden, obgleich sich der Letztere gegen uns, wie früher, freundschaftlich benahm, und in realen Verhältnissen

Schillern immer wohlwollend entgegenkam. Was uns damals als unangenehme Lücke erscheinen mußte, sollte nach einigen Jahren herrlicher, als wir ahnen konnten, ausgefüllt werden.

Am 20. Februar 1790 wurden Schiller und meine Schwester in der Kirche von Wenigenjena durch Herrn Pfarrer Schmidt getraut. Die Mutter war von Rudolstadt gekommen, und freute sich des Glückes ihrer Kinder von ganzer Seele. Die schönste Gabe des Himmels, vollkommene, dauernde Einstimmung der Herzen, beglückte diese Ehe. Unter den Leiden, die jedes Erdenleben umdrängen, waren häuslicher Friede in zarter Liebe und ungetrübtem Vertrauen, Harmonie des Geschmacks, und gleiche Stimmung für gesellige Freuden ein immer lauterer Quell des Segens und Trostes. Tief rührte mich folgendes Sonnet, das ich unter den Papieren meiner Schwester fand. Es ward am neunzehnten Jahrestage ihrer Trauung geschrieben, vier Jahre nach Schillers Tode. Um so tiefer ergriff es mich, da in diesem Monate auch die tödtliche Krankheit meines Mannes, dessen treue Freundschaft im Andrang stürmischer Zeit der Schwester Trost und Stütze war, sich entschied.

Die wechselnden Gefährten.

Den 20. Februar 1809,

zum Gedächtniß des 20. Februar, 1790.

Als das Geschick dereinst zu süßem Lohne
Mir zu Begleitern Lieb' und Treu' gegeben,
Da dünkt' ich mir zum Himmel aufzuschweben;
Das Leben reichte seine Blüthenkrone.

Nun faßt nur Sehnsucht jene hellen Sterne
Im Himmelsraum; die Zeit gebiert nur Schmerzen,
Und Glaub' und Wahrheit fliehen in die Ferne.
Nichts stillt die Wehmuth der zerriss'nen Herzen.

Die Sorge naht in grauem Nebelschleier,
Und will für die Geliebten, die mir blieben,
Kein freundlich Bild der Zukunft mehr enthüllen.

Nicht eilen wir zu Tagen froher Feier;
Das Schicksal will des Herzens Kräfte üben,
Und nicht auf Erden wird der Schmerz sich stillen.

Achter Abschnitt.

Häusliches Leben. Krankheit. Reise nach Schwaben.

Schillers äußere Lage gestaltete sich durch glückliche Ereignisse noch besser, als wir gehofft hatten; die Gegenwart war heiter, in die Zukunft sah man sorgenlos. Die unternommene Herausgabe von Memoires, wozu Schiller die einleitende Abhandlung schrieb, deren er in einem seiner oben mitgetheilten Briefe gedacht, und die Fortsetzung der Thalia sicherten ihm eine für seine Bedürfnisse hinlängliche Einnahme. Es blieb ihm dabei noch Zeit zu Recensionen für die allgemeine Literaturzeitung übrig, zu der er schon seit 1787 Beiträge lieferte. Dann hatte ihn der Buchhändler Göschen aufgefordert, eine Geschichte des dreißigjährigen Kriegs für einen historischen Almanach zu schreiben; und ein deutscher Plutarch war die Arbeit, die den folgenden Jahren vorbehalten wurde.

In den ersten Monaten nach seiner Heirath schrieb Schiller seinem Freund Körner:

„Es lebt sich doch ganz anders an der Seite einer lieben Frau, als so verlassen und allein — auch im Sommer. Jetzt erst genieße ich die schöne Natur ganz, und lebe in ihr. Es kleidet sich wieder um mich herum in dichterische Gestalten, und oft regt sich's wieder in meiner Brust. Was für ein schönes Leben führe ich jetzt! Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her, und mein Herz findet eine so schöne Nahrung und Erholung. Mein Daseyn ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gehen mir

diese Tage dahin. Meinem künftigen Schicksale sehe ich mit heiterem Muthe entgegen. Jetzt, da ich am erreichten Ziele stehe, erstaune ich selbst, wie alles doch über meine Erwartungen gegangen ist. Das Schicksal hat die Schwierigkeiten für mich besiegt; es hat mich zum Ziele gleichsam getragen. Von der Zukunft hoffe ich Alles. Wenige Jahre, und ich werde im vollen Genusse meines Geistes leben; ja ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren; ein inneres Dichterleben gibt mir sie zurück."

Seitdem Schillern ein sicheres ruhiges Hausleben beglückte, war er mit Menschen und Verhältnissen, die sonst so oft Unzufriedenheit in ihm erregten, ausgesöhnt. Seiner Frau suchte er eine angenehme Geselligkeit zu bereiten. Das Griesbachische und Paulussche Haus gewährten eine anmuthige Unterhaltung, die durch das musikalische Talent und die schöne Stimme der Frau Paulus einen besondern Reiz gewann. Schiller liebte sehr die Musik, und hatte sie gern in einem Nebenzimmer, wenn er in seiner Arbeitsstube auf- und abging und sich einer dichterischen Stimmung überließ. Dies bewog meine Schwester, noch weiteren Unterricht im Clavierspielen zu nehmen. Das Lied von Gluck: „Einen Bach, der fließt" brachte ihm immer die angenehmsten Phantasien zu. Wanderungen in die so mannigfaltige freundliche Gegend, Reisen nach Rudolstadt zu meiner Mutter und mir, gaben dem Leben Abwechslung und Heiterkeit.

Mit den meisten Gelehrten stand Schiller im besten Vernehmen, mit Schütz und Hufeland in freundschaftlichem Verhältniß, in genauerer Verbindung mit Reinhold. Es konnte nicht fehlen, daß er besonders durch Letztern auf die Kantische Philosophie aufmerksam gemacht wurde, und daß diese ihn anzog. Reinholds Briefe, erinnere ich mich, waren damals schon oft der Gegenstand seiner Gespräche mit unserm Freunde Gleichen und mir.

Dieses Jahr war wohl eines der glücklichsten in Schillers Leben, und der erste Gedanke, Wallensteins Abfall und Tod dramatisch zu bearbeiten, welcher bei dem Lesen der Quellen des

dreißigjährigen Krieges entstand, war die Blüthe eines heitern in sich befriedigten Daseyns. Auch die ästhetischen Studien, die ebenfalls ihn zum Schaffen anregten, erfreuten ihn, wie sich aus folgender Stelle eines Briefes an mich (vom 15. Mai 1790) ergibt:

„Lottchen hat gestern zwei Stunden im Cabinet neben meinem Auditorium zugebracht und mich lesen hören, und mir Thee gemacht. Sie hat sich erst vor den Studenten gefürchtet, jetzt aber hat sie Herz. Ich fing gestern die Vorlesungen über die Tragödie an, und finde gar viel Vergnügen an dieser Arbeit. Ich entdecke viele Erfahrungen, die die Ausübung der tragischen Kunst mir verschafft hat, und von denen ich selbst nicht wußte, daß ich sie hatte. Zu diesen suche ich den philosophischen Grund, und so ordnen sie sich unvermerkt in ein lichtvolles, zusammenhängendes Ganze, das mir viel Freude verspricht. Ich habe so doch jede Woche eine aufgeheiterte Stunde an einem Orte, wo sie sonst nicht sehr zu erwarten ist."

Schiller beschäftigte sich in dieser Zeit, da er über den Oedipus Vorlesungen hielt, mit der Poetik des Aristoteles, und übersetzte meiner Schwester und mir oft Stellen daraus. Die Ansichten dieses großen Geistes erfreuten ihn, und wahrscheinlich schrieb er auch damals an seinen Freund Körner:

„Ich habe vor einiger Zeit Aristoteles Poetik gelesen, und sie hat mich nicht nur nicht niedergeschlagen und eingeengt, sondern wahrhaft gestärkt und erleichtert. Nach der peinlichen Art, wie die Franzosen den Aristoteles nehmen und an seinen Forderungen vorbeizukommen suchen, erwartet man einen kalten, illiberalen und steifen Gesetzgeber in ihm, und gerade das Gegentheil findet man. Er dringt mit Festigkeit und Bestimmtheit auf das Wesen, und über die äußern Dinge ist er so lax, als man seyn kann. Was er vom Dichter fordert, muß dieser von sich selbst fordern, wenn er irgend weiß, was er will; es fließt aus der Natur der Sache. Die Poetik handelt beinahe ausschließend von der Tragödie, die er mehr als irgend eine andere poetische Gattung begünstigt. Man merkt ihm an, daß

er aus einer sehr reichen Erfahrung und Anschauung herausspricht, und eine ungeheure Menge tragischer Vorstellungen vor sich hatte. Auch ist in seinem Buche absolut nichts Speculatives, keine Spur von irgend einer Theorie; es ist Alles empirisch; aber die große Anzahl der Fälle, und die glückliche Wahl der Muster, die er vor Augen hat, gibt seinen empirischen Aussprüchen einen allgemeinen Gehalt, und die völlige Qualität von Gesetzen."

„In den Jahren von 1790 bis Ende 1794," fährt Körner fort, „wurde kein einziges Originalgedicht fertig, und bloß die Uebersetzungen aus dem Virgil fallen in diese Zeit. Es fehlte indessen nicht an Planen zu künftigen poetischen Arbeiten. Besonders waren es Ideen zu einer Hymne an das Licht und zu einer Theodicee, was Schillern damals beschäftigte."

„Auf diese Theodicee," schreibt er, „freue ich mich sehr, denn die neue Philosophie ist gegen die Leibnitzische viel poetischer und hat einen größern Charakter."

Vorzüglich gab ihm die Geschichte des dreißigjährigen Krieges, die er für Göschens historische Almanache vom Jahre 1791 an bearbeitete, Stoff zu poetischer Thätigkeit. Einige Zeit beschäftigte ihn der Gedanke, Gustav Adolph zum Helden eines epischen Gedichts zu wählen, wie aus folgender Stelle seiner Briefe zu ersehen ist:

„Unter allen historischen Stoffen, wo sich poetisches Interesse mit nationellem und poetischem noch am meisten gattet, steht Gustav Adolph oben an. — Die Geschichte der Menschheit gehört als unentbehrliche Episode in die Geschichte der Reformation, und diese ist mit dem dreißigjährigen Kriege unzertrennlich verbunden. Es kommt also bloß auf den ordnenden Geist des Dichters an, in einem Heldengedichte, das von der Schlacht bei Leipzig bis zur Schlacht bei Lützen geht, die ganze Geschichte der Menschheit ungezwungen, und zwar mit weit mehr Interesse zu behandeln, als wenn dies der Hauptstoff gewesen wäre."

Die Idee zum Wallenstein blieb die vorherrschende, und wäre vielleicht bald zur Ausführung gelangt. Aber ein harter Schlag traf Schillern und die Seinen in dieser sich so glücklich

gestaltenden Zeit. Während eines Besuchs, den er dem Coadjutor in Erfurt machte, ward er beim Abendessen, nach einem Concert im Stadthause, wozu uns jener eingeladen, von einem heftigen Fieber angefallen. Erkältung war wahrscheinlich der Hauptgrund dieses Anfalls. Nach einigen Tagen war er so weit hergestellt, daß er wieder nach Jena zurückreisen konnte. Aber kaum dort angelangt, ergriff ihn eine Brustkrankheit, die seinen körperlichen Zustand für seine ganze Lebenszeit zerrüttete.

Ich eilte nach Jena, fand die augenblickliche Gefahr durch seinen trefflichen Arzt Starke abgewendet; aber Rückfälle waren zu fürchten.

Die allgemeine Liebe, die sich Schiller in Jena erworben, zeigte sich in der hülfreichen Theilnahme, die man meiner Schwester bezeigte. Viele von seinen Zuhörern, im freundlichen Jugendeifer, boten sich zur Pflege und zu Nachtwachen bei dem Kranken an. Hardenberg, der später unter dem Namen Novalis bekannt wurde, zeigte die innigste Theilnahme, und kam damals zuerst Schillern vertraulich nahe. Gustav von Adlerskron, ein Liefländer, der besonderer Familienverhältnisse wegen unter einem angenommenen Namen in Jena studirte, zeigte einen so anhaltenden Eifer, und eine solche Umsicht und Zartheit in Schillers Wartung, daß er diesem sehr werth wurde, und immer als treuer Hausfreund angesehen blieb. Hardenbergs Talent für die Dichtkunst that sich damals schon kund. Sein Vater besuchte Schillern in Jena, und bat ihn, das Vertrauen, welches sein Sohn in ihn setze, zu benutzen, und denselben eifrig auf der Bahn der Studien zu erhalten, die sein künftiges Emporkommen im Staatsdienst, für den er bestimmt sey, fördern könnten. Schiller sprach im Sinne des Vaters zu dem Jünglinge, legte ihm die väterliche Sorge ans Herz, und für einige Zeit hatten die freundlichen Ermahnungen den besten Erfolg. Andere Umgebungen und der Tod seiner Braut waren Ursache, daß der Sinn des Jünglings sich von allen Aussichten auf irdisches Glück abwandte. Die reinen Laute seines Herzens, sein religiöses Gefühl, sein Sehnen nach dem Ewigen bleiben allen Gleichfühlenden theuer.

Schiller genas; aber beängstigende Brustkrämpfe waren von dieser Krankheit zurückgeblieben. Die öffentlichen Vorlesungen mußten unterbrochen werden; er versammelte in seinem Zimmer so viele Zuhörer, als es fassen konnte, zu Privatvorträgen über Aesthetik.

Wunderbar erhielt sich die Kraft seines Geistes. Alle leidensfreien Tage waren heiter; er arbeitete, und suchte die Gefahr, die er selbst in den ersten Zeiten für dringend hielt, den Seinen zu verbergen.

Kants System hatte ihn mehr und mehr angezogen, wie man bei der speculativen Richtung, die sein Geist früh nahm, erwarten konnte. Wie sehr der große Geist dieses Philosophen ihn ansprach, geht aus folgenden Briefen an Körner hervor.

Jena, den 3. März 1791.

Du erräthst wohl nicht, was ich jetzt lese und studire? Nichts Schlechteres als — Kant. Seine Kritik der Urtheilskraft, die ich mir selbst angeschafft habe, reißt mich hin durch ihren neuen, lichtvollen, geistreichen Inhalt, und hat mir das größte Verlangen beigebracht, mich nach und nach in seine Philosophie hinein zu arbeiten. Bei meiner wenigen Bekanntschaft mit philosophischen Systemen würde mir die Kritik der Vernunft und selbst einige Reinholdsche Schriften für jetzt noch zu schwer seyn und zu viel Zeit wegnehmen. Weil ich aber über Aesthetik schon selbst viel gedacht habe und empirisch noch mehr darin bewandert bin, so komme ich in der Kritik der Urtheilskraft weit leichter fort und lerne gelegenheitlich viele Kantische Vorstellungsarten kennen, weil er sich in diesem Werke darauf bezieht und viele Ideen aus der Kritik der Vernunft in der Kritik der Urtheilskraft anwendet. Kurz ich ahne, daß Kant für mich kein so unübersteiglicher Berg ist, und ich werde mich gewiß noch genauer mit ihm einlassen. Da ich künftigen Winter Aesthetik vortragen werde, so gibt mir dieses Gelegenheit, einige Zeit auf Philosophie überhaupt zu wenden. Dein S.

Jena, den 1. Januar 1792.

Ich treibe jetzt mit Eifer Kantische Philosophie, und gäbe viel darum, wenn ich jeden Abend mit Dir darüber verplaudern könnte. Mein Entschluß ist unwiderruflich gefaßt, sie nicht eher zu verlassen, bis ich sie ergründet habe, wenn mich dies auch drei Jahre kosten könnte. Uebrigens habe ich mir schon sehr Vieles daraus genommen und in mein Eigenthum verwandelt. Nur möchte ich zu gleicher Zeit gerne Locke, Hume und Leibnitz studiren.

Jena, den 25. März 1792.

An die ästhetischen Briefe habe ich, wie Du leicht begreifen wirst, jetzt noch nicht kommen können; aber ich lese in dieser Absicht Kants Kritik der Urtheilskraft wieder, und wünschte deßwegen, daß Du Dich vorläufig auch recht damit vertraut machen möchtest. Wir werden einander dann um so leichter begegnen und mehr auf den nämlichen Zweck arbeiten, auch eine mehr gleichförmige Sprache führen. Baumgarten will ich auch noch vorher lesen.

Jena, den 15. Oktober 1792.

Jetzt stecke ich bis an die Ohren in Kants Kritik der Urtheilskraft. Ich werde nicht ruhen, bis ich diese Materie durchdrungen habe, und sie unter meinen Händen etwas geworden ist. Auch ist es nöthig, daß ich auf alle Fälle ein Collegium ganz durchdenke, und erschöpfe, damit ich in diesem Sattel völlig gerecht bin, und auch um mit Leichtigkeit, ohne Kraft- und Zeitaufwand etwas Lesbares, für die Thalia, zu jeder Zeit schreiben zu können. Bald werde ich Dich mit meinen Untersuchungen und Entdeckungen zu unterhalten den Anfang machen und die verabredete Correspondenz einleiten.

Das Studium der Kantischen Philosophie unter Reinholds Leitung hatte viele geistvolle Männer nach Jena gezogen, die sich bei Schiller zu philosophischen Gesprächen einfanden. Der Doctor Ehrhard, aus Nürnberg, interessirte ihn besonders durch seinen Scharfsinn, und der Eifer des Baron Herbarts, den im Mannesalter Liebe zur Philosophie aus Steiermark nach Jena gezogen, war ihm achtungswürdig; er liebte den Umgang dieses jovialen liebenswürdigen Menschen. Aber Anfälle von schweren Brustkrämpfen blieben nicht aus und griffen störend in das heitre geistige Leben. Bei einem Besuche in Rudolstadt erlitt er einen neuen harten Anfall, wo er sich entschieden dem Tode nahe glaubte. Das Leben war ihm werth und reizend; aber mit männlicher Fassung suchte er uns zu beruhigen und das Unvermeidliche ertragen zu lehren. Ich las ihm die Stellen aus Kants Kritik der Urtheilskraft, die auf Unsterblichkeit deuten, vor. Den Lichtstrahl aus der Seele des ruhigen Weisen, und den tröstenden Glauben meines Herzens, daß solch ein Wesen in der Blüthe seiner Kraft nicht enden, uns nicht für immer entzogen werden könne, nahm er ruhig auf. „Dem allwaltenden Geiste der Natur müssen wir uns ergeben," sagte er, „und wirken, so lange wir's vermögen." Wir sollten unsere Freunde zu ihm kommen lassen, damit sie lernten, wie man ruhig sterben könne. Als ihm die Sprache schwer zu werden anfing, griff er nach dem Schreibzeuge und schrieb: „Sorget für eure Gesundheit, man kann ohne das nicht gut seyn." Noch verwahre ich diese rührenden Worte der Liebe.

Die Krämpfe ließen nach auf die Mittel unsers geschickten Arztes Conradi, der uns immer mit der Hoffnung tröstete, sie seyen nicht tödtlich. „Es wäre doch schön, wenn wir noch länger zusammen blieben!" sagte er seiner Frau und mir, mit sehr heiterm Blick.

Der Zustand besserte sich; er glaubte wieder an ein längeres Leben, machte Plane zu Arbeiten, und las viel in den schlaflosen Nächten. Reisen interessirten ihn sehr. In unsern Gesprächen wanderten wir über die ganze bekannte Erde, durch

alle Zonen. Die Natur und besonders die Verschiedenheit der Menschen und ihre Zustände zogen unsre Betrachtung an. Die Länder am Nordpol, wo der Mensch mit allen Elementen um sein Daseyn kämpfen muß, waren Schillern besonders merkwürdig. „Man bringt doch immer etwas von solch einer Reise um die Erde zurück," sagte er.

In dieser Zeit las er auch Tasso's befreites Jerusalem in Heinse's Uebersetzung mit dem größten Antheil. Als wir einmal von einem Besuche über Land zurückkamen, hatte er das Gedicht vollendet, und sagte: „Der Tasso liegt mir in allen Gliedern." In dieser Epoche fing die Unordnung im Schlaf und Wachen bei ihm zuerst an. Er fand, daß er eher einschlafe, wenn er unter einem leichten Geschäft sich vom Schlaf übermannen ließ, als wenn er ihn erwartete. Unsere Hausjungfern spielten mit ihm Karten, wobei er sehr heiter war, so daß sie gern ein paar Stunden Schlaf opferten, dessen meine Schwester und die übrigen Hausbewohner so sehr bedurften, um dem Leidenden den Tag heiter zu machen.

Ende Julius konnte er nach Karlsbad reisen, wo er sehr eingezogen lebte. Die Bekanntschaft mit einigen bedeutenden österreichischen Kriegern interessirte ihn, und gab ihm neue Ansichten dieses Standes, in den er, seines Wallensteins wegen, gern hinein schaute. In Eger besuchte er das Rathhaus; er sah hier ein Bild Wallensteins, auch das Haus, wo dieser seinen Tod fand.

Den September brachte er in Erfurt zu; die Abende meistens bei dem immer gleich freundschaftlichen und thätig theilnehmenden Dalberg. Vieles kam unter ihnen zur Sprache, besonders Wallenstein.

Wie Schiller unter den Krankheitsanfällen, die eigentlich dieselben blieben, aber bei ihrer traurigen Wiederkehr für ihn und uns allmählig von ihrer Furchtbarkeit verloren, sein reges Geistesleben erhielt, zeigen seine Arbeiten in dieser Periode. Er setzte die früher begonnene Geschichte des dreißigjährigen Krieges fort, so wie seine ästhetischen Studien, und erheiterte sich durch

die Uebersetzungen aus der Aeneide, da er sich zu eigenen Dichtungen nicht stark genug fühlte. „Auch darf man nicht glauben," sagt sein Freund Körner, „daß überhaupt damals eine hypochondrische Stimmung durch körperliche Leiden bei ihm hervorgebracht worden wäre. Mehrere Stellen aus seinen Briefen beweisen, daß er eben in dieser Zeit für begeisternde Wirksamkeit und für edlern Lebensgenuß nichts weniger als erstorben war."

Ein sehr angenehmer, geistreicher Kreis von Hausfreunden, die auch großentheils an Schillers Tische zu Mittag aßen, trug viel zur Erheiterung bei. Der jetzige Präsident Fischenich, Niethammer, Herr von Stein, der liebenswürdige Sohn unserer Freundin, von Fichart und sein Hofmeister Göritz waren die tägliche Tischgesellschaft. Offenheit und Heiterkeit herrschte bei dem mäßigen Mahl. Schiller gab sich dem muntern Gespräch unter diesen guten, von regem wissenschaftlichem Interesse belebten Menschen hin, von denen mehrere sich in der Folge durch Schriften und im Staatsdienst merkwürdig gemacht haben.

Mit Niethammer und Fischenich unterhielt er sich vorzüglich über die Kantische Philosophie, und diese war, bei dem lebhaften Interesse, das sie den drei Männern einflößte, ein nie versiegender Quell für gegenseitige Mittheilung. Ein dauerndes Band blieb durch's ganze Leben; und nach Schillers Tode fand der edle Fischenich Gelegenheit, seine Freundschaft für denselben den Hinterlassenen treu und auf die großmüthigste Art zu beweisen.

Eine Reise im Frühjahr 1792 zu seinem Freunde Körner gewährte Schillern großen Genuß; doch war sie auch durch Krankheitsanfälle getrübt.

Fischenich begleitete ihn nach Dresden, und philosophische Gespräche beseelten jede freie Stunde. Dann erfreute Schillern auf das innigste ein Besuch seiner Mutter, die eben eine schwere Krankheit überstanden hatte, und seiner jüngsten Schwester. Früher hatte er mir geschrieben: „Heute habe ich einen Brief von Hause erhalten, worin die angenehme Nachricht steht, daß meine Mutter sich anfängt zu erholen. Herzlich hat sie mich erfreut. Ich hoffe noch einmal sie wieder zu sehen und ihr einige

frohe Tage zu schenken. Auch Dich und Lottchen muß sie noch sehen, und mein Vater euch seine Artigkeiten ins Angesicht sagen." Die funfzehnjährige Schwester hatte die schönsten Anlagen. Stellen aus Schillers Gedichten zu declamiren, war ihre größte Freude, und ihre Naivetät machte uns viel Vergnügen.

Mehrere Rückfälle ließen indeß das Schlimmste für Schillers Gesundheit fürchten. Er bedurfte der größten Schonung; öffentliche Vorlesungen wären ihm äußerst schädlich gewesen; selbst Privatvorträge verboten ihm seine immer wiederkehrenden Brustkrämpfe. „Diese und alle andern anstrengenden Arbeiten mußten ausgesetzt bleiben, sagt Körner. Es kam Alles darauf an, ihn wenigstens auf einige Jahre in eine sorgenfreie Lage zu versetzen, und hierzu fehlte es in Deutschland weder an Willen noch an Kräften. Aber ehe für diesen Zweck eine Vereinigung zu Stande kam, erschien unerwartet eine Hülfe aus Dänemark. Von dem damaligen Erbprinzen von Holstein-Augustenburg und von dem Grafen von Schimmelmann wurde Schillern ein Jahrgehalt von tausend Thalern auf drei Jahre, ohne alle Bedingungen, und bloß zu seiner Wiederherstellung angeboten; und dies geschah mit einer Feinheit und Delicatesse, die den Empfänger, wie er schreibt, noch mehr rührte, als das Anerbieten selbst. Dänemark war es, woher einst auch Klopstock die Mittel einer unabhängigen Existenz erhielt, um seinen Messias zu endigen. Gesegnet sey eine so edelmüthige Denkart, die auch bei Schillern durch die glücklichsten Folgen belohnt wurde!"

Wir theilen den Brief dieser edlen Freunde mit.

Den 27. Nov. 1792.

„Zwei Freunde, durch Weltbürgersinn mit einander verbunden, erlassen dieses Schreiben an Sie, edler Mann! Beide sind Ihnen unbekannt, aber beide verehren und lieben Sie. Beide bewundern den hohen Flug Ihres Genius, der verschiedene Ihrer neuern Werke zu den erhabensten unter allen menschlichen Zwecken stempeln konnte. Sie finden in diesen Werken die Denkart, den Sinn, den Enthusiasmus, der das Band ihrer Freundschaft

knüpfte, und gewöhnten sich bei ihrer Lesung an die Idee, den Verfasser derselben als Mitglied ihres freundschaftlichen Bundes anzusehen. Groß war also auch ihre Trauer bei der Nachricht von seinem Tode, und ihre Thränen flossen nicht am sparsamsten unter der großen Zahl von guten Menschen, die ihn kennen und lieben.

„Dieses lebhafte Interesse, welches Sie uns einflößen, edler und verehrter Mann, vertheidige uns bei Ihnen gegen den Anschein von unbescheidener Zudringlichkeit! Es entferne jede Verkennung der Absicht dieses Schreibens; wir faßten es ab mit einer ehrerbietigen Schüchternheit, welche uns die Delicatesse Ihrer Empfindungen einflößt. Wir würden diese sogar fürchten, wenn wir nicht wüßten, daß auch in der Tugend edlern und gebildeten Seelen ein gewisses Maß vorgeschrieben ist, welches sie ohne Mißbilligung der Vernunft nicht überschreiten darf.

„Ihre durch allzuhäufige Anstrengung und Arbeit zerrüttete Gesundheit bedarf, so sagt man uns, für einige Zeit eine große Ruhe, wenn sie wieder hergestellt und die Ihrem Leben drohende Gefahr abgewendet werden soll. Allein Ihre Verhältnisse, Ihre Glücksumstände verhindern Sie, sich dieser Ruhe zu überlassen. Wollen Sie uns wohl die Freude gönnen, Ihnen den Genuß derselben zu erleichtern? Wir bieten Ihnen zu dem Ende auf drei Jahre ein jährliches Geschenk von tausend Thalern an. Nehmen Sie dieses Anerbieten an, edler Mann! Der Anblick unserer Titel bewege Sie nicht, es abzulehnen; wir wissen diese zu schätzen. Wir kennen keinen Stolz als nur den, Menschen zu seyn, Bürger in der großen Republik, deren Grenzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Grenzen eines Erdballs umfassen. Sie haben hier nur Menschen, Ihre Brüder, vor sich, nicht eitle Große, die durch solchen Gebrauch ihrer Reichthümer nur einer etwas edlern Art von Stolz fröhnen. Es wird von Ihnen abhängen, wo Sie diese Ruhe Ihres Geistes genießen wollen. Hier bei uns würde es Ihnen nicht an Befriedigung für die Bedürfnisse Ihres Geistes fehlen, in einer Hauptstadt, die der Sitz einer Regierung, zugleich eine große

Handelsstadt ist, und sehr schätzbare Büchersammlungen enthält. Hochachtung und Freundschaft würden von mehreren Seiten wetteifern, Ihnen den Aufenthalt in Dänemark angenehm zu machen; denn wir sind hier nicht die einzigen, welche Sie kennen und lieben. Und wenn Sie nach wieder hergestellter Gesundheit wünschen sollten, im Dienste des Staats angestellt zu seyn, so würde es uns nicht schwer fallen, diesen Wunsch zu befriedigen.

„Doch wir sind nicht so klein eigennützig, diese Veränderung Ihres Aufenthalts zu einer Hauptbedingung zu machen. Wir überlassen dieses Ihrer eigenen freien Wahl. Der Menschheit wünschen wir einen ihrer Lehrer zu erhalten, und diesem Wunsche muß jede andere Betrachtung nachstehen."

In der ersten Wärme des Dankgefühls glaubte sich Schiller stark genug, eine Reise nach Dänemark unternehmen zu können und versprechen zu dürfen; was er in einer Antwort auf jenen Brief that. Der Prinz von Holstein erwiderte:

„Erlauben Sie, edler und verehrter Mann, daß ich Ihnen meine Freude über Ihre Antwort und über die uns gegebene Hoffnung bezeige, Sie hier in Dänemark zu besitzen. Ihr Betragen in dieser Angelegenheit ist ganz Ihrer würdig und vermehrt die Hochachtung, welche ich schon bisher für Sie hegte. Nichts kommt jetzt meiner Sehnsucht bei, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, und ich sehe dem Augenblick mit verdoppelter Ungeduld entgegen, in welchem ich Sie als Mitbürger meines Vaterlandes werde begrüßen können."

Das Verlangen Schillers, diese edlen Freunde persönlich kennen zu lernen, ihnen mündlich zu danken, mit ihnen umzugehen, was für Geist und Herz so reichen Genuß versprach, dieses lebhafte Verlangen blieb indeß unerfüllt. Das Mißtrauen, das er in seine Gesundheit setzte, nahm mit den Jahren zu; er durfte eine Reise in ein nördliches Klima nimmermehr wagen. Ein fortgesetzter Briefwechsel mit der Gräfin Schimmelmann, in dem sich die herrliche Seele dieser ausgezeichneten Frau, so wie

die ihres Gemahls darstellt, erhielt inzwischen eine geistige rege Verbindung. Schillers Bitte, die später in den Horen erschienenen Briefe über ästhetische Erziehung an den Prinzen von Holstein richten zu dürfen, wurde von demselben auf das freundlichste aufgenommen.

Im kräftigen Mannesalter wurde auch dieser edle Fürst der Welt entrissen. Das Andenken des Trefflichen zu erhalten, ist eine heilige Pflicht der Mitlebenden; von dem Grabe edler Verstorbenen geht ein belebender Hauch aus für die Nachwelt.

Körner sagt: „Völlige Wiederherstellung seiner Gesundheit war für Schiller nicht zu erwarten; aber die Kraft seines Geistes, der sich vom Druck äußerer Verhältnisse frei fühlte, siegte über die Schwäche des Körpers. Kleinere Uebel vergaß er, wenn ihn eine ergreifende Arbeit, oder ein ernstes Studium beschäftigte; und von heftigen Anfällen blieb er oft Jahre lang befreit. Er hatte noch schöne Tage zu erleben, genoß sie mit heitrer Seele, und von dieser Stimmung erntete seine Nation die Früchte in seinen trefflichen Werken."

Der Plan zum Wallenstein stand Schillern immer vor der Seele und in seinen heitern Stimmungen beschäftigte er sich damit. Als er schon im Jahre 1792 zur Ausführung kommen sollte!, schrieb er darüber folgendes an Körner:

„Eigentlich ist es doch nur die Kunst selbst, wo ich meine Kräfte fühle; in der Theorie muß ich mich immer mit Principien plagen; da bin ich bloß Dilettant. Aber um der Ausübung selbst willen philosophire ich gern über die Theorie. Die Kritik muß mir jetzt selbst den Schaden ersetzen, den sie mir zugefügt hat. Und geschadet hat sie mir in der That; denn die Kühnheit, die lebendige Gluth, die ich hatte, ehe mir noch eine Regel bekannt war, vermisse ich schon seit mehreren Jahren. Ich sehe mich jetzt erschaffen und bilden, ich beobachte das Spiel der Begeisterung, und meine Einbildungskraft beträgt sich mit minderer Freiheit, seitdem sie sich nicht mehr ohne Zeugen weiß. Bin ich aber erst so weit, daß mir Kunstmäßigkeit zur Natur wird, wie einem wohlgesitteten Menschen die

Erziehung, so erhält auch die Phantasie ihre vorige Freiheit wieder zurück, und setzt sich keine andern als freiwillige Schranken."

Durch die Zeitungen erfuhr Schiller, daß man ihm, wie mehreren andern deutschen Gelehrten, ein französisches Bürgerdiplom zugesendet, das von drei Mitgliedern des Nationalconvents unterschrieben war; nach einigen Jahren erhielt er es durch Compe. Schon seit geraumer Zeit hatte die Revolution sich mit Ungerechtigkeit und Blut befleckt, und viele edle Franzosen selbst, die den Sieg der Freiheit auf der Bahn des Rechts und durch erhöhte rein menschliche Gesinnung zu erringen gehofft, entflohen, um dem Blutgerüste zu entgehen, in das Ausland. Als das Schicksal Ludwigs **XVI.** entschieden werden sollte, schrieb Schiller (im December 1792) Folgendes an seinen Freund Körner:

„Weißt Du mir Niemand, der gut ins Französische übersetzte, wenn ich etwa in den Fall käme, ihn zu brauchen? Kaum kann ich der Versuchung widerstehen, mich in die Streitsache wegen des Königs einzumischen, und ein Memoire darüber zu schreiben. Mir scheint diese Unternehmung wichtig genug, um die Feder eines Vernünftigen zu beschäftigen, und ein deutscher Schriftsteller, der sich mit Freiheit und Beredtsamkeit über diese Streitfrage erklärt, dürfte wahrscheinlich auf diese richtungslosen Köpfe einen Eindruck machen. Wenn ein Einziger aus einer ganzen Nation ein öffentliches Urtheil sagt, so ist man wenigstens auf den ersten Eindruck geneigt, ihn als Wortführer seiner Classe, wo nicht seiner Nation, anzusehen, und ich glaube, daß die Franzosen gerade in dieser Sache gegen fremdes Urtheil nicht ganz unempfindlich sind. Außerdem ist gerade dieser Stoff sehr geschickt dazu, eine solche Vertheidigung der guten Sache zuzulassen, die keinem Mißbrauch ausgesetzt ist. Der Schriftsteller, der für die Sache des Königs öffentlich streitet, darf bei dieser Gelegenheit schon einige wichtige Wahrheiten mehr sagen, als ein Anderer, und hat auch schon etwas mehr Credit. Vielleicht räthst Du mir an, zu schweigen; aber ich glaube, daß

man bei solchen Anlässen nicht indolent und unthätig bleiben darf. Hätte jeder freigesinnte Kopf geschwiegen, so wäre nie ein Schritt zu unserer Verbesserung geschehen. Es gibt Zeiten, wo man öffentlich sprechen muß, weil Empfänglichkeit dafür da ist, und eine solche Zeit scheint mir die jetzige zu seyn."

Ehe dieser Gedanke zur Ausführung kommen konnte, war das Urtheil des unglücklichen Königs schon gefällt.

Das Studium von Kants Kritik der Urtheilskraft führte Schillern in immer weitere philosophische Untersuchungen, deren Resultate er in der Abhandlung über Anmuth und Würde, in verschiedenen Aufsätzen der Thalia, und hauptsächlich später in den schon erwähnten Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen bekannt machte. Die Schrift „Anmuth und Würde" dedicirte er in der ersten Ausgabe unserem Freunde Dalberg mit einer Zeile aus Milton: „Was du hier siehest, edler Geist, das bist du selbst." Gewiß ein Muster einer feinsinnigen Dedication.

In der Mitte des Jahres 1793 schrieb Schiller an Körner: „Die Liebe zum Vaterlande ist sehr lebhaft in mir geworden." Das Verlangen, dasselbe nach so langer Zeit wieder zu sehen, ward lebendiger; und im August unternahm er mit seiner Gattin die Reise nach Schwaben. Er verweilte zuerst in der damaligen Reichsstadt Heilbronn, wo er die freundlichste Aufnahme und in dem Umgange mit einigen geistvollen Männern die angenehmste Unterhaltung fand. Das kleine Gemeinwesen, in der lachendsten, reichen Gegend, wo Ordnung, Fleiß und Wohlhabenheit die Bürger beglückte, erfreute Schillern sehr, und das Wiedersehen der Eltern, Schwestern und Jugendfreunde, nach so langer Trennung, labte sein Herz.

Von Heilbronn aus schrieb er dem Herzoge von Würtemberg im Sinn des dankbaren ehemaligen Zöglings, den widrige Verhältnisse von seinem Vaterlande entfernt. Er erhielt zwar keine Antwort, aber durch seine Freunde die Nachricht, der Herzog habe öffentlich geäußert: „Schiller werde nach Stuttgart kommen, und von ihm ignorirt werden."

Seit dem Frühling 1793 lebte ich in Schwaben, mehrentheils auf dem reizenden Landgute der Frau von Senkenberg, Gaisburg, wo ich das Cannstadter Bad gebrauchte, dessen gelinde Wirkung die Aerzte für mein Nervenübel sehr zuträglich fanden. Meine Krankheit hatte in den letzten Jahren so zugenommen, eine solche Verstimmung erzeugt, daß ich's billig fand, einem von vielen Seiten achtungswürdigen Manne durch eine Trennung seine Freiheit wieder zu geben. Ich wollte in diesem Zeitpunkte allein stehen und handeln und keinen meiner Freunde in die Unannehmlichkeiten verflechten, die bei der Auflösung eines solchen Verhältnisses nicht ausbleiben. Ein einsames, stilles Leben war mein innigstes Bedürfniß.

Im September besuchte ich Schillers in Heilbronn, da meine Schwester ihrer Niederkunft entgegen sah. Die vaterländische Luft, Jugenderinnerungen und die Nähe der Seinen hielten Schiller in sehr milder Stimmung.

Ich erinnere mich sehr merkwürdiger Gespräche, die Schiller in Heilbronn mit dem berühmten Arzte Gmelin über thierischen Magnetismus führte. Diese wichtige Entdeckung unserer Zeit zog ihn sehr an; doch fand er seinen eigenen Krankheitszustand für Versuche mit dieser Heilmethode nicht geeignet.

Da von dem Herzoge von Würtemberg keine Feindseligkeit zu befürchten war, zog Schiller nach Ludwigsburg, wo er den Seinen näher war; denn sein Vater lebte als Major auf der Solitude, und hatte die Oberaufsicht über die fürstlichen Gärten und Pflanzschulen. Vorzüglich zog ihn dahin sein treuester Jugendfreund, von Hoven, in dessen geistreichem Umgange und einsichtiger ärztlichen Pflege er für sich und die Seinen die größte Beruhigung, wie die angenehmste Unterhaltung zu finden hoffte. Er fand beides im reichen Maße. Hr. von Hoven und seine liebenswürdige Frau thaten Alles, um den Ludwigsburger Aufenthalt angenehm zu machen. Hören wir ihn selbst in seinen Erinnerungen aus dieser Zeit.

„Von unsern Empfindungen beim Wiedersehen sage ich nichts; ich sage nur, wie ich Schillern nach einer Trennung

von zehen Jahren wieder gefunden habe. Ich fand einen ganz andern Mann an ihm. Sein jugendliches Feuer war gemildert; er hatte weit mehr Anstand in seinem Betragen; an die Stelle seiner vormaligen Nachlässigkeit im Anzuge war eine anständige Eleganz getreten, und seine hagere Gestalt, sein blasses kränkliches Ansehen vollendete das Interessante seines Anblicks bei mir und Allen, die ihn früher näher gekannt hatten. Leider war der Genuß seines Umgangs häufig, fast täglich, durch seine Krankheitsanfälle gestört; aber in den Stunden des Besserbefindens — in welcher Fülle ergoß sich da der Reichthum seines Geistes! wie liebevoll zeigte sich sein weiches, theilnehmendes Herz! wie sichtbar drückte sich in allen seinen Reden und Handlungen sein edler Charakter aus! wie anständig war jetzt seine sonst etwas ausgelassene Jovialität! wie würdig waren selbst seine Scherze! Kurz, er war ein vollendeter Mann geworden."

Da er selten ganz frei von seinen Anfällen war, so konnte er nur wenig arbeiten; indeß schrieb er doch fast täglich, meistens in der Nacht, einige Stunden an seinem Wallenstein, der damals seine Hauptbeschäftigung war. Die Stunden, wo er sich dazu weniger aufgelegt fühlte, widmete er seinen Briefen an den Herzog von Augustenburg über die ästhetische Erziehung des Menschen. Vom Wallenstein, von dem er mir verschiedene eben fertig gewordene Scenen zu lesen gab, bemerke ich, daß er anfangs in Prosa geschrieben war. Ich äußerte, daß ich ihn lieber, wie den Don Carlos, in Jamben geschrieben sähe, und ich weiß nicht, ob diese Aeußerung dazu beigetragen hat, daß er in Jamben erschienen ist. Gedichte hat er, während er in Ludwigsburg war, nicht gemacht; nur die Götter Griechenlands hat er in dieser Zeit abgeändert; aber so wie er mir damals dieses Gedicht vorgelesen, hat er es nicht drucken lassen. Von seinen Räubern und andern früheren Stücken sprach er nicht gern; ja es schien mir oft, als wünsche er sie ungedruckt. Von Goethe's Iphigenia äußerte er einst auf einem Spaziergange, daß dies das einzige deutsche dramatische Product sey, das er beneide, weil er fühle, daß er kein ähnliches machen könne.

Von Voß war er ein großer Verehrer. Die Uebersetzung des Homer machte ihm große Freude; beinahe alle Abende las er daraus vor, und pries wechselseitig das Original und die Uebersetzung. Von Gerstenberg bedauerte er, daß er so früh zu dichten aufgehört habe. Die Bekanntschaft Matthissons, der eben nach Ludwigsburg kam, freute ihn; wie er die Zartheit seiner Gedichte schätzte, ist bekannt.

Während Schillers Aufenthalt im Vaterlande erfolgte der Tod des Herzogs Carl von Würtemberg. Dankbarkeit gegen seinen Erzieher, Erinnerung des Wohlwollens, so er seiner frühesten Jugend bezeigt, ergriffen sein Gemüth und verdrängten die düstern Bilder der Folgezeit. „Ich sah Schiller," sagt von Hoven, „bei der Nachricht, daß der Herzog krank und seine Krankheit eine zum Tode sey, sehr bewegt, und die Nachricht von dem wirklich erfolgten Tode erfüllte ihn mit einer Trauer, als hätte er den Tod eines Freundes vernommen."

Sein Vater, dem natürlich an der Gunst des neuen Regenten viel gelegen war, konnte ihn nicht dazu vermögen, diesem zum Regierungsantritt ein Glückwünschungsschreiben zu senden, obgleich man sich von Ludwig Eugen, einem Fürsten von der größten Herzensgüte, und wegen des Eifers, mit welchem er sich als Agnat bei jeder Gelegenheit der Landesverfassung gegen die Anmaßungen seines Bruders angenommen hatte, das goldene Zeitalter für Würtemberg versprach. Schiller wollte wahrscheinlich wegen seines früheren Verhältnisses zu dem verstorbenen Herzoge auch den geringsten Schein meiden, als freue er sich seines Todes. Hier, wie in mehreren Fällen, zeigte sich, daß er sein Zartgefühl immer vor Allem, was äußern Vortheil bringen konnte, vorherrschen ließ.

„Nie vergesse ich," sagte von Hoven ferner, „was er mir einst auf einem Spaziergange, wo wir auf das fürstliche Begräbniß hinsehen konnten, über den hingeschiedenen Herzog sagte: „„Da ruht er also (dies waren seine eigenen Worte), dieser rastlos thätig gewesene Mann! Er hatte große Fehler als Regent, größere als Mensch; aber die ersten wurden von seinen

großen Eigenschaften übertragen, und das Andenken an die letzteren muß mit dem Todten begraben werden. Darum sage ich dir, wenn du, da er nun dort liegt, jetzt noch Jemand nachtheilig von ihm sprechen hörst, traue diesem Menschen nicht; er ist kein guter, wenigstens kein edler Mensch!"" Von dem französischen Freiheitswesen, welches auch in Würtemberg damals einigen Anhang hatte, war Schiller kein Freund. Die schönen Aussichten in eine glückliche Zukunft schienen ihm zweifelhaft. Er hielt die französische Revolution für eine Wirkung der Leidenschaften, nicht für ein Werk der Weisheit, die allein wahre Freiheit zur Folge haben kann. Er gab zwar zu, daß viele wichtige Ideen, die sich zuvor nur in Büchern und in den Köpfen aufgeklärter Menschen befanden, zur öffentlichen Sprache gekommen seyen; aber „die eigentlichen Principien," sagte er, „die einer wahrhaft glücklichen bürgerlichen Verfassung zum Grunde gelegt werden müssen, sind noch nicht so gemein unter den Menschen; sie sind (indem er auf Kants Kritik der Vernunft, die eben auf dem Tische lag, hinwies) noch nirgends anders als hier. Die französische Republik wird eben so schnell aufhören, als sie entstanden ist; die republikanische Verfassung wird in einen Zustand der Anarchie übergehen, und früher oder später wird ein geistvoller, kräftiger Mann erscheinen, er mag kommen, woher er will, der sich nicht nur zum Herrn von Frankreich, sondern auch vielleicht von einem großen Theile Europas machen wird."

Wie prophetisch zeigte sich Schillers Genius in diesen Worten, zehn Jahre vor Napoleons Kaiserkrönung gesprochen!

Tröstend und hülfreich war uns der treue Freund v. Hoven in den ängstlichen Tagen der Niederkunft meiner Schwester. „Sie war schwer und dauerte lange," sagt er; „Schiller zweifelte in manchen Momenten an einem glücklichen Ausgange; er suchte seine Besorgnisse zu verbergen, aber seine Angst blickte sichtbar aus seinem ganzen Betragen hervor. Um so größer war seine Freude nach der endlich glücklich erfolgten Entbindung; es war die Freude des gefühlvollen, edlen Mannes über die Rettung

einer zärtlich geliebten Frau, und das Entzücken des Vaters über seinen erstgeborenen Sohn."

In dieser Zeit entstand auch die Bekanntschaft mit Herrn v. Cotta, die zu einem dauernden Freundschafts- und Geschäftsverhältniß führte. Hr. v. Cotta zeigte sich großsinnig für die deutsche Literatur. Schiller schätzte seinen tiefen Verstand, seine Umsicht in allen Verhältnissen, seine außerordentliche Thätigkeit, und vertraute seinem edlen Charakter.

Der Plan zu den Horen wurde gemacht, zu dessen Ausführung die ersten Geister der Nation eingeladen werden sollten, und Herrn v. Cotta's Anerbietungen übertrafen Alles, was bis jetzt für deutsche Schriftsteller geschehen war. Schiller entwarf auch den Plan zu einer deutschen Zeitung, die ihm ein wahres Bedürfniß der Nation dünkte. Höhere philosophische Ansicht der Begebenheiten, reines, freies, völlig parteiloses Urtheil, Maß und Anstand in den Aeußerungen, Klarheit der Sprache, Schönheit des Styls sollten diese Blätter vor Allem, was man bis jetzt in der Art kannte, auszeichnen. Schiller selbst wollte an der Redaction Antheil nehmen; eine solche Zeitung erschien ihm als ein mächtiges Organ zur Ausbildung des Staats- und des bürgerlichen Lebens, und daher höchst wichtig, zumal in jener sich neu gestaltenden Zeit. Es ist nicht zu zweifeln, daß die Ausführung dieses Planes eine Quelle reichen Gewinnes für ihn würde geworden seyn, und als Vater fühlte er sich doppelt verpflichtet, auch hierauf große Rücksicht zu nehmen. Aber in Kurzem gewann die Poesie wieder die Oberhand in ihm. Ein bestimmtes Geschäft, das ihn dieser entfremden mußte, dünkte ihm gegen seine Natur; und Herr v. Cotta führte den Plan in der Allgemeinen Zeitung, die sich immer vor allen andern Blättern der Art ausgezeichnet hat, ohne Schiller aus, aber stets bewies er bei dem glücklichen Fortgang des Unternehmens dem ersten Stifter desselben die reinste Anerkennung.

Schiller besuchte während seines Aufenthalts in Schwaben auch seinen treuen Freund und ehemaligen Lehrer Abel in Tübingen. Dieser, wie seine Freunde in Stuttgart, wünschten nichts

mehr, als ihm im Vaterlande eine würdige Laufbahn eröffnet zu sehen. Die schöne Natur, der milde Himmel Schwabens und vor Allem die warmen Herzen seiner Freunde, zogen ihn sehr an. Alle Umstände lagen günstig, und die entschiedenen Anträge, die in der Folge gemacht wurden, zeigten, wie ernstlich seine Freunde gewirkt hatten, ihn seinem Vaterlande wiederzugeben. Die große Anhänglichkeit meiner Schwester an ihre Familie und Freunde, ihre Vorliebe für die weimarischen Verhältnisse und den geselligen Ton in Sachsen waren ein großes Motiv, Schillern in Jena fest zu halten, denn immer nahm er die zarteste Rücksicht auf ihre Zufriedenheit.

Bei einem längeren Aufenthalte Schillers in Stuttgart modellirte Dannecker Schillers Büste, und der Umgang mit diesem ihm so werthen genialen Jugendfreunde erweckte in ihm ein großes Interesse für die bildende Kunst; er zählte die Stunden, die er mit Dannecker zubrachte, unter die genußreichsten des Stuttgarter Aufenthaltes. Ich gedenke immer mit Rührung des Augenblicks, wo Dannecker, als er die letzte Hand an die Büste gelegt, zu mir in's Nebenzimmer trat; Thränen standen in seinen Augen, und er sagte: „Ach, es ist doch nicht ganz, was ich gewollt habe!" Wie spricht sich das Gefühl des ächten Genius, der immer ein höheres Ideal auch seiner vollkommensten Werke in sich trägt, so schön in diesen Worten aus! Dannecker führte sein Modell in Marmor aus. In Hinsicht auf treue, geistige Aehnlichkeit und zarte Ausführung ist diese Büste, die sich jetzt auf der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar befindet, ein wahres Kunstwerk, den besten dieser Art an die Seite zu setzen.

Neunter Abschnitt.

Rückkehr nach Jena. Die Horen. Verbindung mit Goethe.

Schiller kehrte nach Jena zurück, voll von dem entworfenen und nun reif gewordenen Plane, die vorzüglichsten Schriftsteller Deutschlands zu einer Zeitschrift zu vereinigen, die Alles übertreffen sollte, was jemals von dieser Gattung existirt hatte. Ein unternehmender Verleger war dazu gefunden, und die Herausgabe der Horen wurde beschlossen. Die Thalia war mit dem Jahrgange 1793 geendigt worden. Für die neue Zeitschrift eröffneten sich sehr günstige Aussichten, und auf die Einladungen zur Theilnahme erfolgten von allen Seiten vielversprechende Antworten.

Als Schiller wieder in Jena eintraf, hatte es an Reiz für ihn gewonnen, da Wilhelm von Humboldt mit seiner Frau sich jetzt dort aufhielt. Im lebendigsten Ideenwechsel, in vertrauter Freundschaft wurde ihm das Leben anmuthiger und reich an tausendfältigen Blüthen des Geistes. Alle Abende verstrichen den Freunden unter philosophischen und ästhetischen Gesprächen, die sich oft bis spät in die Nacht hineinzogen. Einen Begriff vom vielumfassenden Reichthum dieser Unterhaltungen gibt der Briefwechsel, der diesen Blättern folgen soll.

In diese Zeit fällt auch der Anfang des schönen und nachher immer fester geknüpften Bundes zwischen Goethe und Schiller, der beiden den Werth des Lebens erhöhte. Auf die Einladung zur Theilnahme an den Horen besuchte Goethe Schillern in Jena, und in einem Gespräche entstand die Annäherung, die wir so

lange gewünscht hatten. Es war eine merkwürdige Stunde, über die ein günstiges Geschick den reichsten Segen ausschüttete. Aus dem vertrauten freundschaftlichen Verkehr solcher Geister mußten die edelsten Früchte hervorkeimen. Keine Nation, keine Periode der Literatur bietet uns einen so schönen, aus ächter, reiner Begeisterung für Wahrheit und Schönheit entsprungenen Verein, ein so inniges, neidloses Zusammenstreben nach dem höchsten Ziele dar; und auch als Muster des deutschen Nationalsinns, der das Große und Wesentliche rein zu ergreifen und sich aller kleinlichen Beziehungen zu entschlagen vermag, kann dieses Verhältniß gelten, dem in einer vieljährigen Correspondenz die gediegenste, schönste Darstellung wurde.

Goethe's freundlichem und liebenswürdigem Einfluß auf Schillers Lebensweise verdankten wir es auch, daß dieser wieder mehr Vertrauen zu seiner Gesundheit gewann, und sich regelmäßiger dem Schlafe und der gewöhnlichen Ordnung des Tages überließ. Die Freude an der Unterhaltung mit Goethe bewog ihn jetzt öfter zu einem wohlthätigen Ausfluge nach Weimar; und die anmuthige scherzhafte Weise, mit der der Freund den Eigenheiten des krankhaften Zustandes bald auswich, bald nachgab, diente oft, diese zu beseitigen oder zu mildern.

Schiller schrieb über das glückliche Ereigniß dieser näheren Bekanntschaft im Sommer 1794 seinem Freunde Körner:

„Bei meiner Zurückkunft (von einer damaligen kleinen Reise) fand ich einen sehr herzlichen Brief von Goethe, der mir mit Vertrauen entgegen kommt. Wir hatten vor sechs Wochen über Kunst und Kunsttheorie ein Langes und Breites gesprochen, und uns die Hauptideen mitgetheilt, zu denen wir auf ganz verschiedenen Wegen gekommen waren. Zwischen diesen Ideen fand sich eine unerwartete Uebereinstimmung, die um so interessanter war, weil sie wirklich aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspunkte hervorging. Ein jeder konnte dem andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen. Seit dieser Zeit haben diese ausgestreuten Ideen bei Goethe Wurzel gefaßt, und er fühlt jetzt ein Bedürfniß, sich an mich anzu-

schließen, und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, mit mir fortzusetzen. Ich freue mich sehr auf einen für mich so fruchtbaren Ideenwechsel.

„Ich werde künftige Woche auf vierzehn Tage nach Weimar reisen und bei Goethe wohnen. Er hat mir so sehr zugeredet, daß ich mich nicht weigern konnte, da ich alle mögliche Freiheit und Bequemlichkeit bei ihm finden soll. Unsere nähere Berührung wird für uns beide entscheidende Folgen haben, und ich freue mich innig darauf.

„Wir haben eine Correspondenz mit einander über gemischte Materien beschlossen, die eine Quelle von Aufsätzen für die Horen werden soll. Auf diese Art, meint Goethe, bekäme der Fleiß eine bestimmte Richtung, und ohne zu merken, daß man arbeite, bekäme man Materialien zusammen. Da wir in wichtigen Sachen einstimmig, und doch so ganz verschiedene Individualitäten sind, so kann diese Correspondenz wirklich interessant werden."

Mit dem folgenden Jahre 1795, beginnt bei Schiller eine neue Periode der poetischen Fruchtbarkeit. So sehr ihn auch die neue Zeitschrift beschäftigte, so entstanden doch gleichwohl mehrere Gedichte, die theils in die Horen, theils in den Musenalmanach aufgenommen wurden, dessen Herausgabe Schiller unternahm. Das Reich der Schatten, oder das Ideal und das Leben, die Elegie, oder der Spaziergang, und die Ideale waren Produkte dieses Jahres. Die Elegie hielt Schiller für eines seiner gelungensten Werke.

„Mir däucht," schrieb er darüber, „das sicherste empirische Kriterium von der wahren poetischen Güte meines Products dieses zu seyn, daß es die Stimmung, worin es gefällt, nicht erst abwartet, sondern hervorbringt, also in jeder Gemüthslage gefällt. Und dies ist mir noch mit keinem meiner Stücke begegnet, als mit diesem."

Ueber die Ideale findet sich folgende Aeußerung von ihm: „Dies Gedicht ist mehr ein Naturlaut, wie Herder es nennen würde, und als eine Stimme des Schmerzens, die kunstlos

und vergleichungsweise auch formlos ist, zu betrachten. Es ist zu individuell wahr, um als eigentliche Poesie beurtheilt werden zu können; denn das Individuum befriedigt dabei ein Bedürfniß, es erleichtert sich von einer Last, anstatt daß es in Gesängen von anderer Art, von einem Ueberflusse getrieben, dem Schöpfungsdrange nachgibt. Die Empfindung, aus der es entsprang, theilt es auch mit, und auf mehr macht es, seinem Geschlechte nach, nicht Anspruch."

„Das Reich der Schatten," schreibt er ferner, „ist, mit der Elegie verglichen, bloß ein Lehrgedicht. Wäre der Inhalt so poetisch ausgeführt worden, wie der Inhalt der Elegie, so wäre es in gewissem Sinne ein Maximum gewesen. — Und das will ich versuchen, so bald ich Muße bekomme. Ich will eine Idylle schreiben, wie ich hier eine Elegie schrieb. Alle meine poetischen Kräfte spannen sich zu dieser Energie an — das Ideal der Schönheit objectiv zu individualisiren, um daraus eine Idylle in meinem Sinne zu bilden. Ich theile nämlich das ganze Feld der Poesie in die naive und die sentimentalische. Die naive hat gar keine Unterarten (in Rücksicht auf die Empfindungsweise nämlich), die sentimentalische hat ihrer drei: Satyre, Elegie, Idylle. In der sentimentalischen Dichtkunst (und aus dieser heraus kann ich nicht) ist die Idylle das höchste, aber auch das schwierigste Problem. Es wird nämlich aufgegeben, ohne Beihülfe des Pathos einen hohen, ja den höchsten poetischen Effect hervorzubringen. Mein Reich der Schatten enthält dazu nur die Regeln; ihre Befolgung in einem einzelnen Falle würde die Idylle, von der ich rede, erzeugen. Ich habe ernstlich im Sinne, da fortzufahren, wo das Reich der Schatten aufhört. Die Vermählung des Herkules mit der Hebe würde der Inhalt meiner Idylle seyn. Ueber diesen Stoff hinaus gibt es keinen mehr für den Poeten; denn dieser darf die menschliche Natur nicht verlassen, und eben von diesem Uebertritt des Menschen in den Gott würde diese Idylle handeln. Die Hauptfiguren wären zwar schon Götter, aber durch Herkules kann ich sie noch an die Menschheit anknüpfen, und eine Bewegung in das

Gemälde bringen. Gelänge mir dieses Unternehmen, so hoffte ich dadurch mit der sentimentalischen Poesie über die naive selbst triumphirt zu haben.

„Eine solche Idylle würde eigentlich das Gegenstück der hohen Komödie seyn, und sie auf einer Seite (in der Form) ganz nahe berühren, indem sie auf der andern und im Stoff das directe Gegentheil davon wäre. Die Komödie schließt nämlich gleichfalls alles Pathos aus, aber ihr Stoff ist die Wirklichkeit: der Stoff dieser Idylle ist das Ideal. Die Komödie ist dasjenige in der Satyre, was das Product quaestionis in der Idylle (diese als ein eigenes sentimentalisches Geschlecht betrachtet) seyn würde. Zeigte es sich, daß eine solche Behandlung der Idylle unausführbar wäre — daß sich das Ideal nicht individualisiren ließe — so würde die Komödie das höchste poetische Werk seyn, für welches ich sie immer gehalten habe, bis ich anfing, an die Möglichkeit einer solchen Idylle zu glauben.

„Denken Sie sich aber den Genuß, in einer poetischen Darstellung alles Sterbliche ausgelöscht, lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen — keinen Schatten, keine Schranken, nichts von dem Allen mehr zu sehen. — Mir schwindelt, wenn ich an diese Aufgabe, wenn ich an die Möglichkeit ihrer Auflösung denke. Ich verzweifle nicht ganz daran, wenn mein Gemüth nur erst ganz frei und von allem Unrath der Wirklichkeit recht rein gewaschen ist; ich nehme dann meine ganze Kraft und den ganzen ätherischen Theil meiner Natur noch auf einmal zusammen, wenn er auch bei dieser Gelegenheit rein sollte aufgebraucht werden. Fragen Sie mich aber nach Nichts. Ich habe bloß noch ganz schwankende Bilder davon, und nur hier und da einzelne Züge. Ein langes Studiren und Streben muß mich erst lehren, ob etwas Festes, Plastisches daraus werden kann."

Unter den ausgezeichneten Männern, die Schiller zur Theilnahme an den Horen einlud, war auch Kant. Dieser antwortete in folgendem Briefe:

Königsberg, den 30. März 1795.

Hochzuverehrender Herr!

Die Bekanntschaft und das literärische Verkehr mit einem gelehrten und talentvollen Mann wie Sie, theuerster Freund, anzutreten und zu cultiviren, kann mir nicht anders als sehr erwünscht seyn. — Ihr im vorigen Sommer mitgetheilter Plan zu einer Zeitschrift ist mir, wie auch nur kürzlich die zwei ersten Monatsstücke, richtig zu Handen gekommen. — Die Briefe über die ästhetische Menschenerziehung finde ich vortrefflich und werde sie studiren, um Ihnen meine Gedanken hierüber dereinst mittheilen zu können. — Die im zweiten Monatsstück enthaltene Abhandlung über den Geschlechtsunterschied in der organischen Natur kann ich mir, so ein guter Kopf mir auch der Verfasser zu seyn scheint, doch nicht enträthseln. Einmal hatte die A. L. Z. sich über einen Gedanken in den Briefen des Herrn Hube aus Thorn (die Naturlehre betreffend) von einer ähnlichen, durch die ganze Natur gehenden Verwandtschaft mit scharfem Tadel (als über Schwärmerei) aufgehalten. Etwas dergleichen läuft einem zwar bisweilen durch den Kopf, aber man weiß nichts daraus zu machen. So ist mir nämlich die Natureinrichtung: daß alle Besamung in beiden organischen Reichen zwei Geschlechter bedarf, um ihre Art fortzupflanzen, jederzeit als erstaunlich und wie ein Abgrund des Denkens für die menschliche Vernunft aufgefallen, weil man doch die Vorsehung hierbei nicht, als ob sie diese Ordnung gleichsam spielend, der Abwechslung halber, beliebt habe, annehmen wird, sondern Ursache hat, zu glauben, daß sie nicht anders möglich sey, welches eine Aussicht ins Unabsehliche eröffnet, woraus man aber schlechterdings nichts machen kann, so wenig wie aus dem, was Miltons Engel dem Adam von der Schöpfung erzählt: „Männliches Licht entfernter Sonnen vermischt sich mit weiblichem zu unbekannten Endzwecken.“ — Ich besorge, daß es Ihrer M. S. Abbruch thun dürfte, daß die Verfasser darin ihre Namen nicht unterzeichnen, und sich dadurch für ihre gewagten Meinungen

verantwortlich machen; denn dieser Umstand interessirt das lesende Publikum gar sehr.

Für dies Geschenk sage ich also meinen ergebensten Dank; was aber meinen geringen Beitrag zu diesem Ihrem Geschenk fürs Publikum betrifft, so muß ich mir einen etwas langen Aufschub erbitten, weil, da Staats- und Religionsmaterien jetzt einer gewissen Handelssperre unterworfen sind, es aber außer diesen kaum noch, wenigstens in diesem Zeitpunkt, andere, die große Lesewelt interessirende Artikel gibt, man diesen Wetterwechsel noch eine Zeit lang beobachten muß, um sich klüglich in die Zeit zu schicken.

Herrn Professor Fichte bitte ich ergebenst meinen Gruß und meinen Dank für die verschiedenen mir zugeschickten Werke von seiner Hand abzustatten. Ich würde dieses selbst gethan haben, wenn mich nicht, bei der Mannigfaltigkeit der noch auf mir liegenden Arbeiten, die Ungemächlichkeit des Altwerdens drückte, welche denn doch nichts mehr als meinen Aufschub rechtfertigen soll. — Den Herren Schütz und Hufeland bitte gleichfalls gelegentlich meine Empfehlung zu machen.

Und nun, theuerster Mann! wünsche ich Ihren Talenten und guten Absichten angemessene Kräfte, Gesundheit und Lebensdauer, die Freundschaft mit eingerechnet, mit der Sie den beehren wollen, der jederzeit mit vollkommener Hochachtung ist Ihr ergebenster treuer Diener

J. Kant.

Auch durch den Musenalmanach, den Schiller im Jahr 1795 herausgab, erblühte ein reges Leben in der Poesie. Viel Bedeutendes entstand, und freute sich unter dieser Aegide seiner Erscheinung. Es war merkwürdig und gewährte oft eine heitere Unterhaltung, Talente und Stimmungen aus allen Ecken Deutschlands in den eingesendeten Producten kennen zu lernen.

Herders Antheil an den Horen und Almanachen und dessen offenes freundschaftliches Verhältniß zu Schiller stellen folgende

Briefe, die wir aus mehreren andern wählten, dar; jede Mittheilung dieses edlen Geistes ist der Aufbewahrung werth.

Herder an Schiller.

Die Mittheilung Ihrer Gedichte wird mich sehr erfreuen; wie ich denn auch auf Ihr Urtheil über die Stanzen begierig bin, es falle aus, wie es wolle. Sie können diese Gattung nicht mehr lieben, als ich sie in Italien geliebt habe. Nichts als Sonnetti und ottave rime klangen in meinem Ohr; reine, regelmäßige Stanzen werden uns aber im Deutschen sehr schwer, und mich dünkt, sie müssen regelmäßig seyn, sonst geht der Zweck der Stanze, die wie eine Glocke forttönen soll, verloren.

Leben Sie aufs schönste wohl. Mein Homer kömmt bald zu Ihnen. Vale cum tua.

Den 12. August.

H.

Aber was trauen Sie mir über den Reim zu? Ich ein Feind desselben? Ich hätte Angriffe auf ihn gethan? da ich mir einbilde, nicht etwa nur Ariost und alle italienischen Dichter (Reimer), sondern auch jede Gattung Reimgedichte mit einer Liebe genannt und charakterisirt zu haben, in der mich Niemand übertreffen sollte. Bis in die Mönchspoesie geht diese meine Liebe zum Reim, dem ich nachlaufe, der mir oft Tage lang nicht aus dem Ohr kommt! — Mein Thema gab mir nur auf, dem Unterschiede der alten und neuen Poesie in seinen Quellen nachzuforschen; und da suchte ich insonderheit einige Quellen schärfer zu bezeichnen, als man, schlendernd durch die Geschichte, gewöhnlich thut. In den 6. Th. der zerstreuten Blätter sollen „Jugendreime“ nach Herzenslust kommen, in mehreren Gattungen und Arten: Proben, wie artig ich einst gereimt habe. — Also kündigen Sie mir keinen Krieg an. — Ihre Reime zumal! Bei Ihnen spinnen sich wie Seiden- und Goldfäden Reim' und Gedanken, wie eben diese Klage der Ceres zeiget.

Für Ihre Gedichte sage ich Ihnen den verbindlichsten Dank. Sie haben mich mit ihnen nicht nur überrascht, sondern mit Freude und Gedanken recht überströmt. Ihre Muse arbeitet so glücklich, daß man zuweilen erschrickt, so tiefe, hohe und wiederum so zarte Gedanken und Empfindungen dergestalt tief und wunderbar glücklich der Sprache eingegraben zu sehen. Oft kommen sie wie ein gewaffnetes Kriegsheer; zu anderer Zeit schweben sie wie Genien vorüber.

In der Würde der Frauen ist Einiges schön geändert. Der Abend ist sehr schön. Unter den Epigrammen sind Columbus, die Dichter der alten und neuen Welt, Archimed, Carthago, das Kind, der beste Staat, Ausgang aus dem Leben, der Metaphysiker, Proselytenmacher, Kaufmann, Ritter, Schüler, jedes in seiner Art, vortrefflich; um den Odysseus habe ich Sie der Simplicität wegen beneidet. Auch die Stanzen sind schön. — Ueber einige Epigramme erlauben Sie mir eine kleine Anmerkung.

Im Dichter der alten und neuen Welt sind die zwei letzten Verse etwas zu künstlich verschränkt. Könnten Sie nicht etwas natürlicher dastehen, zumal da eine Parenthese vorangeht? Der Gedanke ist leider so wahr und treffend.

Bei Archimed scandiren Sie Syrakūs, welches durchaus nicht angeht. Syrakūs (◡◡–) heißt's, und das us ist doppelt lang, nicht bloß des griechischen Diphtongs und der entschiedenen Aussprache, sondern selbst des abgeschnittenen Syracus*ae* wegen; daher ich beim ersten Vers anfangs wirklich glaubte, daß ein Fuß zu viel sey. Das Epigramm hört vor den zwei letzten Versen auf, und das letzte Bild oder Gleichniß kömmt unerwartet und gleichsam zu viel, insonderheit da das doppelsinnige Früchte zu einem ganz fremden Bilde führt.

In Schön und Erhaben scheint mir die Darstellung den vortrefflichen Sinn nicht zu erschöpfen. Steht der erhabene Genius nur am Grabe, uns hinüber zu tragen, so gehet er dem schönen nicht während des Lebens hülfreich zur Seite. Und

wir bedürfen sein im Leben vielleicht mehr als zuletzt. Sie werden die Idee viel schöner, energischer wenden.

In Zenith und Nadir steht der mathematische Begriff entgegen, der eine eiserne Festigkeit äußerer Bestimmung mit sich führet. Wo ich auch sey, durch die beiden Punkte bin ich ans Weltall angespießt, wie der Hase am Spieß; da gilt es nicht mehr laufen; da kann weder Wille noch That sich richten oder bewegen. Ich werde begraben.

Die Elegie ist eine Welt von Scenen, ein fortgehendes, geordnetes Gemälde aller Scenen der Welt und Menschheit. Wenn sie gedruckt ist, soll sie mir eine Landcharte seyn, die ich an die Wand schlage. Der Faden, der durch's Labyrinth führet, ist zwar sehr leise gezogen, man kommt indessen doch mit ihm durch. Die Verse sind sehr gut gearbeitet, und die Sprache ist ungeheuer glücklich. Die wildesten Stellen sind bis zum Erschüttern wahr, und so neu gesagt! — Die Vollendung solcher Stücke muß Ihnen viel Freude bringen.

Auch für die neuen Stücke in den Horen muß ich Ihnen besonders noch danken. Der philosophische Egoist, Weisheit und Klugheit, insonderheit Natur und Schule enthalten treffliche Gedanken, und das Bild zu Sais thut mir jetzt ganz Genüge. Ueberhaupt, dünkt mich, geht mit diesem Stück der Horen eine andere Hora an. Auch Schwarzburg ist ein schönes Stück, voll Wohlklang und glücklicher Bilder. Schade, daß ihm eine etwas lichtere Auszeichnung des fortstrebenden Plans fehlt. Einige der andern Stücke habe ich noch nicht gelesen.

Hier ist ein Manuscript, dem ich im November eine Stelle wünschte. Darf ich auch im December zu einem nicht eben zu langen Stücke eine in Anspruch nehmen? Der Inhalt ist von der Art, daß ich ihn noch gern in dieses Jahr, in sein letztes Stück wünschte; auch der Abwechslung wegen. Ich schicke es bald hinüber. — Leben Sie wohl, und nehmen nochmals von mir und meiner Frau den wärmsten Dank an für das Vergnügen und die hohe Freude, die uns Ihre Stücke gewährt

haben. Dem holden und lieben Wesen an Ihrer Seite die schönste Empfehlung.

W. den 10. Oct. 1796.

H.

Dank Ihnen für Ihre schöne und reiche Abhandlung. Sie hat mir und den beiden Frauen, denen ich sie vorlas (Frau v. Stein und meiner Frau) unsägliches Vergnügen gemacht. Gedruckt, wollen wir sie noch einmal zusammen lesen. — Ihr Grundsatz ist so groß und so wahr, die Entwicklung führt so hoch und so tief; sie tröstet und gibt Muth; sie belebt die Schöpfung umher und strahlt ihr Bild in uns zu dem Zweck, der uns obliegt, so lieblich, daß Viele, Viele Ihnen danken werden. Dabei ist sie so schön und beredt geschrieben, daß wenige Worte (die verzwickten Zusammensetzungen der Kantischen Philosophie, Erinnerungsinteresse u. dergl.) ausgenommen, sie eine sehr edle Präcision und bei einer schneidenden Schärfe eine wohlthätige Gutmüthigkeit charakterisirt.

Ich habe nur wenige Striche gemacht. Zuerst haben Sie unsere Theilnahme an der Kunst und Natur, auch als moralisch betrachtet, etwas zu wehmüthig, wie mich dünkt, angegeben. Diese Wehmuth mischt sich bei, ist aber nicht Hauptempfindung.

Zweitens. Die Antwort des Wilden war: warum schlägt Gott den Teufel nicht todt? — Dies ist der Hauptzug des Naiven. Der Missionär hatte ihm von der Allmacht Gottes, daß er den Teufel geschaffen, daß dieser ihm jetzt so viel Possen mache, und unaufhörlich das Spiel, auch durch seinen Sohn gespielt, verderbe, gesprochen; darauf fragt der Wilde —

Drittens. Der Griechen minderes Gefühl an der Natur wäre in Ausdrücken auch ein wenig zu mildern.

Doch davon wäre mehr zu sagen. Vollenden Sie nur hübsch Ihre Abhandlung; und wenn Sie es erlauben, schreibe ich einen Brief an Sie über diese Abhandlung. So kommt in die Horen doch auch einige Bewegung.

Sollte Lady Macbeth ins Naive gehören? Der schwerste Stein drückt sie — sie muß reden.

Verzeihen Sie, und brauchen die paar Anmerkungen nach Belieben. Am Ganzen habe ich so wenig auszusetzen, daß ich vielmehr äußerst befriedigt bin und danke.

Leben Sie schönstens wohl. Meine Frau empfiehlt sich Ihrer Frau Gemahlin und der Frau von Lengefeld ergebenst. Nochmals mein gratias.

Den 21. Oct. 1795.

H.

Welchen Antheil der Coadjutor von Dalberg an dem Unternehmen und Fortgange der Horen nahm, zeigen folgende Briefe. Ohne Rücksicht auf die Zeit, in der sie geschrieben wurden, wie sie durch Geist und Empfindung verbunden sind, theilen wir dieselben mit, als ein Zeugniß des höheren Geisteslebens dieses seltenen Mannes, das sich bei allem Drange der Geschäfte und unter allen Stürmen des Geschickes gleich blieb.

Hochwohlgeborener Herr!

In Ihrem Reich der Schatten wohnen die guten Menschen in den besten Augenblicken des Lebens; aber Schillers hoher Genius ist der erste, der dieses Reich mit ätherischen Farben malte. Das Gemälde vom Tanz ist reiner Ausdruck desjenigen, was ich oft als Zuschauer lebhafter Reihen empfand; Natur und Schule ist eben so zart empfunden, als tief gedacht und höchst lehrreich. Diese schönen Blumen Ihrer Dichtkunst haben mich herzlich erfreut.

In meinem beiliegenden Aufsatze ist guter Wille das Beste. Ich bitte Ihre fürtreffliche Gemahlin von meiner aufrichtigen Verehrung zu versichern.

Ich bin mit vollkommener Hochachtung Ihr ergebenster Diener

Erfurt, den 5. April 1795.

Dalberg.

Hochgeehrtester Herr!

Die Elegie im zehnten Stück ist höchst malerisch, rührend und geistvoll. Wohl dünkte mir, sie ersteige allmählig die Höhen des lyrischen Gesangs, der in gedrängtem Blick das Unermeßliche darbietet, und dann den rauschenden Strom über Klippen und Felsen herabstürzt; aber bald lenkte der sanftere Pfad wieder in das mildere begränzte Thal der Elegie zurück.

Würdiger, fürtrefflicher Mann! Vertrauter der geistigen Schönheit! Lassen Sie sich durch kalten geschmacklosen Tadel nicht irre machen! Folgen Sie den himmlischen Eingebungen Ihrer Muse, so oft Sie, wie bisher, mit Wahrheit und Tugend so schön harmonirt. Kenner und Nachwelt werden es Ihnen danken.

Ich bin mit ausgezeichneter Hochachtung Ihr ergebenster aufrichtiger Diener

Erfurt, den 12. Novbr. 1795.

Dalberg, C.

Hochwohlgeborener,

Hochgeehrtester Herr Hofrath!

Bei meiner Rückkunft nach langer sorgenvoller Abwesenheit fand ich hier in Ihren Geschenken wahre Stärkung des Geistes. In der jährlichen Blumenlese sind manche herrliche Stücke. Was nun die Fehden anlangt, so bin ich aus Neigung und Beruf ein Freund des Friedens; doch denk' ich auch, daß es eben nicht übel ist, den Parnaß unserer Zeiten zu reinigen; und wenn Mancher sich durch Laune und vielleicht etwas Muthwillen mißhandelt fühlt, so wird er sich wahren. Wäre der andere Krieg, der so viel Menschenblut kostet, doch nicht von schlimmern Folgen! Daß so Viele mit mir in Schwaben, Franken und am Rheinstrome unglaublich Vieles verloren haben, will ich nicht erwähnen; aber Gräuelthaten, Verstimmung, Entweihung der Menschheit! so mancher Anblick in Schwaben und Franken auf meiner Durchreise! Doch darf der wahre Muth niemals wanken; um so kraftvoller und lauterer müssen Freunde der Tugend und Wahrheit bei jeder Gelegenheit handeln und sprechen! Am Ende

bleibt dasjenige wahr, was Sie, fürtrefflicher Mann! in Ihren Idealen so schön gesagt haben. Der Fleiß der Rechtschaffenen wirkt langsam, aber sicher, und Freundschaft ist lindernder Trost. Nur dann wünsch' ich mir ein besseres Schicksal, wenn ich hoffe, dereinst meinen Freunden zu dienen.

Ich bin mit ausnehmender Hochachtung Ew. Hochwohlgeboren ergebenster Diener und aufrichtiger Freund

Erfurt, den 6. Novbr. 1796.

Dalberg, C.

Hochwohlgeborener,

Hochgeehrtester Herr!

Meine Abreise war Ursache, daß ich die Danksagung verzögert habe, für die Freude, so die Abhandlung über den Nutzen ästhetischer Sitten in mir erregt hat. Einseitige, trockene Metaphysiker wollen nicht begreifen, daß die stolze Vernunft eben so wohl als das sanft und edel empfindende Herz, eben so wohl als der kräftig ausführende Wille einem höchsten allumfassenden Gesetz unterworfen ist, dem Gesetz nämlich der möglichsten Vollkommenheit. Die Befolgung dieses Gesetzes bestehet in der harmonischen Eintracht zwischen der denkenden Vernunft, dem empfindenden Herzen und dem ausführenden Willen. Dieses Gesetz gibt der menschlichen Seele die Vorschrift: „Sey einig mit dir selbst, mithin folge dein Wille den unwandelbaren Wahrheiten, die deine Vernunft erkennt. Aber dein Wille erfülle auch alle diejenigen Wünsche des Herzens, die rein sind, und mit den Vorschriften der Vernunft nicht in Widerspruch stehen. Der finstere, sich selbst quälende, sich unschuldige Freuden versagende Grübler ist eben sowohl auf einem (obgleich verschiedenen) Abwege vom höchsten Gesetz harmonischer Vollkommenheit, als der unbesonnene Schwelger. Wäre es mir doch gegeben, diese tiefempfundene Wahrheit mit Schillerischem Geist und Anmuth darzustellen! Sie ist Schlußstein aller menschlichen Weisheit!

Ihre seltenschöne Freundschaftsverbindung mit Goethen ge-

reicht beiden zum höchsten Beweis reiner und erhabener Gesinnungen.

Ich bin mit vollkommener Hochachtung Ew. Hochwohlgeboren ergebenster Diener

Auf der Reise nach Mörsburg und Constanz, den 11. Mai 1796.

Dalberg.

Hochwohlgeborner Herr!

Gewiß ist jede Darstellung (der Verhältnisse, die zwischen Menschen, wie sie sind, und der möglichst reinen Vernunft bestehen) entweder satyrisch oder idyllisch oder elegisch. Nun öffnet sich meinem Blick ein unermeßliches Feld. Alle Kunstwerke erscheinen mir in lichtvoller Ordnung. Ich habe einen sichern Prüfstein des Zweckmäßigen, und diesen dank' ich dem edlen, fürtrefflichen Manne, der tiefeindringenden Scharfsinn und allumfassenden Blick mit dem erhabensten, zartesten Schönheitsgefühle vereinigt. Nun bitte ich zu prüfen, ob folgende Vorschrift allgemein wahr ist: Der Schriftsteller, der Redner und Künstler stelle deutlich, kurz und bestimmt den Grundsatz der reinen Vernunft auf, der die Richtschnur desjenigen Stoffs ist, den er bearbeitet; er male das Wirkliche, Reinste, Selbstständige, das in seinem Stoff liegt, mit den glühendsten, lebhaftesten Farben aus, und überlasse dem Leser, Zuhörer, Anschauer die logischen Verbindungen und diejenigen Verstandesbegriffe selbst zu finden, in welchen der Schluß des Syllogismus, der Zusammenhang zwischen dem Allgemeinen der reinen Vernunft und dem Einzelnen des Sinnlichen besteht — so erkläre ich mir, was Voltaire so richtig sagt: le secret d'ennuyer est celui de tout dire. Der Genuß des Lesers, Zuhörers, Anschauers besteht im Bewußtseyn eigener, durch das Kunstwerk geweckter und nun selbst angewandter Kräfte, — und so, dünkt mir, gefallen Dichter, Redner und Künstler. — Zweitens, dünkt mir, kann jede Ausführung am besten satyrisch anfangen, elegisch fortgehen, idyllisch enden. So ist der Gang des Menschen; er fühlt Wider-

spruch, kämpft für Tugend und Wahrheit, und wird durch sie beruhigt. Freilich ist jedem Stoff ein Hauptcharakter eigen, der herrschend ist, aber das Wesentliche sollte doch in jedem Ganzen wenigstens als Schatten der Satyre, als Mitteltinte der Elegie, als Licht der Idylle durchschimmern; sonst hat das Bild keine Haltung.

Das Alles unterwerf' ich Ihren tiefen Einsichten, und bin mit vollkommener Hochachtung Ew. Hochwohlgeboren ergebenster Diener

Erfurt, den 16. 1796.

Dalberg.

Im Jahre 1794 hatte Schiller eine Revision seiner Gedichte vorgenommen und aus der Weise, wie er sich damals über poetische Erzeugnisse äußerte, wird die Strenge begreiflich, mit der er seine früheren Producte behandelte. In einem Briefe, den er in jenem Jahre an Körner schrieb, findet sich folgende Stelle:

„Vor dieser Arbeit (dem Wallenstein) ist mir ordentlich angst und bange, denn ich glaube mit jedem Tage mehr zu finden, daß ich eigentlich nichts weniger vorstellen kann, als einen Dichter, und daß höchstens da, wo ich philosophiren will, der poetische Geist mich überrascht. Was soll ich thun? Ich wage an diese Unternehmung sieben bis acht Monate von meinem Leben, das ich Ursache habe, sehr zu Rathe zu halten, und setze mich der Gefahr aus, ein verunglücktes Product zu erzeugen. Was ich im Dramatischen zur Welt gebracht, ist nicht sehr geschickt, mir Muth zu machen. Im eigentlichsten Sinn des Worts betrete ich eine mir ganz unbekannte, wenigstens unversuchte Bahn; denn im Poetischen habe ich seit drei bis vier Jahren einen völlig neuen Menschen angezogen."

Der belebende Einfluß, den in solchen Momenten der Muthlosigkeit, die wohl größtentheils aus physischem Uebelbefinden entsprang, von Goethe auf Schiller geübt ward, spricht sich in der Correspondenz, die wir in der Hand jedes auf literarische

Bildung Anspruch machenden Deutschen vermuthen dürfen, hinlänglich aus. Was Einer dem Andern war und schuldig ist, das erkannten diese edlen Geister, und sie gestehen es einander aufrichtig und dankbar.

Die ästhetischen Studien wurden durch beider Freunde gleich hohen Sinn beseelt, Dichtungen aller Art gediehen in der belebenden Wärme der Freundschaft; sie beide empfingen

Aus Morgenduft und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit;

und ihrer eng verflochtenen Thätigkeit verdankt das Vaterland unsterbliche Werke, die schönsten Blüthen im Gebiete seiner Kunst.

„Das Trauerspiel," sagt Körner, „war indessen die Heimath, zu der Schiller aus jeder Stimmung bald wieder zurückkehrte.

„Aus der Geschichte der türkischen Belagerung von Malta hatte er einen Stoff sich ausgedacht, wobei er viel von dem Gebrauch des Chores erwartete. Von diesem Stück — den Rittern von Malta — findet sich der Plan in Schillers Nachlasse, und die Ausführung wurde damals nur aufgeschoben, da er sich im Mai 1796 für den Wallenstein entschied."

„Ich sehe mich," schrieb er damals, „auf einem guten Wege, den ich nur fortsetzen darf, um etwas Gutes hervorzubringen. Dies ist schon viel, und auf alle Fälle sehr viel mehr, als ich in diesem Fache sonst von mir rühmen konnte. Vordem legte ich das ganze Gewicht in die Mehrheit des Einzelnen; jetzt wird Alles auf die Totalität berechnet, und ich werde mich bemühen, denselben Reichthum im Einzelnen mit eben so vielem Aufwande von Kunst zu verstecken, als ich sonst angewandt, ihn zu zeigen, um das Einzelne recht vordringen zu lassen. Wenn ich es auch anders wollte, so erlaubt es mir die Natur der Sache nicht, denn Wallenstein ist ein Charakter der — als ächt realistisch — nur im Ganzen, aber nie im Einzelnen interessiren kann. — Er hat nichts Edles, er erscheint in keinem einzelnen Lebensacte groß, er hat wenig Würde und dergl. Ich hoffe aber nichts desto weniger auf rein realistischem Wege einen dramatisch-großen Charakter in ihm aufzustellen, der ein ächtes Lebens-Princip hat.

Vordem habe ich, wie im Posa und Carlos, die fehlende Wahrheit durch schöne Idealität zu ersetzen gesucht; hier im Wallenstein will ich es probiren und durch die bloße Wahrheit für die fehlende Idealität (die sentimentalische nämlich) entschädigen.

„Die Aufgabe wird dadurch schwer, aber auch interessanter, daß der eigentliche Realism den Erfolg nöthig hat, den der idealische Charakter entbehren kann. Unglücklicherweise aber hat Wallenstein den Erfolg gegen sich. Seine Unternehmung ist moralisch schlecht, und sie verunglückt physisch. Er ist im Einzelnen nie groß, und im Ganzen kommt er um seinen Zweck. Er kann sich nicht, wie der Idealist, in sich selbst einhüllen und sich über die Materie erheben, sondern er will die Materie sich unterwerfen, und erreicht es nicht.

„Daß Sie mich auf diesem neuen und mir nach allen vorhergegangenen Erfahrungen fremden Wege mit einiger Besorgniß werden wandeln sehen, will ich wohl glauben. Aber fürchten Sie nicht zu viel. Es ist erstaunlich, wie viel Realistisches schon die zunehmenden Jahre mit sich bringen, wie viel der anhaltende Umgang mit Goethen und das Studium der Alten, die ich erst nach dem Carlos habe kennen lernen, bei mir nach und nach entwickelt hat. Daß ich auf dem Wege, den ich nun einschlage, in Goethe's Gebiet gerathe, und mich mit ihm werde messen müssen, ist freilich wahr; auch ist es ausgemacht, daß ich hierin neben ihm verlieren werde. Weil mir aber auch etwas übrig bleibt, was mein ist und er nie erreichen kann, so wird sein Vorzug mir und meinem Producte keinen Schaden thun, und ich hoffe, daß die Rechnung sich ziemlich heben soll. Man wird uns, wie ich in meinen muthvollsten Augenblicken mir verspreche, verschieden specificiren, aber unsere Arten einander nicht unterordnen, sondern nur unter einem höhern idealischen Gattungsbegriff einander coordiniren."

Acht Monate später schrieb Schiller hierüber Folgendes an einen andern Freund:

„Noch immer liegt das unglückselige Werk formlos und endlos vor mir da. Keines meiner alten Stücke hat so viel Zweck

und Form, als der Wallenstein jetzt schon hat, aber ich weiß jetzt zu genau, was ich will, und was ich soll, als daß ich mir das Geschäft so leicht machen könnte. Es ist mir fast Alles abgeschnitten, wodurch ich diesem Stoffe, nach meiner gewohnten Art, beikommen könnte; von dem Inhalte habe ich fast nichts zu erwarten; Alles muß durch eine glückliche Form bewerkstelligt werden.

„Du wirst, dieser Schilderung nach, fürchten, daß mir die Lust an dem Geschäfte vergangen sey, oder, wenn ich dabei wider meine Neigung beharre, daß ich meine Zeit dabei verlieren werde. Sey aber unbesorgt, meine Lust ist nicht im geringsten geschwächt, und eben so wenig meine Hoffnung eines trefflichen Erfolgs. Gerade so ein Stoff mußte es seyn, an dem ich mein neues dramatisches Leben eröffnen konnte. Hier, wo ich nur auf der Breite eines Scheermessers gehe, wo jeder Seitenschritt das Ganze zu Grunde richtet, kurz, wo ich nur durch die einzige innere Wahrheit, Nothwendigkeit, Stetigkeit und Bestimmtheit meinen Zweck erreichen kann, muß die entscheidende Krise mit meinem poetischen Charakter erfolgen. Auch ist sie schon stark im Anzuge, denn ich tractire mein Geschäft ganz anders, als ich ehmals pflegte. Der Stoff und Gegenstand ist sehr außer mir, daß ich ihm kaum eine Neigung abgewinnen kann; er läßt mich beinahe kalt und gleichgültig, und doch bin ich für die Arbeit begeistert. Zwei Figuren ausgenommen, an die mich Neigung fesselt, behandle ich alle übrigen, und vorzüglich den Hauptcharakter, bloß mit der reinen Liebe des Künstlers, und ich verspreche Dir, daß sie dadurch um nichts schlechter ausfallen sollen. Aber zu diesem bloß objectiven Verfahren war und ist mir das weitläuftige und freudlose Studium der Quellen so unentbehrlich; denn ich mußte die Handlung, wie die Charaktere, aus ihrer Zeit, ihrem Local, und dem ganzen Zusammenhange der Begebenheiten schöpfen, welches ich weit weniger nöthig hätte, wenn ich mich durch eigene Erfahrung mit Menschen und Unternehmungen aus dieser Classe hätte bekannt machen können. Ich suche absichtlich in den Geschichtsquellen eine Begränzung,

um meine Ideen durch die Umgebung der Umstände streng zu bestimmen und zu verwirklichen. Davor bin ich sicher, daß mich das Historische nicht herabziehen oder lähmen wird. Ich will dadurch meine Figuren und meine Handlung bloß beleben; beseelen muß sie diejenige Kraft, die ich allenfalls schon habe zeigen können, und ohne welche ja überhaupt kein Gedanke an dieses Geschäft von Anfang an möglich gewesen wäre."

Seit der Zeit, da dieses geschrieben wurde, vergingen noch zwei Jahre und beinahe vier Monate, ehe Schiller den Wallenstein endigte. Es entstanden aber inmittelst mehrere kleinere Gedichte, und unter diesen die Xenien. Die Geschichte dieses Products kann vielleicht etwas beitragen, manche darüber gefällte Urtheile zu berichtigen.

An Goethe's Seite begann für Schillern eine neue und schönere Jugend. Hohe Begeisterung für alles Treffliche, lebendiger Haß gegen falschen Geschmack überhaupt, und gegen jede Beschränkung der Wissenschaft und Kunst, berauschender Uebermuth im Gefühl einer vorher kaum geahnten Kraft, war damals bei ihm die herrschende Stimmung. Daher seine Vereinigung mit Goethe zu einem Unternehmen, das Schiller selbst auf folgende Art beschreibt:

„Die Einheit kann bei einem solchen Product bloß in einer gewissen Gränzenlosigkeit und alle Messung überschreitenden Fülle gesucht werden, und damit die Heterogeneität der beiden Urheber in dem Einzelnen nicht zu erkennen sey, muß das Einzelne ein Minimum seyn. Kurz, die Sache besteht in einem gewissen Ganzen von Epigrammen, deren jedes ein Monodistichon ist. Das Meiste ist wilde Satyre, besonders auf Schriftsteller und schriftstellerische Producte, untermischt mit einzelnen poetischen und philosophischen Gedanken-Blitzen. Es werden nicht unter 600 solcher Monodistichen werden, aber der Plan ist, auf 1000 zu steigen. Sind wir mit einer bedeutenden Anzahl fertig, so wird der Vorrath, mit Rücksicht auf eine gewisse Einheit, sortirt, überarbeitet, um einerlei Ton zu erhalten, und jeder wird

dann von seiner Manier etwas aufzuopfern suchen, um sich dem andern mehr anzunähern."

Dieser Plan wurde nicht ausgeführt. Im Julius 1796 schrieb Schiller darüber Folgendes:

„Nachdem ich die Redaction der Xenien gemacht hatte, fand sich, daß noch eine erstaunliche Menge neuer Monodistichen nöthig sey, wenn die Sammlung auch nur einigermaßen den Eindruck eines Ganzen machen sollte. Weil aber etliche hundert neue Einfälle, besonders über wissenschaftliche Gegenstände, einem nicht so leicht zu Gebote stehen, auch die Vollendung des „Meisters" Goethen eine starke Diversion macht, so sind wir übereingekommen, die Xenien nicht als ein Ganzes, sondern zerstückelt dem Almanach einzuverleiben. Die ernsthaften, philosophischen und poetischen werden daraus vereinzelt, und bald in größern, bald in kleinern Ganzen vorn im Almanach angebracht. Die satyrischen folgen unter dem Namen Xenien nach."

Es mag seyn, daß bei diesem Verfahren manches Epigramm aufgenommen wurde, das bei einer strengen Auswahl nach dem ersten Plane weggeblieben wäre. Schiller war allerdings damals gereizt, nicht durch Bemerkungen über die Mängel seiner Producte — denn hierüber war Niemand scharfsichtiger als er selbst, wie sich aus obigen Stellen seiner Briefe ergibt, und jeden seiner Freunde forderte er zu freimüthigen Urtheilen auf — sondern weil ihn die Kälte und Geringschätzung erbitterte, womit ein Unternehmen, wofür er sich begeistert hatte, von mehreren Seiten aufgenommen wurde. Dieß war der Fall bei den Horen. Im Vertrauen auf den Beistand der ersten Schriftsteller der Nation, hatte er auf eine große Wirkung gerechnet, und traf dagegen sehr oft auf Mangel an Empfänglichkeit und kleinliche Ansichten. Es konnte ihm dann wohl in einer Aufwallung der Indignation auch etwas Menschliches begegnen, aber der eigentliche Geist, in dem die Xenien geschrieben sind, spricht sich für den unbefangenen Leser im Ganzen deutlich genug aus.

Im Frühling des Jahres 1796 wurde Schiller durch die traurige Lage seiner Familie auf der Solitude in große Angst versetzt. Ein epidemisches Fieber, welches in dem österreichischen Lazareth wüthete, hatte die jüngste Tochter ergriffen und in der Blüthe der Jugend hinweggerafft. Sie war ein holdes Mädchen, voll Verstand und glühender Phantasie. Der Wunsch, ihres Bruders Trauerspiele darzustellen, hatte sie so leidenschaftlich ergriffen, daß ich selbst Schillern bat, diesem nachzugeben, ihr Talent zu prüfen, und, wenn es wirklich etwas Außerordentliches verspräche, sie diese Laufbahn ergreifen zu lassen. Ob er gleich dem Schauspielerleben sehr abgeneigt war, so konnte doch, bei den damaligen Verhältnissen in Weimar, manche Klippe dieses Standes vermieden werden. Er versprach mir, die Sache zu bedenken; und so hatte ich die Freude, die letzten Lebensmonate dieses guten Kindes mit freundlicher Hoffnung auf Erfüllung ihrer Wünsche zu erheitern. Auch der Vater wurde, bei sonst schon bedenklichem körperlichen Zustande, von demselben Fieber, das die Tochter hinweggerafft, ergriffen, und bald darauf die zweite Tochter, Louise. Allein stand die arme Mutter. Der Gedanke, in einer so schrecklichen Lage den Seinen nicht beistehen zu können, war Schillern höchst schmerzlich, seine Angst und Sorge groß. Folgende Briefe an die gute Schwester Reinwald in Meinungen, deren Herz seinen Wünschen gleich entgegen kam, schildern den ganzen Zustand und sein Gefühl am wahrsten:

Jena, den 23. April 1796.

Du wirst nun auch erfahren haben, liebste Schwester, daß die Louise ernstlich krank geworden, und unsere arme liebe Mutter alles Trostes beraubt ist. Verschlimmerte es sich mit der Louise, oder gar auch noch mit dem lieben Vater, so wäre die arme Mutter ganz und gar verlassen. Der Jammer ist unaussprechlich. Kannst Du es möglich machen, glaubst Du, daß Deine Kräfte es aushalten, so mache doch ja die Reise dorthin. Was sie kostet, bezahle ich mit Freuden. Reinwald könnte Dich ja begleiten, und wenn er es nicht wollte, so lange hieher zu mir kommen, wo ich brüderlich für ihn sorgen würde.

Ueberlege, meine liebe Schwester, daß Eltern in solchen Extremitäten den gerechtesten Anspruch auf kindliche Hülfe haben. Gott, warum bin ich jetzt nicht gesund — und so gesund, als ich es bei der Reise vor drei Jahren war! ich hätte mich durch nichts abhalten lassen, hinzueilen! Aber daß ich über ein Jahr fast nicht aus dem Hause gekommen, macht mich so schwächlich, daß ich entweder die Reise nicht aushalten, oder doch selbst krank bei den guten Eltern hinfallen würde. Ich kann leider nichts für sie thun, als mit Geld helfen, und Gott weiß, daß ich das mit Freuden thue. Bedenke, daß die liebe Mutter, die sich bisher mit einer bewundernswürdigen Standhaftigkeit betragen, endlich unter so vielen Leiden zusammenstürzen muß. — Ich kenne Dein kindliches, liebevolles Herz, ich kenne die Billigkeit und Rechtschaffenheit meines Schwagers. Beide werden euch lehren, besser als ich, was unter diesen Umständen nöthig ist. Grüße ihn herzlich. Dein treuer Bruder

Schiller.

Jena, den 6. Mai 1796.

Zu meinem großen Trost, liebste Schwester, erfahre ich heut durch Deinen Mann, daß Du die Reise zu unseren lieben Eltern wirklich angetreten hast. Der Himmel segne Dich für diesen Beweis Deiner kindlichen Liebe, und lasse uns Alle die erwarteten guten Folgen davon ernten. Seitdem ich Dich dort weiß, bin ich um Vieles ruhiger; bisher konnte ich nicht anders als mit Schrecken an die traurige Lage der lieben Eltern und Schwester denken. Ich habe nicht nöthig, Dir erst zu empfehlen, was unter diesen Umständen zu thun ist; nur um das Einzige bitte ich Dich, verhindere, daß die lieben Eltern nicht aus ängstlicher Sparsamkeit eine heilsame Maßregel zu ihrer Gesundheit versäumen. Ich habe einmal für allemal erklärt, daß ich die Kosten davon mit Freuden tragen will. Was also etwa an Geld nöthig, kannst Du Dir von Cotta in Tübingen aus-

zahlen lassen. Ich werde Deinem Manne für seine Einwilligung zu Deiner Abreise herzlich danken.

Und nun, liebste Schwester, bitte ich Dich inständig um recht baldige und ausführliche Nachrichten von dem Zustand der lieben Unsrigen. Grüße sie alle tausend, tausendmal. Ich umarme Dich. Dein treuer Bruder

Schiller.

An Hofrath Reinwald.

Jena, den 6. Mai 1796.

Herzlich umarme ich Dich, mein lieber Bruder, für Deine Bereitwilligkeit, Deine Frau nach der Solitude reisen zu lassen. Sie dort zu wissen, nimmt mir eine schwere Last von der Seele; das ist eine Liebe, für die ich Dir nie genug danken kann. Möchten es Deine Angelegenheiten nur einigermaßen erlauben, daß Du auf eine Zeit lang hier wärest, wir wollten Dich über die Abwesenheit Deiner Frau aufs beste zu trösten suchen.

Heute nichts mehr, da die Post den Augenblick abgehen will. Das Uebrige bald. Lebe wohl. Dein treuer Bruder

Schiller.

Jena, den 9. Mai 1796.

Liebste Schwester!

Cotta wird Dir nun, wie ich hoffe, meinen Brief überschickt haben. Zwei andere an die liebe Mutter sind einige Posttage vorher abgegangen, die hoffentlich alle richtig angekommen sind. Es gereicht mir zu großem Trost in diesen traurigen Umständen, Dich, liebe Schwester, den Unsrigen zur Stütze dort zu wissen, und ich hoffe in kurzer Zeit von Dir zu hören, daß das Schlimmste überstanden ist.

Der letzte Brief meiner lieben guten Mutter hat mich herzlich betrübt. Ach, wie viel hat die gute Mutter nicht ausgestanden, und mit welcher Geduld und Stärke hat sie es ertragen!

Wie rührte mich's, daß sie ihr Herz mir öffnete, und wie wehe that mir's, sie nicht unmittelbar trösten und beruhigen zu können! Wär'st Du nicht hingereist, ich hätte nicht hier bleiben können. Die Lage der lieben Unsrigen war doch erschrecklich — so allein, ohne den Beistand liebender Freunde, und bei zwei Kindern, die in der Ferne von ihnen leben, verlassen! Ich darf nicht daran denken. Was hat unsere gute Mutter nicht an unseren Großeltern gethan, und wie sehr hat sie ein Gleiches von uns verdient! Du wirst sie trösten, liebe Schwester, und mich wirst Du herzlich bereit finden zu Allem, wozu Du mich auffordern wirst. Unterlasse ja nicht, mir so fleißig als möglich Nachricht zu geben, wie es um Alle steht, und denke auch nicht so bald darauf, sie zu verlassen. Reinwald wollen wir schon beruhigen.

Meine Lotte grüßt Dich herzlich, und nimmt den innigsten Antheil an euren Leiden. Der Brief meiner lieben Mutter hat sie schmerzlich gerührt. Sie ist seit einiger Zeit selbst nicht wohl, und erst heute haben wir Gewißheit, daß sie sich in andern Umständen befindet. Sie ist schon am Ende des siebenten Monats der Schwangerschaft. Karl ist gesund und fröhlich. Täglich macht das liebe Kind uns mehr Freude. Was gäbe ich darum, wenn ich ihn unserer lieben Mutter nur auf einen Tag bringen könnte! Gewiß würde das ihren Kummer in Etwas lindern.

Grüße die lieben Eltern aufs herzlichste, und sag' ihnen, daß ihr Sohn ihre Leiden fühlt. Der guten Louise schenke Gott bald ihre Gesundheit wieder. Bring' ihr meinen brüderlichen Gruß. Ich umarme Dich herzlich, liebste Schwester. Dein treuer Bruder Schiller.

An Hofrath Reinwald.

Jena, den 19. Sept. 1796.

Du erhältst hier Nachricht, lieber Bruder, von der Auflösung des guten Vaters, die, so sehr sie auch erwartet, ja ge-

wünscht werden mußte, uns Alle aufs tiefste betrübt. Der Beschluß eines so langen und dabei so thätigen Lebens ist selbst bei den Gleichgültigen und Fremden ein rührender Gegenstand: wie muß er es denjenigen seyn, die er so nahe angeht! Ich muß mich des Nachdenkens über diesen schmerzlichen Verlust mit Gewalt entschlagen, weil ich die lieben Unsrigen aufzurichten habe. Es ist ein großer Trost für Deine Frau, daß sie ihre kindliche Pflicht noch bis an das Sterbelager des guten Vaters hat erstrecken und erfüllen können. Nie würde sie sich darüber getröstet haben, wenn er wenige Tage nach ihrer Abreise gestorben wäre.

Du begreifst, daß sie in den ersten Tagen der schmerzlichen Trennung, wo noch so viele unangenehme Ereignisse auf die gute Mutter einstürmen, nicht abreisen konnte, wenn auch die Post im Gange wäre. Aber diese stockt noch immer, und wir müssen erst die Kriegsereignisse auf der fränkischen, schwäbischen und pfälzischen Gränze abwarten. Wie sehr diese Abwesenheit Deiner Frau Dich drücken muß, fühle ich mit Dir; aber wer kann gegen eine solche Kette unvermeidlicher Schicksale! Leider verflicht sich die allgemeine und öffentliche Unordnung auch in unsere Privatbegebenheiten auf die fatalste Weise.

Deine Frau sehnt sich von Herzen nach Hause, und sie verdient nur desto mehr unsere Achtung, daß sie, gegen ihre Neigung und gegen ihr Interesse, sich nur durch die Vorstellung ihrer kindlichen Pflichten leiten ließ. Jetzt aber säumt sie gewiß keine Stunde länger, sich auf die Rückreise zu machen, sobald es nur ohne Gefahr und möglicherweise geschehen kann.

Tröste sie doch, wenn Du ihr schreibst; es bekümmert sie, Dich verlassen zu wissen, und Dir nicht helfen zu können.

Lebe recht wohl, lieber Bruder. Der Deinige

Schiller.

Es gereichte Schillern immerwährend zum Trost, daß durch die gute Schwester alles Mögliche für die Seinen geschehen war. Ihre besonnene, treue Pflege des Vaters bis zum letzten Athem-

zuge, die Geistesgegenwart, mit der sie ihn und das Haus bei einem Ueberfalle der Franzosen so viel als möglich schützte, band ihn mit inniger Dankbarkeit und Achtung an sie. Für die Mutter wurde in Leonberg eine Einrichtung getroffen, und die Schwester Louise verheirathete sich mit dem Pfarrer Frank in Möckmühl.

Ein Besuch seines Freundes Körner und die Geburt seines zweiten Sohnes waren für Schiller Lichtblicke in dieser düstern, sorgenvollen Zeit.

Seit dem August dieses Jahres vergönnte auch mir ein günstiges Geschick wieder in Schillers Nähe zu leben. Wilhelm von Wolzogen, der treue Jugendfreund, war bei einem Aufenthalte des Herzogs Carl von Würtemberg in Paris von dem Studium der Architektur zu diplomatischen Geschäften übergegangen. Als Legationsrath bei der Gesandtschaft angestellt, führte er während der Abwesenheit des Gesandten, Freiherrn von Rieger, die Geschäfte. Während der schrecklichsten Periode der Revolution, der des Terrorismus und der Hinrichtung des Königs, bewohnte er das Hotel des Gesandten, und durch Muth und Gewandtheit entging er den Gräueln in Paris, wo täglich schuldlose Opfer fielen. Bei der Rückkehr nach Stuttgart erwartete er eine andere Anstellung, da er die Geschäfte zur vollen Zufriedenheit des Herzogs Carl geführt hatte, und auch der diesem folgende Regent ihm geneigt war. In der herzlichsten Zuneigung und Freundschaft bat er mich, mein Schicksal an das seinige zu knüpfen. Es geschah. Wir waren nach Bauerbach gereist, als das französische Heer Schwaben überschwemmte und nach Franken vordrang. Meinungen und unser stilles Thal wurden bedroht; wir gingen nach Rudolstadt und Jena, um dem Sturme auszuweichen und die Unsern wieder zu sehen.

Mein Mann wurde nun dem Herzoge von Weimar bekannt, und von ihm als Kammerrath und Kammerherr angestellt. Die Freude über diese so unerwartete Wiedervereinigung mit meiner Schwester und Schiller war groß; ein schönes Leben lag vor uns in der Wirklichkeit, so wie es unsere Jugendträume gedichtet hatten.

Goethe zeigte sich theilnehmend bei diesem Ereigniß. Das

Anschauen des innigen Verhältnisses zwischen ihm und Schiller, der immer rege Ideenwechsel, das offene, heitere Zusammenseyn — dies Alles bot tausendfältigen Genuß. An Gegenständen der Unterhaltung fehlte es nicht; Goethe sprach gern mit meinem Manne über Architektur; in den Abendstunden entwarf er bei meiner Schwester Mondlandschaften; auch Schiller machte einige Versuche. Indeß entstanden unsterbliche Werke, Wallenstein und Hermann und Dorothea. Wie das Ineinanderstrahlen der beiden Dichterseelen auf ihre poetische Kraft und Darstellung wirkte, vermag wohl der Zartempfindende zu ahnen. Im Wallenstein athmen Hauche des Goethe'schen Lebens, und in Hermann und Dorothea weht Schiller'scher Geist. Mit Rührung erinnere ich mich, wie uns Goethe, in tiefer Herzensbewegung, unter hervorquellenden Thränen, den Gesang, der das Gespräch Hermanns mit der Mutter am Birnbaume enthält, gleich nach der Entstehung vorlas. „So schmilzt man bei seinen eigenen Kohlen,“ sagte er, indem er sich die Augen trocknete.

Die literarischen Händel, die die Horen und Xenien erregten, trübten den guten Humor selten, und dienten im engern Kreise nur zu Uebung in muthwilligen Scherzen. Das entschieden Feindselige hielt sich Schiller im Umgang fern, was er bei seiner eingezogenen Lebensweise leicht konnte. Offen zeigte er seine Abneigung gegen niedrige Seelen und Uebelwollende, und ein schöner Kreis des Wohlwollens und der Liebe, der ihn fortwährend umgab, machte ihn jene vergessen.

Fichte's Erscheinung war ihm sehr merkwürdig; aber erst in der Folgezeit, als sich dessen Jenaische Verhältnisse trübten, entstanden lebhaftere Berührungen, da es Schillers Natur mit sich brachte, sich jedes Bedrängten anzunehmen. Schellings tiefer Geist und biederer offener Charakter war ihm sehr werth; mit ihm und dem vieljährigen philosophischen Freunde Niethammer verbrachte er alle Wochen einen heitern Abend bei einer l'Hombre-Partie. Die ältern Freunde blieben immer gleich treugesinnt. Auch unsere Freunde Humboldt kehrten im Herbst von Berlin, wo sie sich eine Zeit lang aufgehalten, nach Jena zurück, und

Alexander von Humboldt gesellte sich ihnen zu. Sein lebhafter Geist, der alle Zweige der Naturwissenschaften mit Genialität ergriff, deutete die Riesenschritte, die er in Erkenntniß der Natur machen würde, schon damals an.

Im Frühling 1797 zog Schiller in seinen vor den Thoren Jena's, in der anmuthigsten Gegend gelegenen Garten. Ein Eigenthum zu besitzen, erfreute ihn sehr; denn Landbesitz dünkte ihm von jeher dem Leben eine Festigkeit und Sicherheit zu geben. Felder, die bis an die äußerste Spitze des nahen Berges sich hinzogen, noch zu gewinnen, war eine Lieblingsidee. Das Haus hatte im obern Stock eine weite, herrliche Aussicht; dort las er mir zuerst den Wallenstein vor. Am Ende des Gartens baute er sich ein kleines Haus, wo er ganz ungestört arbeiten wollte. „Ich liebe sehr," sagte er, „daß die Hauswirthschaft ordentlich geht; aber ich mag das Knarren der Räder nicht hören." In dem kleinen Hause arbeitete er während der Sommermonate oft bis tief in die Nacht hinein. In diesem Garten empfing er den Besuch des Kronprinzen von Bayern. Der hohe, edle Geist des königlichen Jünglings erfreute ihn innig; er ahnete, was er für Deutschland, für Wissenschaft und Kunst werden würde, und ein Band des Antheils und der Liebe knüpfte den Fürsten an den Dichter, das, über dem Grabe des Letztern, der Harfe des jetzigen Königs rührende Töne eines geistigen, treuen Andenkens entlockte.

Im Sommer des Jahres 1797 verließ die uns so werthe Humboldt'sche Familie Jena, indem sie eine große Reise antrat. Schiller büßte dadurch einen ihn sehr belebenden Umgang ein. Doch entstand nun eine lebhafte Correspondenz, und von jener Reise sind viele interessante briefliche Nachrichten vorhanden. Besonders ist an Wilhelm von Humboldt der bei jeder Veränderung des Orts und in jeder Lebensperiode immer rege Gedankenverkehr mit seinen Freunden sehr merkwürdig.

„Ein Wetteifer mit Goethe," sagt Körner, „veranlaßte im Jahr 1797 Schillers erste Balladen. Beide Dichter theilten sich in die Stoffe, die sie gemeinschaftlich ausgesucht hatten. Von

dieser Gattung, die Schillern lieb geworden war, lieferte er in spätern Jahren noch Manches, nachdem andere kleinere Gedichte seltener von ihm erschienen."

Das Bedeutendste aber, was hier erwähnt werden muß, ist, daß Schiller im Jahre 1798 den Wallenstein beendigte. Die Einrichtung desselben für die Bühne beschäftigte ihn sogleich; denn die vorzüglichsten Theater-Directoren Deutschlands zeigten den größten Eifer für dessen Aufführung. Iffland und Schröder, die ersten Schauspieler, bewarben sich lebhaft und freundschaftlich um das neue dramatische Werk, nachdem so lange Schillers Geist in dieser Form nicht erschienen wär. Goethe's Idee, die neue Weimarische Bühne mit diesem Stück zu eröffnen, drängte die Arbeit. Im Spätjahr wurde das neuerbaute freundliche Theater durch die Vorstellung des Lagers eingeweiht. Wir waren mit Goethe und Schiller bei der letzten Probe allein gegenwärtig, und überließen uns ganz dem hinreißenden Vergnügen, diese so ganz eigenthümliche Dichtung in ihrem vollen Leben zu sehen. Der Wallone erschien uns wie eine beinahe Homerische Gestalt, die das Edle des neuern Kriegslebens plastisch darstellte.

Die Ahnung des großen Ganzen, das diesem Lebensgemälde folgen würde, gab dem Vorspiel einen geheimnißvollen Reiz. Es war ein schöner Abend, Schiller war sehr gerührt über unsere Freude, und Goethe's herzlicher Antheil äußerte sich höchst liebenswürdig. Auch der neue, schöne Raum, in dem so viel Merkwürdiges in einer Reihe von Jahren erscheinen sollte, mehrte den Zauber, der uns umfing, und spannte unsere Erwartung auf etwas Großes. Wenn die Phantasie, in düstern Räumen von der Ahnung unglücklicher Begebenheiten erfüllt, ängstigende Geistergestalten erschafft, so erscheinen auch heitre Geister in einem harmonisch gebildeten Raume, Lebensfülle und Genuß versprechend und das menschliche Wesen in angenehmer Befriedigung erhaltend.

Das freundliche Gebäude, durch so viele Erinnerung schöner Stunden dem sinnigen Kunstfreunde werth, wurde im Jahr 1825 ein Raub der Flammen.

Zehnter Abschnitt.

Erste Vorstellung des Wallenstein, Aufenthalt in Weimar.

Es wehte ein höherer Geist in der ersten Vorstellung Wallensteins, der sich aus dem kleinen Weimar durch ganz Deutschland verbreitete. Diese fand am 30. Jänner 1799, dem Geburtstage der Herzogin statt. Schiller genoß lebhaft die Arbeit von sieben Jahren. Goethe's freundschaftlicher Antheil und die allgemein erhöhtere Stimmung der Gesellschaft, welche durch das Leben in diesen Formen erzeugt wurde, gaben ihm einen lebendigen Genuß seiner selbst. Wir hatten nun eine Tragödie, das erste Stück, das nach Götz von Berlichingen unser eigenes deutsches Leben aussprach und mächtig in die Zeit eingriff, ja auf die Erhaltung des Nationalsinns unter fremder Unterjochung entscheidend wirkte. Die Militärverhältnisse hatten eine neue Seele gewonnen. Der begeisterte Jüngling drängte sich nach Kriegsthat und Ruhm. Es ist eine so weite und reiche Welt, die der Wallenstein umfaßt, es giebt der seelenergreifenden Worte und Reden so viele in ihm, daß alle erregbaren Gemüther sich gern damit begrüßten und sie zum Ausdruck ihres Einverständnisses wählten. Die tiefe Wahrheit der Natur durchathmet dieses Gedicht, und man fühlt und lebt in den Bildern desselben in Momenten, wo unser Daseyn sich aus seinen Fugen drängt, und kehrt besänftigt in sich selbst zurück.

Durch Goethe's Einfluß, der die Schauspieler beseelte, und Meyers Bemühen um Costüms und Decorationen war die Vorstellung vollkommen gelungen. Schillers freundliches Verhältniß

zu den Schauspielern gründete sich damals und gestaltete sich immer schöner. Seine Wallensteiner waren ihm sehr lieb, Voß, Graff, Becker, Haide und Mlle. Jagemann, als Thekla. Alle, die die genannten Schauspieler, von denen mehrere der Tod allzufrüh der Kunst entriß, in Weimar sahen, werden sich gern ihrer Erscheinung erinnern, und ihnen zum Dank für die Verkörperung der Geschöpfe des Tragikers einen Moment heitern Andenkens weihen.

Maria Stuart beschäftigte Schiller sogleich nach der Vollendung des Wallenstein. Der Antheil, den er an der neuen Zeitschrift Goethe's, die Propyläen, nahm, bildete seinen Sinn für bildende Kunst sehr aus. In einer der geistvollsten und anmuthigsten Schriften, die wir billig in den Händen jedes Gebildeten vermuthen, dem kleinen Kunstroman Goethe's, der Sammler, erscheinen Schillers Ansichten in der Gestalt des Philosophen. Die Glocke erschien für den Musenalmanach 1800. Lange hatte Schiller dieses Gedicht in sich getragen, und mit uns oft davon gesprochen als von einer Dichtung, von der er besondere Wirkung erwarte. Schon bei seinem Aufenthalt in Rudolstadt ging er oft nach einer Glockengießerei vor der Stadt spazieren, um von diesem Geschäft eine Anschauung zu gewinnen. Es ist ein Lieblingsgedicht der Deutschen geworden. Jeder findet rührende Lebenstöne darin, und das allgemeine Schicksal der Menschen geht innig ans Herz.

Im Sommer 1799 wohnten der König und die Königin von Preußen einer Vorstellung des Wallenstein in Weimar bei. Schiller wurde der liebenswürdigen Königin vorgestellt, und er sagte uns, daß sie sehr geist- und gefühlvoll in den Sinn seiner Dichtungen eingegangen wäre.

Der Niederkunft meiner Schwester mit ihrer ältesten Tochter Caroline folgte ein Nervenfieber, das Schiller und uns Alle in die schmerzlichste Sorge versetzte. Beinahe an sechs Wochen war eine Schwäche des Kopfes, oft völlige Geistesverwirrung, zurückgeblieben. Der treffliche Starke war auch hier ein Retter. Seine Geschicklichkeit und Schillers sorgsame, zarte Pflege in

der Behandlung solch eines traurigen Zustandes, die Wartung der guten Mutter und der treuen, immer gleich hülfreichen Freundin Griesbach, bewirkten eine vollkommene Genesung. Dieser schmerzlichen Erinnerung zu entfliehen, sich in neuer Umgebung in Weimar zu erheitern, war für Schiller und meine Schwester ein dringendes Bedürfniß.

Der Entschluß, nach Weimar zu ziehen, war schon früher gefaßt, und wurde jetzt schnell ausgeführt. Goethe's Theilnahme, des Herzogs gütiges Entgegenkommen und reelle Hülfe bei diesem Plane erleichterten die Ausführung. Seit 1800 wurde Weimar Schillers fester Aufenthalt.

Sein Leben in Weimar war, die sich immer wiederholenden Krankheitsanfälle abgerechnet, heiter und mannigfaltig bewegt. Die Nähe des Theaters, seine Einwirkung darauf erhielten ihn in einer äußern ihm zusagenden Thätigkeit. Mit Wohlwollen und guter Laune behandelte er das Verhältniß zu den Schauspielern; sie nahmen seinen Rath gern an, und die bildungsfähigen gewannen an Kunst und höherem Sinn. Er ahnete das Talent, und ein sicherer Takt täuschte ihn nie.

Der Madame Wolf, die sich schon als Fürstin Mutter in der Braut von Messina ausgezeichnet hatte, gab er die Rolle der Jungfrau von Orleans, und ein neues begeistertes Leben entquoll ihrer Brust. Sie stand auf der Höhe der Kunst, ohne es selbst zu wissen. So hatte er auch Hrn. Wolfs Talent sogleich in der kleinen Rolle Baumgartens im Wilhelm Tell erkannt, und prophezeihte den Ruhm, den sich dieser Schauspieler in der Periode seiner höchsten Ausbildung erwarb.

In den geselligen Verhältnissen in Weimar herrschte die schönste geistige Freiheit. Der Herzog wußte gastfreundlich den Genius zu bewirthen, indem er ihm ungestörten Selbstgenuß vergönnte; ja, wenn er sich mit seinen eigenthümlichen, dem Genius manchmal widersprechenden Geschmack der Dichtungswelt näherte, war die Berührung nur leise, und löste sich gewöhnlich in heitern Scherz auf. In solchen Gesprächen, wo Realismus und Idealität sich kreuzten, war er sehr geistvoll und witzig. Als

Weltmann sprach er oft über poetische Ansichten ab; aber in der That störte er durchaus nicht die Freiheit, in der allein der Genius schaffend sich regen kann; und unter seinem Schutze tanzten die Musen in ihrem eigenen Rhythmus ungestört dahin. Die Stimme Deutschlands hatte für Schiller entschieden, und die aller gebildeten Nationen tönte bald nach; so fühlte der Herzog, auch in Hinsicht auf ihn, den edlen Fürstenstolz, die ersten Dichter Deutschlands in seinen Kreis zu fesseln.

Die Gemahlin des Herzogs fühlte in ihrer großen Seele eine innige Anneigung zu Schillers Werken, und dieser sagte oft, das wahrhaft freundschaftliche Benehmen der hohen Frau, das sich immer gleich bleibe, sey ihm rührend. Bei der Herzogin Amalia, die, im Bedürfniß eines regen Geisteslebens, in angeborner Feinheit des Geschmacks, einen eigenen Zauberkreis um sich gebildet hatte, in welchem alles Lästige und Beschränkte der Verhältnisse wegfiel, wo Freiheit und Heiterkeit herrschten, war er, so oft es seine Gesundheit erlaubte. Wieland war der gefeierte Genius ihres Hauses, der Schillern immer befreundet blieb.

Seitdem sich Schiller im Wallenstein aufs Neue an das Herz des deutschen Publikums geworfen, und die so lebendige, liebevolle Aufnahme gefühlt hatte, entschlug er sich aller Empfindlichkeit über fremdes Urtheil; das kleinliche journalistische Wesen war für ihn nicht da. So blieben die Aeußerungen und Ergüsse gekränkter Eitelkeit und persönlicher, durch die Horen und Xenien angeregter Rachgier, wie sie in ephemerischen Blättern durch das Publikum flogen, unbeachtet. Die Welt in ihrer Größe und Breite war ihm das Echo seiner Dichtung, und er schaute nur von ihr auf in den lichten Aether des ewig Guten und Wahren, wo die Schönheit flammt und Liebe ihn anlächelte. Goethe's Beifall war ihm ein Morgenschimmer des Welteindrucks. Er las ihm die neuen Werke immer allein vor. „Mir liegt so viel daran, sein rein menschliches Urtheil zu vernehmen," sagte er zu uns.

So hatten wir wirklich, in innerer Geistes- und Lebensfülle, ein Paradies der Unschuldswelt um uns her gezaubert, in dem

allein der lebendige Schöpfungsquell lauter rinnt. Nichts feindseliges war um uns her, keine kleinliche Kritik drängte sich in unsern Kreis.

Mehrere anmuthige jugendliche Gestalten erfreuten Schillern. Besonders zog ihn Prinzessin Caroline, Tochter des Herzogs, an, dieses edle Wesen, das so früh der Welt entrissen wurde,[1] aber in jedem Herzen, das sie zu fassen vermochte, ein unaustilgbares, rührendes Andenken zurückgelassen hat und immer frisch erhalten wird. So geboren, um alles Große und Schöne sich als die ihm bestimmte Sphäre anzueignen, wird selten ein Erdenwesen. In ihrem großen, klaren, blauen Auge spiegelten sich rein alle Lebensgestalten. Mit der Liebe seliger Geister begrüßte sie das Gute und Schöne, in ruhiger Freude an dem Daseyn desselben; alles Unwürdige war für sie wie gar nicht da. Nur in zarten, leisen Worten enthüllte sich die Himmelskraft dieses Gemüths; aber alles Wahre und Gute fühlte neues Leben in ihrer stillen Gegenwart. Unter den Augen einer ihr ähnlichen Erzieherin durch Herders Unterricht gebildet, trat sie vollendet in das Leben ein. In früher Jugendblüthe von dem reifsten Urtheil, dem nie Kleines wichtig seyn konnte, nie Gutes unwichtig war, hielt sie das Maaß der Vernunft in sicherer Hand. Geschaffen für jede höhere Sphäre, hätte sie belebend und wohlthätig in jeder gewirkt. Wo sie war, war Wahrheit, Licht und Liebe; ein tröstender Engel stand sie im Kreise der Ihrigen; Blumen der Eintracht und des Segens blühten unter ihren Tritten, die nur leise über der Erde hinzuschweben schienen, gleich als sollte der Engel nicht heimisch auf der Erde werden.

An Amaliens von Imhof schönem aufblühendem Talente, wie an ihrem anmuthigen, lebendigen Umgange, hatte Schiller große Freude, und er suchte ihr, wo er konnte, förderlich zu seyn.

H. Meyer, der oft der Dritte mit ihm und Goethe war, blieb ihm immer gleich werth. Die reinste Gesinnung, die um nichts in der Welt von der erkannten und empfundenen Wahrheit

[1] Sie starb als Erbgroßherzogin von Mecklenburg im Jahre 1816.

abwich, das Mäßige, Mildernde eines vollkommen klaren Verstandes, der Alles hinstellt, wo es hingehört, und die tiefe Begeisterung in Einsicht und Gefühl für das Schöne der Kunst, die er in Bildern und Beschreibung Schillern nahe brachte, wirkten sehr wohlthätig auf diesen.

Herrn von Einsiedel, den liebenswürdigen, heitern Menschen, der in kindlicher Naivetät sich durch alle Weltverhältnisse bewegte, immer empfänglich für Poesie blieb, und im geraden Herzen alles Rechte und Edle mit Neigung umfing, der in reiner, tüchtiger Ansicht der ersten menschlichen Verhältnisse Schillern immer begegnete, sah er sehr gern. Ein gutmüthiger Humor, vielseitige Kenntnisse, alle geselligen Tugenden und vollkommene Sicherheit im Umgange mußten ihn überall willkommen machen.

Der geheime Rath von Voigt, dieser an Geist so ausgezeichnete Mann, der unter der Last der Geschäfte den regsten frischesten Jünglingssinn für Wissenschaft und Kunst erhielt, blieb Schillers aufrichtiger und thätiger Freund, wohlwollend wirkte er auf sein Verhältniß zum Herzog, half und vermittelte, wo er's nur vermochte.

Mit Herder, den er achtete und liebte, von dem er geachtet und geliebt ward, wie dies unter Geistern von solcher Größe natürlich war, konnte er nicht häufig Umgang pflegen. Herder schloß sich in jener Epoche gern ab, und seine Abneigung gegen die Kantische Philosophie, der Schiller mit ganzer Seele zugethan war, hätte keine freie Mittheilung gestattet, ohne sich unsanft zu berühren.

Mit Jean Paul Richter entstand kein näheres Verhältniß. Obgleich Schiller das große Talent, den hohen Geistesflug des Mannes nicht verkannte, so widerstand ihm doch die Formlosigkeit seiner Producte. Böttiger kam ihm freundlich entgegen, er achtete den großen Umfang seines Wissens. Mehrere geistvolle und liebenswürdige Männer und Frauen boten eine angenehme Unterhaltung. Die große Masse, die hier, wie überall vom Nachschwatzen lebte, ohne Eigenthümlichkeit, nur von Anderer Bildung zehrend, bewegte sich dennoch theilnehmend um Schiller

herum. Gesunder, wahrer Naturausdruck indessen sagte ihm mehr zu. Als Kotzebue in diesem Kreise auftrat, zog er die Masse der unterhaltungssüchtigen Gesellschaft an. Er zeigte große Verehrung für Schiller, und dieser begegnete ihm ohne Annäherung freundlich; es lag nicht in seiner Natur, Wohlwollen mit Härte abzuweisen. Eine geistvolle Freundin sagte: „Kotzebue kennt den Neid gar nicht; wenn Schiller etwas Gutes macht, sieht er es gleich als ein Eigenthum an, das er benützen kann." Die Flachheit und Hohlheit seines geistigen und moralischen Sinnes hielt sein bedeutendes Talent immer in einer niedern Bahn, und konnte den Lauten der Natur, die ihm zu Gebote standen, nie jene nachhaltige Rührung geben, bei der feinere Gemüther Selbstbefriedigung finden, und in der Verstand und Gefühl sich in wohlthätiger Harmonie begegnen. Kotzebue's Gefangenschaft hatte menschlichen Antheil erregt; man zeigte dieses bei seiner Zurückkunft. Schiller sagte: „Er ist doch wie ein Windball, auf dem nie ein Eindruck zurückbleibt."

Goethe und unser Familienkreis waren sein eigentliches Lebenselement Die Natur- und Kunstansichten dieses Freundes zauberten einen Kreis um ihn her, an dem immer neue Sterne aufgingen. Mein Mann, sein Freund seit der Akademie, erheiterte ihn durch seine vielseitige Weltansicht, die er gern seiner Abgeschlossenheit zubringen ließ. Er nahm Theil an dem Geschäftskreise des Landes, an den Reisen und politischen Verhandlungen, die meinem Manne übertragen waren, und erfreute sich mit ihm der Hoffnungen, die die liebenswürdigen Anlagen des Erbprinzen erweckten. Mein Mann hatte einen großen Sinn und sein Blick auf Welt und Menschen war hell. Er wollte das Edle und Gute, und der Kreis dessen, was zu erreichen möglich ist, lag ihm in bestimmten Umrissen vor Augen. Er ahnete die Stürme, die das Vaterland bedrohten. Gallische Unterjochung war seiner wahrhaft freien deutschen Gesinnung unerträglich; er strebte mit allen Kräften und durch alle Mittel der Politik, die ihm zu Gebote standen, das kleine Land, auf das er zu wirken hatte, vor Unterdrückung und Lasten zu schützen, und des Herzogs

Gesinnungen begegneten hierin ganz den seinen. Sein Sinn für Kunst blieb immer rege, seine gute Laune, wie Vieles auch war, was sie störte, kehrte bei Schiller immer wieder. Aus dem Unmuthe, den verdrießliche Dienstgeschäfte erzeugten, flüchtete er sich zu ihm, und in den originellsten Einfällen machte sich unsere innere Freiheit Luft. Schiller freute sich der Wirkung seiner Dichtung auf eine so klare Vorstellungskraft und ein durch das Leben erprobtes Gemüth. Die weichen Seelchen, gleich zarten Blumenstielchen, immer bereit, sich bewegen zu lassen, und von jedem Anhauch bewegt, bewiesen ihm die Kraft seiner Poesie weit weniger, und er pflegte zu sagen: „Wenn es bei dem durchdringt, da ist es gewiß tüchtig."

So lebten wir in vertrauter Freundschaft, geborgen vor lästigem Andrang, bei vernünftiger Einrichtung sicher; unsere Kinder sahen wir um uns aufblühen, und wenn Schillers Lage der Art war, daß er eine sorgenfreie Zukunft den Seinen noch sichern mußte, so gingen Plane in seiner Phantasie nie aus, die Alles verschaffen konnten. Doch handelte er, seit er Familienvater war, in Hinsicht auf die äußere Existenz mit doppelter Besonnenheit. Die schwankenden Verhältnisse unseres treuen, immer hülfreichen Freundes, des Fürsten Primas, machten es diesem selbst bedenklich, Schillers Existenz an die seine zu knüpfen, wie es früher sein Plan war. Das vom Kurfürstenthum abgerissene Mainz, die hereindringende französische Obermacht, die Bedrückung der Länder, die zunehmende Schwäche Deutschlands — Alles trübte den Horizont der freien Wirksamkeit des edlen Dalberg. Sein menschlich fühlendes Herz war zerrissen von tausendfacher Noth und von Ansprüchen, die sich zu ihm drängten. Als Philosoph über allen äußern Glanz erhaben, wäre er gern in eine Einöde geflüchtet, und hätte im unerschöpflichen Quell seines Geistes immer Beschäftigung gefunden. Aber Vieler Schicksal hing an dem seinen; er opferte seine Ehre als deutscher Fürst dem Mitleid, das seine Brust zerriß; er lieh dem starren Egoismus des Eroberers sein eigenes zartes Gefühl für fremdes Wohl, und glaubte die Löwenklaue mit Zauberbanden der

Anmuth und des Geistes umstricken zu können. Aber alle kleinen und mittlern Staaten fielen, wie er, in das Netz des Unterdrückers. Der letzte geistliche Kurfürst mußte das Schicksal der andern erfahren, und aller Hände griffen nach dem lockenden Raube. Er fühlte, daß er nicht gegen die eiserne Zeit zu stehen vermochte.

Schiller, um früheren Versprechungen treu zu seyn, zeigte, daß er gern, wo er dem Fürsten nützlich seyn könnte, Gefahr und Unsicherheit mit ihm theilen werde. Zu dem Eroberer hatte Schiller nie Neigung und Vertrauen, nie hoffte er, daß irgend etwas Gutes der Menschheit durch ihn werden könne. Seiner freien Seele war der Hauch der Tyrannei durchaus zuwider. Als alle Welt voll war von dem Ruhme Napoleons, und des Feldherrn Genie und die ungeheure Wirkung desselben auch manchen guten Kopf und manches edlere Gemüth mit Zauberkraft magisch umspann, da sein Name die allgemeine Losung war, stimmte Schiller in den allgemeinen Beifall und Jubel nicht ein; er war des ewigen Redens über den Helden der Zeit müde, und wir hörten ihn sagen: „Wenn ich mich nur für ihn interessiren könnte! Alles ist ja sonst todt — aber ich vermag's nicht; dieser Charakter ist mir durchaus zuwider — keine einzige heitere Aeußerung, kein einziges Bonmot vernimmt man von ihm."

Die Freiheit, Schillers Lebenselement, scheint auch, in so fern man damals seine Werke in Frankreich kannte, auf den Despoten einen unheimlichen Eindruck gemacht zu haben. Ich erinnere mich keines Zeichens des Antheils, das je von ihm vernommen wäre. Vielleicht ahnete er schon die begeisternde Flamme, die sich im Vaterlande entzündete, wie den von fern sich nähernden Rachegeist. Noch erfuhr unsere heimathliche Gegend keinen Druck; man lebte still bei dem herannahenden Sturme, und die Hoffnung lebte in den Bessern, er werde sich beschwören lassen.

Die Idee der Direction eines größern Theaters, das er ganz nach seinem Plan einrichten könnte, hatte für Schiller einen großen Reiz und beschäftigte oft seine Phantasie. Die Bildung und schöne Gestaltung aller Verhältnisse und Lebens-

formen, die ihm nur von reinem Schönheitssinn auszugehen schien, dünkten ihm innig an das Theater geknüpft zu seyn. Geschmack und feine Sitte sollten da herrschen, und alles Edlere im Menschen bewacht werden. Wenn man bedenkt, welchen großen Theil des Lebens die sogenannte gute Gesellschaft im Schauspielhause zubringt, wie sollte man nicht wünschen, daß dieses immer ein Organ höherer Bildung seyn möchte! Wie sehr ist diese Unterhaltung den großen Gesellschaften vorzuziehen, die Goethe so wahr schildert, wenn er sagt: „Und dem gebundnen Gespräch folge das traurige Spiel."

Sehn wir nicht das Größte aller Zeiten
Auf den Brettern, die die Welt bedeuten,
Still und ernst an uns vorüberziehn!

So sang Schiller, so wirkte er, so hätte er gern immer gewirkt.

„Das Theater", sagte er, „und die Kanzel sind die einzigen Plätze für uns, wo die Gewalt der Rede waltet;" und in seinem Sinn sollte das Theater immer der Kanzel gleichen, die Menschen geistiger, stärker und liebreicher machen, die kleinen, engen Ansichten des Egoismus lösen, zu großen Opfern das Gemüth stärken und das ganze Daseyn in eine geistigere Sphäre erheben, wo die Tugend als Ziel in höherer Glorie steht. Der wahre geistreiche Scherz schien ihm auch ein Mittel höherer Bildung. Sich mit dem Gemeinen abfinden durch höhere Ansicht — die geselligen Bande der Convention durch einen freien Blick auf die Natur lösen — alles Achtungswerthe durch ein scharfes Gefühl für das Lächerliche des Falschen steigern (denn das Wahre kann nie lächerlich seyn) — die Menschen von kranken Ansichten heilen durch Klarheit und Wahrheit — den durch die Wirklichkeit Verwundeten durch eine wahre heitere Darstellung der Verhältnisse besänftigen — dies Alles schien ihm auf der Region der Bretter erreichbar und wünschenswerth.

Das Anschauen des Theaters wirke sehr auf seine Productivität, sagte er oft. Die Art und Weise, wie man das Dramatische durch das Auge vor Seele, Geist und Herz bringen

müsse, werde ihm immer klarer. Er bekomme neue Ansichten bei jeder Vorstellung, lerne Fehler vermeiden, und die Lichtpunkte treten immer mehr hervor. „Ich glaube mich beinah nicht mehr darüber täuschen zu können," versicherte er uns, „was die dramatische Kunst fordert."

Was Goethe's und Schillers vereintes Wirken bei beschränkten Mitteln in Weimar hervorgebracht, ist außerordentlich, und zeigt, wie der Geist Alles vermag und über aller Berechnung steht. Schiller wirkte auf das Fühlen und innige Verstehen der Rollen, Goethe auf die Erscheinung ins Leben. Wir sahen oft, daß er in vier Wochen verstehen, sprechen, sich stellen, sich betragen lehrte; seine klare Einsicht setzte gleich einem Zauberstab versteinte Massen in anmuthige Bewegung. Es ist ein großer Verlust, daß nicht wie in Paris eine École scénique unter seiner Leitung entstanden ist, die unsere dramatische Kunst auf fester Bahn erhalten hätte, der jetzt nur in einzelnen großen Talenten von Zeit zu Zeit in einem neuen Lichtfunken der Pfad der Schönheit angedeutet wird.

Im Frühling des Jahres 1800 bekam Schiller ein Katarrhfieber, was ihm selbst bedenklich schien. Es findet sich von seiner eigenen Hand eine Uebersicht dessen, was er bis 1802 an schriftstellerischen Arbeiten in jedem Jahre vollendet, und von den Ereignissen im häuslichen Leben. Er sagt: „Anno 1800 war ich sehr krank."

Nach seiner Genesung warf er sich wieder mit neuen Kräften auf die Ausarbeitung der Maria Stuart. Um den letzten Act ungestört auszuarbeiten, bei dem er etwas der tiefen Rührung, die der Tod und das Begräbniß der Richardsonschen Clarisse erzeugt, Aehnliches zu erregen gedachte, ging er nach Ettersburg, einem Jagdschloß des Herzogs, welches an einer Anhöhe liegt, die rings von Wald umgeben ist.

Die Säcularfeier auf 1800 interessirte ihn lebhaft. Einige unserer Freunde, besonders Leo von Seckendorf, entwarfen Plane. Der geistvolle junge Mann war Schillern sehr angenehm. Er fiel 1809 vor Wien, als ein Opfer seines Enthusiasmus für die

deutsche Freiheit, und sein Andenken wird Allen, die ihn gekannt, werth bleiben.

Schiller hatte die Idee zur Säcularfeier hingeworfen, daß man durch eine Reihe von Festen Weimar auf vierzehn Tage bei dieser Gelegenheit zu einer großen Stadt machen sollte. Seckendorf entwarf einen förmlichen Plan, aber es fehlte an Lust wie an Mitteln, ihn auszuführen. Auch schien Schillern bei näherem Bedenken selbst, daß eine stille ernste Feier, oder die Gründung einer großen öffentlichen Anstalt, der Empfindung in solch einem Zeitabschnitt angemessener sey, als laute Feste. Nach seiner nur zu treuen Schilderung:

„Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden
Und das neue öffnet sich mit Mord,"

wurden auch alle Nachdenkenden mehr zu Sorge als Lust gestimmt.

Schiller feierte die letzte Stunde des Säculums bei Goethen, der eben nicht wohl war, im ernsten Gespräch, wie er uns sagte.

Wie gehaltvoll seine tägliche Unterhaltung im häuslichen Cirkel war, wie er Alles ihn Umgebende mit Geist und Herz ergriff, stellen folgende Blätter aus einem Tagebuche unserer Cousine, Christiana von Wurmb, die in der Folge die Gattin des Professors und Directors des Gymnasiums, Abeken, in Osnabrück wurde, lichtvoll dar. Der schöne Verstand und die ernste Richtung des zwanzigjährigen Mädchens interessirten ihn lebhaft, und ihre ausgezeichnet schöne Stimme, wegen deren Ausbildung sie sich einige Zeit in Schillers Hause in Weimar aufhielt, machte ihm großes Vergnügen. Sie machte uns ein schönes Geschenk mit diesen Blättern ihrer treuen sinnigen Erinnerung, die wir wohl unsern Lesern auch höchst willkommen glauben dürfen.

Erinnerungen aus Schillers Gesprächen, im Jahre 1801.

Den 4. Februar.

Oft wird dadurch die Erziehung der Prinzen verfehlt, daß man zu genau und zu ängstlich auf sie Acht gibt. Man blicke in die Welt: Alles, was Großes da war, ward durch sich selbst, lernte frühzeitig seine eigenen Kräfte kennen. Dadurch, daß man den Prinzen eine allgemeine Bildung geben will, versäumt man eine bestimmte. Man sollte sich gewöhnen, Prinzen nur Eine Wissenschaft, Eine Kunst auf Einmal studiren, Ein Talent auf Einmal bilden zu lassen, aber ganz als wäre es der einzige Zweck. Man gebe ihnen nicht die leichteste Seite, sondern zeige Ihnen gleich das Große, Geistige des Ganzen, und lasse sie hier ihre volle Kraft üben. Das, was zu leicht gemacht wird, lernen wir auch leichtsinnig behandeln; das männliche Alter verliert selten die Eindrücke der Jugend, und jede Schwierigkeit scheint uns unüberwindlich.

Den 15. Februar, als ich mit Schiller allein Thee trank.

Die ganze Weisheit des Menschen sollte allein darin bestehen, jeden Augenblick mit voller Kraft zu ergreifen, ihn so zu benutzen, als wäre es der einzige, letzte. Es ist besser, mit gutem Willen etwas zu schnell thun, als unthätig bleiben.

Den 20. Februar, als ich mit ihm im Park spazieren ging.

Darum thaten die Alten mit ihrer Musik so erfreuliche Wirkungen, weil sie einfach war. Ihre einzelnen Accorde drangen ans Herz und rührten. Ein gleichförmiger Ton kann die Menschen zum höchsten Grad von Anspannung treiben; darum können sehr reizbare Gemüther nicht die gleichförmige Bewegung eines Handwerkers oder Mechanicus hören; und wie ungleich mehr

muß es auf sie wirken, wenn diese gleichförmige Bewegung in der Fülle von Harmonie vernommen wird! Wahrscheinlich ist dies der Grund, warum man bei jeder Art von Einweihung, z. B. in Freimaurer-Logen, diese Art von Musik erwählt, und warum die Alten, ehe sie zum Zweikampf in die Schranken traten, die Trompete in einzelnen Tönen erschallen ließen.

Den 21., als ich erzählte, wie sehr man eine Geschichte von der J*** verschlimmert hätte.

Es ist unglaublich schwer, und beinahe möchte ich sagen, ganz unmöglich, etwas Gesehenes oder Erzähltes ganz und gerade so wieder zu geben, als man es gesehen oder gehört hat. Mit der schönsten reinsten Wahrheitsliebe überlassen wir uns öfters, ohne es zu ahnen, unserem eigenen Gefühle. Und dieses oft liebenswürdige Gefühl für Recht und Unrecht gibt nicht selten unsern Worten einen ganz andern Sinn.

Den 1. März, als ich mit ihm aus der Komödie ging.

Wenn man dreißig Schauspiele sähe, und man fragte sich bei jeder vollendeten Vorstellung: was hat der Dichter damit sagen wollen? was war seine Absicht, sein Zweck? was war Gutes oder Schlechtes daran? wie hat er dieses oder jenes gehalten? — wenn man sich so von jeder Scene Rechenschaft gäbe, so wäre es keine Frage, daß man am Ende das einunddreißigste selbst verfertigen könnte. Und zu was für einem großen Grade von Vollkommenheit könnte der Mensch kommen, wenn er es mit Allem, was ihm begegnete, und was in seiner Seele vorginge, so machte!

Den 3. März, als ich von meiner Lectüre des Gibbon erzählen mußte.

Es macht einen ungeheuren Eindruck, wenn man einen Blick auf die Geschichte wirft; wo sich eine halbe Welt herumdrehete,

wo Künste und Wissenschaften blühten, sucht der forschende Blick oft vergebens die Stelle, wo alles Dieses vorging. Berühmtes Troja! Niemand kann nur noch einen einzigen Stein von dir entdecken. Bei einem solchen Ueberblick fühlt man sich so klein und nichtsbedeutend; und doch empfängt der Geist einen neuen unsichtbaren Schwung; er fühlt eine unendliche Kraft, die auf dieser Sphäre keinen festen Ruhepunkt finden kann, sondern ins Unendliche flieht.

Den 5. März, als ich ihm Kaffee einschenkte.

Billigkeit ist eine schöne, aber seltene Tugend. Oft fehlen die sanftesten Herzen am meisten dagegen. Weil sie mit Innigkeit und Treue an der leidenden Partei hängen, so flößt ihnen Alles, was dagegen ist, einen unwillkürlichen Widerwillen ein, und dieses ist oft ein Stein, an dem so oft die Menschheit scheitert.

Den 6. März, bei Tisch.

Der Mensch ist verehrungswürdig, der den Posten, wo er steht, ganz ausfüllt. Sey der Wirkungskreis noch so klein, er ist in seiner Art groß. Wie ungleich mehr Gutes würde geschehen, und wie viel glücklicher würden die Menschen seyn, wenn sie auf diesen Standpunkt gekommen wären!

Den 8. März, als Ernst mich mit einer wichtigen Miene fragte, wer den Gibbon geschrieben?

Der Geist des Zeitalters ist am deutlichsten an den Kindern zu bemerken, wenn wir aufmerksam genug sind, darauf Achtung zu geben; so z. B. fragt jetzt Ernst im fünften Jahre, wenn er ein Buch liegen sieht, wer es geschrieben hat. Vor dreißig Jahren dachte man kaum im eilften daran; genug, das Buch war da, und man glaubte, das müßte so seyn. Jetzt gibt sich

jeder Bediente mit Lectüre ab; und schreibt am Ende auch wohl selbst; natürlich werden die Kinder hierauf aufmerksam.

Den 9. März, als ich ihm ganz allein den Thee in seiner Stube bereitete, und er aufhörte zu arbeiten.

Es ist schwer und gehört ein Grad von Cultur und Vollkommenheit dazu, die Menschen so zu nehmen und nicht mehr von ihnen zu verlangen, als in ihren Kräften steht. Es gibt Gemüther, die nie an diesen Stein des Anstoßes gerathen; sie sind nicht zum tiefen Denken gewöhnt, sie nehmen, genießen und geben, weil es der Zufall so will. Ist dagegen bei andern Naturen der erste jugendliche Traum verrauscht, wo Alles in freundlichem Lichte erscheint, wo man Alles umfassen möchte, wo man wähnt, Alles, was da ist, sey um unsertwillen da, — ist dieser süße Blick verschwunden, dann erscheint uns sogleich Alles ernster; der Mensch erscheint uns in anderer Gestalt. Wo wir sonst liebten, bewunderten, anbeteten — da sehen wir oft mit freiem Blick die trüben Quellen. Es gehört ein Grad von Verstand und ein weiches unverdorbenes Herz dazu, daß die Menschenliebe siege.

Den 13. März, als er mich in meinem Fleiß bestärken wollte.

Man sollte sich gewöhnen, den Gedanken fest zu fassen, daß man sich nicht bestreben solle, Weniges von Vielem zu lernen, sondern Weniges, aber ganz. Was man anfängt, man fange es mit voller Seele, mit voller Kraft an; um desto eher ist es geendet, und ganz und mit voller Kraft kann man sich wieder einem andern Geschäft widmen. Man würde weit mehr Zeit gewinnen, wenn es nicht zur Gewohnheit geworden wäre, so viele Dinge als Nebensache zu betrachten, die im Grunde mit viel weniger Zeit, aber ernstlich, besser vollbracht würden.

Den 14. März, als der kleine Ernst sich vor einem Hunde fürchtete und nicht ohne mich über die Straße gehen wollte.

Man könnte den Menschen zum halben Gott bilden, wenn man ihm durch Erziehung alle Furcht zu benehmen suchte. Nichts in der Welt kann den Menschen sonst unglücklich machen, als bloß und allein die Furcht. Das Uebel, was uns trifft, ist selten oder nie so schlimm, als das, welches wir befürchteten. Das Thier hat hierin einen Vorzug. Der Ochse, welcher zur Schlachtbank geführt wird, fürchtet nicht eher den Schlag, als bis er trifft. Und auf diesen Grad von Furchtlosigkeit sollte der Mensch durch seinen klaren, hellen Verstand gelangen. Er sollte suchen, das Uebel aus dem Wege zu räumen, es aber nicht fürchten.

Den 15. März, als sein kleiner Sohn mich fragte, was im Winde sey? und ich ihm erzählte, daß ich ihn an den Vater gewiesen.

Man sollte es sich zur heiligsten Pflicht machen, dem Kinde nicht zu früh einen Begriff von Gott beibringen zu wollen. Die Forderung muß von Innen heraus geschehen, und jede Frage, die man beantwortet, ehe sie aufgeworfen ist, ist verwerflich. Man sagt dem Kinde öfters im sechsten, siebenten Jahre etwas vom Schöpfer und Erhalter der Welt, wo es den großen schönen Sinn dieser Worte noch nicht ahnen kann, und so sich seine eigenen verworrenen Vorstellungen macht. Entweder verhindert man durch dieses zu frühe Erklären den schönen Augenblick des Kindes ganz, wo es das Bedürfniß fühlt, zu wissen, woher es kömmt und wozu es da ist, oder kommt er ja, so ist doch das Kind schon so kalt durch seine vorhergegangenen Ideen geworden, daß man ihm nie wird die Wärme einflößen können, die es gefühlt haben würde, wenn man ihm Zeit bis zu diesem entscheidenden Augenblicke gelassen hätte. Und das Kind hat vielleicht seine ganze Lebenszeit daran zu wenden, um jene irrigen Vorstellungen wieder zu verlieren, oder wenigstens zu schwächen.

Den 16. März auf einem Spaziergange nach Ober-Weimar.

Ein frohes, heiteres Gemüth ist die Quelle alles Edlen und Guten; das Größte und Schönste, was je geschah, floß aus einer solchen Stimmung. Kleine, düstere Seelen, die nur die Vergangenheit betrauern und die Zukunft fürchten, sind nicht fähig, die heiligsten Momente des Lebens zu fassen, zu genießen und zu wirken, wie sie sollten. Erinnerung scheint ihnen nicht süß und Zukunft nicht tröstend.

Den 18. März, als er mich in meiner Stube nähend fand.

Es ist ein eigen, seltsam Ding um die gelehrten Frauen! Wenn sie einmal den ihnen angewiesenen Kreis verlassen, so durchfliegen sie mit schnellem ahnendem Blicke unbegreiflich rasch die höheren Räume. Aber dann fehlt ihnen die starke, anhaltende Kraft des Mannes, der eiserne Muth, jedem Hinderniß ein ernstes Ueberwinden entgegen zu setzen, um fest und unaufhaltsam in diesen Regionen fortzuschreiten. Das schwächere Weib hat seinen ersten schönen Standpunkt verloren — sie kann nicht mehr zurück, und wird entweder zur eitlen Thörin, oder unglücklich. Und selbst die himmlische Kunst, was kann sie dem zarten Weibe bieten, das diese nicht, sich unbewußt, in stiller Thätigkeit, in stiller Uebung ihres hohen heiligen Berufs, in liebender Brust fände? — Und selig der Mann, der ein solches Kleinod zu schätzen weiß, und die Freundin seines Herzens bei Arbeiten und häuslichen Beschäftigungen sucht, um sich an ihren anspruchlosen Talenten von seinem mühevollen Streben zu erheitern.

Den 20. März.

Der Mensch sollte sich gewöhnen, und es sich zum festen Gesetze machen, keinen Tag hingehen zu lassen, ohne, wäre es auch nur eine Viertelstunde, seine ganze Seelenkraft zu üben und sie auf einen einzigen Punkt zu richten.

Den 21. März, als ich den Wunsch geäußert hatte, so wie die Jagemann singen zu können.

Man sollte beinahe behaupten, daß Neid der menschlichen Natur eigen sey, doch versteht sich, nicht jener gemeine, niedrige, welcher so tief herabwürdigt. Schon die Bewunderung einer Kunst, eines Talents, oder was es sey, führt gewöhnlich den leisen Wunsch mit sich, es auch zu besitzen. Und durch gute Erziehung ist dieses Gefühl gewiß ein großes Mittel, die menschlichen Kräfte zu einer gewissen Vollkommenheit zu erheben.

Den 22. März, beim Souper, über die Uneinigkeit der Schauspieler.

Auf einer viel höheren Stufe würde die Menschheit schon stehen, wenn alle vereinten Kräfte Einen Zweck hätten, wenn nicht so viel verschiedenes Interesse sie trennte. Wie hoch könnte Kunst und Wissenschaft gestiegen seyn, würde sie nicht oft durch Sklavenseelen um Gold und Gunst feilgeboten!

Den 23. März.

Gesetze sind der Menschheit wohlthätig, mit ihnen ist der Mensch besser und sanfter geworden. Ein großer, nicht zu berechnender Schritt zur Veredlung ist geschehen dadurch, daß die Gesetze tugendhaft sind, wenn freilich auch noch nicht die Menschen. Wo keine Strafe ernst entgegen tritt, und kein Gewissen mit seinen Forderungen zügelt, halten jetzt die Gesetze der Ehre und des Anstandes in Schranken.

Den 24. März.

Es ist nicht zu berechnen, welchen Vortheil wir hätten, gewöhnten wir uns bestimmt, Eine Stunde des Tags unsere Gedanken mit inniger Aufmerksamkeit auf unser Herz, unsere Kräfte, Schwächen und Neigungen zu richten. Haben wir nur

erst die Kenntniß von unserm Innern, dann ist ein ernster, ja beinahe der schwerste Schritt zur Vervollkommnung geschehen.

Den 25. März, als ich Thee einschenkte.

Wie selten benutzen und ergreifen die Menschen aus Leichtsinn die köstlichen Augenblicke mit voller heißer Seele, die nur einmal kommen und unbenützt einen tiefen Stachel in die Seele drücken!

Den 25. März.

Zwei Dinge gehören zur Bildung des Verstandes, ohne welche kein Fortschreiten möglich ist: ein ernstes Einsammeln von Kenntnissen und eine stete Uebung der Kräfte.

Den 26. März beim Thee.

Man sollte so früh als möglich junge Leute gewöhnen, ihre Gedanken und Gefühle auszusprechen; denn diese Mittheilung ist eine Aufforderung zum ernsten Nachdenken. Mittheilung macht unsere oft geahneten Gefühle hell, deutlich und allgemein. Wir gewöhnen uns früh zu reden und zu hören; unsere Ideen entwickeln sich schneller, unser Urtheil wird sicherer, und wir gewöhnen uns schnell, das Große, Ganze eines Gegenstandes mit voller Seele zu umfassen.

Den 27. März.

Der Mensch ist immer schätzenswerth, der einen bestimmten Gegenstand ganz und mit heiterer Seele ergreift.

Den 28. März, als ich Thee einschenkte, und von meiner Lectüre des Gibbon erzählen mußte.

Es ist sonderbar, daß Deutschland nie sein Glück durch Waffen machen konnte; vielleicht ist es ein Beweis, daß der Deutsche einen zu ehrlichen, geraden Sinn besitzt; desto mehr blüheten seit langer Zeit Künste und Wissenschaften, und jede Veredlung zarterer Gefühle. Selbst seine Nachahmungssucht ist löblich. Er prüft und untersucht mit strengem Ernst jedes Fremde, und das Bessere steht am Ende immer oben.

Den 1. April, im Park beim Römischen Hause.

Es kommt am Ende bei unsern Gefühlen immer auf die Vorstellung unserer Seele an, und das ist ein Beweis, welche hohe, unaufhaltsame Kraft darin liegt. Der reizendste Anblick einer herrlichen Natur ist nichts für einen traurigen Sinn, und eine Wüste schafft sich ein heiteres liebendes Herz zum Himmel. Unser Schmerz und Freude, Glück und Unglück hängt oft von der Stimmung unsers Geistes und auch von unserer Bildung ab. Auf verkehrte Menschen wirkt auch das Schönste, Beste, Erhabenste verkehrt. Bessere und Hellere wissen auch dem Schlechten eine gute Seite abzugewinnen.

Den 3. April beim Kaffee.

Es ist ein großer Stein des Anstoßes, besonders bei Frauen mit ihren leicht gereizten Gemüthern, daß sie ihre Forderungen nicht mäßigen, und ihrer Einbildungskraft zu weiten Spielraum geben. Der Mensch stellt sich vor seine Seele ein Ideal und sinkt ermattet in die Wirklichkeit zurück, wo er doch so viel seyn könnte und sollte.

Den 3. April, als ich mich fürchtete, in Rudolstadt zu singen.

Ernster, guter Wille ist eine große, die schönste Eigenschaft des Geistes. Der Erfolg liegt in einer höhern, unsichtbaren Hand. Nur die Absicht gibt dem Aufwande von Kräften Werth. Und so erheben wir uns über Lob und Tadel der Menschen.

Den 4. April.

Es gibt Menschen, die immer studiren, immer lernen, und im Grunde auch viele Kenntnisse haben; aber sie liegen in einen dunkeln Schleier gehüllt, und es fehlt ihnen an Klarheit, das Eingesammelte ins Leben übertragen zu können, wodurch doch allein alles Wissen erst Werth bekömmt.

Den 5. April.

Daß feste Grundsätze und Tugend unter den Menschen wirklich und kein Traum seyen, beweist der Umstand, daß so viele alle Kräfte aufbieten, uns, wenn auch nur durch den Schein derselben, zu blenden.

Den 6. April.

Wenn sich die Menschen nur die Mühe nehmen wollten, nur erst alles Schlechte und Gemeine aus dem Wege zu räumen, so würden sie weiter kommen, als wenn sie mit heißen Armen alles Schöne gleich umfassen möchten, und muthlos zurückkehren, wenn es sich ihnen entzieht.

Den 7. April.

Es ist ein ungeheures, namenloses Gefühl, wenn das Innere seine eigene Kraft erkennt, wenn es klarer und immer klarer in ihm wird, und unser Geist sich fest und stark erhebt. In

uns fühlen wir Alles, die Kraft strebt zum Himmel empor und findet um sich kein Ziel.

Den 8. April.

Es sind die kleinern, engern Gemüther, die so gern jeden verdienten Kummer mit dem Namen eines unerbittlichen Schicksals bezeichnen.

Den 10. April.

Es ist ein großer Augenblick des Lebens, wo der Jüngling über seine künftige Bestimmung entscheidet, wo er sich den eigenen Lebensweg wählt, wo ein mächtiger Entschluß den jungen, vollen Geist ergreift, wo ihm Alles zu eng ist und er in die Wolken flieht, um einen Ruhepunkt zu finden.

Im Herbst reiste ich mit Schillers nach Dresden, während meines Mannes Aufenthalt in Petersburg und Moskau. Wir verlebten sehr heitere Wochen auf dem Weinberge Körners, dessen Wohnhaus uns der gütige Freund eingeräumt hatte. In Gesprächen mit seinem Freunde, in der schönen Natur von Jugenderinnerung umweht, war Schiller sehr heiter. Den kleinen Gartensaal, die Wiege des Carlos, sah er mit Vergnügen wieder, und es schien uns, als beschäftigte ihn die Braut von Messina. Er sprach gern von seinen Dichtungsplanen mit uns, deren Ausführung noch fern lag. Von der Braut von Messina hatte er viel gesprochen, und wir fragten oft: ob die Prinzen von Messina bald einreiten würden? Sobald es ihm mit der Ausarbeitung Ernst wurde, schwieg er darüber.

Das Anschauen der Kunstwerke, besonders der plastischen, im Saal der Mengsschen Abgüsse, erregte und erfreute ihn sehr. Der Torso des sogenannten Salbers, im Antikensaale, war die

vollkommenste Arbeit in Marmor, die er noch gesehen hatte, er beobachtete sie mit großem Interesse. Die schönen ruhigen Gestalten der sogenannten Vestalinnen beim Fackelschein rührten ihn lebhaft. Durch Goethe's und Meyers Kunstansichten neu erweckt, fühlte er sich heimathlicher in dieser Antikenwelt und ihre Anschauung belebte ihn mit neuen Ideen und gab dem schon gefaßten, bestimmten Umriß Gefühl und Worte.

Mit einer gewissen wehmüthigen Stimmung verließ er Dresden und den Kreis der trefflichen Freunde, als flöge eine Ahnung durch seine Seele, daß er diesen Ort nicht wieder sehen würde. Graf Geßler und Herr von Schönberg, die treuen, liebenswürdigen Hausfreunde, so gehaltvoll an Geist und Herz, waren Schiller sehr werth, und unser Freund Stein und seine Mutter, die eine Zusammenkunft in Dresden hatten, vereinten sich uns im Genuß der Kunst und Natur.

Die Aufführung der Johanna in Leipzig, zu der Schiller mit der Körner'schen Familie reiste, brachte ihm ein lebhaftes Gefühl der Macht seines Talents in einer in den wichtigsten Rollen sehr gelungenen Darstellung zu. Der Enthusiasmus des Publikums äußerte sich auf die rührendste Weise, und der Genuß seiner Freunde an diesem Triumph des Genius brachte ihn Schillern selbst lebendiger ans Herz. Wegen besonderer Verhältnisse der Theaterwelt wurde Johanna von Orleans erst im folgenden Jahre in Weimar auf die Bühne gebracht.

Eine Abendgesellschaft, die sich wöchentlich in Goethe's Hause versammelte und aus lauter wohlwollenden und für ihn gleichgestimmten Menschen bestand, erheiterte Schillern sehr. Wir danken ihr einige schöne Gedichte Goethe's. Schiller dichtete die vier Weltalter und das Lied an die Freunde. Das Theater gab ihm fortwährend viel Genuß und wirkte belebend und aufklärend auf seine productive Stimmung. Selbst ein schlechtes Stück gebe ihm viel neue Ansichten, sagte er uns.

Der Ankauf eines kleinen, aber bequemen und freundlich gelegenen Hauses vollendete seine Zufriedenheit in Weimar. Er bewohnte die obere Etage allein. Seine Zimmer hatten die

Mittags= und Morgensonne. Ein carmoisinseidner Vorhang war vor dem Fenster, an dem sein Arbeitstisch stand, angebracht. Er sagte uns, daß der röthliche Schimmer belebend auf seine productive Stimmung wirke.

Wie tief ihn der in dieser Zeit erfolgte Tod seiner Mutter betrübte, sehen wir aus folgendem Briefe an seine Schwester Reinwald.

Auch die sonderbare Verkettung des Geschicks, als er erfuhr, daß der Tag, wo er sein neues Haus bezog, der Todestag seiner Mutter gewesen, ergriff ihn schmerzlich.

Liebe Schwester!

Ob ich gleich von der Louise keine weitere Nachricht von unserer lieben Mutter erhalten, so kann ich doch nach dem letzten Briefe keine andere erwarten, als die ich längst gefürchtet. Ja gewiß ist sie längst nicht mehr, die theure Mutter! sie hat ausgekämpft, und wir müssen es ihr sogar wünschen. O, liebe Schwester, so sind uns nun beide liebende Eltern entschlafen, und dieses älteste Band, das uns ans Leben fesselte, ist zerrissen! Es macht mich sehr traurig, und ich fühle mich in der That verödet, ob ich gleich mich von geliebten und liebenden Wesen umgeben sehe, und euch, ihr guten Schwestern, noch habe, zu denen ich in Kummer und Freude fliehen kann. O, laß uns, da wir Drei nun allein noch von dem väterlichen Hause übrig sind, desto näher an einander schließen! Vergiß nie, daß Du einen liebenden Bruder hast; ich erinnere mich lebhaft an die Tage unserer Jugend, wo wir uns noch Alles waren. Das Leben hat unsere Schicksale getrennt, aber die Anhänglichkeit, das Vertrauen muß unveränderlich bleiben.

Grüße den lieben Bruder herzlich. Ich kann heute nichts weiter schreiben. Laß mich bald einige Worte von Dir hören. Ewig dein treuer Bruder

S.

Aus eigener Bewegung wirkte der Herzog von Weimar den Adelsbrief im Jahre 1802 für Schiller aus. Obwohl ihm dieser neue Beweis der Gunst seines Herrn erfreulich seyn mußte, besonders der Gedanke dabei, daß dieser und die edle Herzogin hierdurch den Wunsch offenbarten, ihn und seine Frau bei allen Gelegenheiten in ihrer Nähe zu sehen, so furchten doch einige Bedenklichkeiten seine Stirn bei dem Antrag.

Daß seine älteren Freunde ein Abweichen von der schlichten Sinnesart, in der er bis jetzt, ohne allen Anspruch an Aeußerlichkeiten des Lebens gewandelt, in diesem Schritt finden könnten, war ihm ein unerfreulicher Gedanke. Doch keiner verkannte ihn.

Elfter Abschnitt.

Letzte Lebensjahre und Tod.

Eine Masse productiven Lebens macht die letzten Jahre unseres Freundes zu den reichsten. Körner sagt: „Nachdem Schiller einmal durch den Wallenstein die Meisterschaft errungen hatte, folgten seine übrigen dramatischen Werke schnell auf einander, obgleich seine Thätigkeit oft durch körperliche Leiden, und besonders im Jahre 1799 durch Sorge für eine geliebte Gattin, bei ihrer damaligen gefährlichen Krankheit, unterbrochen wurde. Wallenstein erschien 1799; Maria Stuart 1800; die Jungfrau von Orleans 1801; die Braut von Messina 1803, und Wilhelm Tell 1804. Alle diese Werke ließen ihm noch Zeit übrig, Shakspeare's Macbeth und Gozzi's Turandot für das deutsche Theater zu bearbeiten. Später wurden noch Racine's Phädra und zwei französische Lustspiele von ihm übersetzt. In den Zwischenzeiten beschäftigten ihn mehrere dramatische Plane, wovon sich ein Theil unter seinen Papieren aufgefunden hat."

Seine Ansichten der Kunst und Kritik in dieser letzten Periode seines Lebens ergeben sich aus folgenden Fragmenten seiner damaligen Briefe:

„Sie müssen sich nicht wundern, wenn ich mir die Wissenschaft und die Kunst jetzt in einer größern Entfernung und Entgegensetzung denke, als ich vor einigen Jahren vielleicht geneigt gewesen bin. Meine ganze Thätigkeit hat sich gerade jetzt der Ausübung zugewendet; ich erfahre täglich, wie wenig der Poet

durch allgemeine reine Begriffe bei der Ausübung gefördert wird, und wäre in dieser Stimmung zuweilen unphilosophisch genug, Alles, was ich selbst und Andere von der Elementar-Aesthetik wissen, für einen einzigen empirischen Vortheil, für einen Kunstgriff des Handwerks hinzugeben. In Rücksicht auf das Hervorbringen werden Sie mir zwar selbst die Unzulänglichkeit der Theorie einräumen; aber ich dehne meinen Unglauben auch auf das Beurtheilen aus, und möchte behaupten, daß es kein Gefäß gibt, die Werke der Einbildungskraft zu fassen, als eben diese Einbildungskraft selbst."

„Wenn man die Kunst, so wie die Philosophie, als etwas, das immer wird und nie ist, also immer dynamisch, und nicht, wie sie es jetzt nennen, atomistisch betrachtet, so kann man gegen jedes Product gerecht seyn, ohne dadurch eingeschränkt zu werden. Es ist aber im Charakter der Deutschen, daß ihnen Alles gleich fest wird, und daß sie die unendliche Kunst, so wie sie es bei der Reformation mit der Theologie gemacht, gleich in ein Symbolum hineinbannen müssen. Deßwegen gereichen ihnen selbst treffliche Werke zum Verderben, weil sie gleich für heilig und ewig erklärt werden, und der strebende Künstler immer darauf zurückgewiesen wird. An diese Werke nicht religiös glauben, heißt Ketzerei, da doch die Kunst über allen Werken ist. Es gibt freilich in der Kunst ein Maximum, aber nicht in der modernen, die nur in einem ewigen Fortschritte ihr Heil finden kann."

„Ich habe dieser Tage den rasenden Roland wieder gelesen, und kann Dir nicht genug sagen, wie anziehend und erquickend mir diese Lectüre war. Hier ist Leben und Bewegung und Farbe und Fülle; man wird aus sich heraus ins volle Leben, und doch wieder von da zurück in sich selbst hineingeführt; man schwimmt in einem reichen, unendlichen Elemente, und wird seines ewigen identischen Ichs los, und existirt eben deßwegen mehr, weil man aus sich selbst gerissen wird. Und doch ist trotz aller Ueppigkeit, Rastlosigkeit und Ungeduld, Form und Plan in dem Gedicht, welches man mehr empfindet als erkennt, und an

der Stetigkeit und sich selbst erhaltenden Behaglichkeit und Fröhlichkeit des Zustandes wahrnimmt. Freilich darf man hier keine Tiefe suchen und keinen Ernst; aber wir brauchen wahrlich auch die Fläche so nöthig, als die Tiefe, und für den Ernst sorgt die Vernunft und das Schicksal genug, daß die Phantasie sich nicht damit zu bemengen braucht."

„Noch hoffe ich in meinem poetischen Streben keinen Rückschritt gethan zu haben, einen Seitenschritt vielleicht, indem es mir begegnet seyn kann, den materiellen Forderungen der Welt und der Zeit etwas eingeräumt zu haben. Die Werke des dramatischen Dichters werden schneller als alle andern von dem Zeitstrom ergriffen; er kommt selbst, wider Willen, mit der großen Masse in eine vielseitige Berührung, bei der man nicht immer rein bleibt. Anfangs gefällt es, den Herrscher zu machen über die Gemüther; aber welchem Herrscher begegnet es nicht, daß er auch wieder der Diener seiner Diener wird, um seine Herrschaft zu behaupten? Und so kann es vielleicht geschehen seyn, daß ich, indem ich die deutschen Bühnen mit dem Geräusch meiner Stücke erfüllte, auch von den deutschen Bühnen etwas angenommen habe."

Auch für eine Komödie hatte er einen Stoff gefunden, fühlte sich aber zu fremd für diese Gattung.

„Zwar glaube ich mich," schrieb er einem Freunde, „derjenigen Komödie, wo es mehr auf eine komische Zusammenfügung der Begebenheiten, als auf komische Charaktere und auf Humor ankommt, gewachsen; aber meine Natur ist doch zu ernst gestimmt, und was keine Tiefe hat, kann mich nicht lange anziehen."

Am letzten Abend des Jahres 1802 las Schiller uns die Braut von Messina vor, wobei auch unsre gute Mutter zugegen war. Es war ein herrlicher Abend. Schiller war sehr heiter und versprach uns, jeden Sylvesterabend mit einer neuen Tragödie zu feiern. In den ersten Monaten des Jahres 1803 erschien das Stück auf der Bühne. Goethe hatte die Rolle der Mutter der Madame Wolf gegeben; unter seiner Aufsicht studirte sie dieselbe ein, und in der vollkommen gelungenen Darstellung that sich

zuerst ihr großes Talent für die Tragödie kund. Schiller war sehr erfreut und gerührt, und in den letzten Scenen, als man den todten Prinzen getragen bringt, sagte er zu uns: „das ist nun doch wirklich ein Trauerspiel.“

Er schritt sofort zur Ausführung des Tell, freute sich des schönen Stoffes, und sagte: „Wenn es nur mehr Stoffe wie Johanna und Tell in der Geschichte gäbe, so sollte es an Tragödien nicht fehlen.“ Die Zeiten der Ligue in der französischen Geschichte schienen ihm sehr reich an dramatischem Stoff; Heinrich **IV.** war einer seiner Lieblingscharaktere, und er meinte, man könne eine Folge von Stücken aufstellen, wie es Shakspeare in der englischen Geschichte gethan. Unsre deutsche Geschichte, obgleich reich an großen Charakteren, liege zu sehr auseinander, und es sey schwer, sie in Hauptmomenten zu concentriren. Der Erzherzog Friedrich von Oestreich, der Gegner und Freund Ludwigs von Bayern, schien ihm ein anziehender Charakter. Einigemal gedachte er auch seines früheren Plans, einen zweiten Theil der Räuber zu geben. Man müsse eine tragische Familie erfinden, fiel ihm einmal ein, ähnlich der des Atreus und Laius, durch die sich eine Verkettung von Unglück fortzöge. Am Rhein, wo die Revolution so viele edle Geschlechter vom Gipfel des Glückes hinabgestürzt, und wo in schwankenden Verhältnissen der Doppelsinn des Lebens die ebene Bahn leicht verwirren könne, sey der passendste Platz für ein solches Gemälde des Menschengeschicks in seiner Allgemeinheit.

Wie gern theilte ich jeden Gedankenblitz, der, von Schiller ausgehend, unsern Abendgesprächen Licht und Leben gab, seinen sinnigen Verehrern mit!

Die Aufführung von Goethes Natürlicher Tochter setzte Alles in die lebhafteste Bewegung, und mit Entzücken begrüßte man das Wiedererscheinen dieses Genius in der dramatischen Form, in der man ihn so lange nicht erblickt hatte. Goethe hatte Schillern mit dem Totaleindruck dieses Werkes auf der Bühne überraschen wollen; er kam sehr erfreut und bewegt nach Hause. Bei dem Einwurf eines Kritikers, daß die ersten Akte

zu wenig Handlung enthielten, sagte er: „Ach, das Alles braucht er gar nicht!“ Nur die Scene, wo Eugenie sich ängstlich um Putz und Schmuck bekümmert, schien ihm für den Charakter des hochsinnigen Mädchens nicht ganz wahr. Welcher Verlust ist es für die Welt, daß Goethe nicht gleich zur Ausarbeitung des zweiten Theils dieser herrlichen Dichtung schritt!

So erfreulich der Beifall vieler Höchstausgebildeten Schillern in Weimar auch war, so ließ sich doch in der großen Masse des Publikums eine gewisse Mattigkeit spüren, und die Sucht lieber zu kritisiren als zu genießen, war vorherrschend. Die Blüthe des Gefühls, das innige Ineinanderübergehen des Dichters und Zuschauers, war selten rein vernehmbar, wie es wohl auch nur in großen Massen sich aussprechen kann. Doch brachten die benachbarten Musensöhne von Jena oft einen erfrischenden Hauch jugendlichen Lebens und Antheils herüber.

Auf einer kleinen Reise nach Lauchstädt, wo die Weimarischen Schauspieler während der Curzeit Vorstellungen gaben, erfreute Schillern der feurige Antheil der Hallischen Jugend. Einige Briefe, von diesem Orte aus an seine Frau geschrieben, schildern seinen dortigen Aufenthalt.

Lauchstädt, 4. Juli 1803.

Der Theaterbote geht heute nach W., und ich kann Dir, liebes Herz, einige Nachricht von mir geben. Meine Herreise ist recht glücklich gewesen, und ich kam nach sieben Uhr an. Der Ort hat einen recht schönen Eindruck auf mich gemacht; die Allee und alle Anlagen umher sind heiter; es ist für die Societät auf eine artige und anständige Weise gesorgt; auch fand ich's sehr volkreich und dabei ganz zwanglos, so daß ich mich in der Masse der Menschen sehr gern mit fortbewege. Ich hatte Mühe, ein Logis zu finden, und nur nach vielem Umherfragen fand man eines für mich aus, zwischen der Allee und dem Komödienhaus, das sehr hübsch gelegen ist, Parterre, an einem Garten, wo die andern Hausnachbarn mir völlig fremd sind und mich nicht geniren. Ich esse in dem großen Salon, der sehr schön und ziemlich so groß wie der Concertsal im

Landschaftshause zu Weimar ist. Er war bisher immer mit 100 und 120 Gästen besetzt, wobei es sehr lustig hergeht. Es sind viele sächsische, auch einige preußische Officiers hier und viele Damen, worunter es auch recht hübsche Gesichter gibt. Alle Abende wird nach dem Souper getanzt und den ganzen Tag gedudelt.

Der Prinz von Würtemberg ist gestern um vier Uhr angekommen, und seitdem er hier ist, waren wir immer beisammen; er ist gar artig und behaglich, und es scheint ihm zu gefallen, daß er sich in der Masse verlieren kann und gar nicht auf ihn reflectirt wird. Die Braut von Messina ist gestern gegeben worden, bei sehr vielen Zuschauern; aber es war eine drückende Gewitterluft, und ich habe mich weit hinweggewünscht. Dabei erlebte ich den eigenen Zufall, daß während der Komödie ein schweres Gewitter ausbrach, wobei die Donnerschläge und besonders der Regen so heftig schallte, daß eine Stunde lang man fast kein Wort der Schauspieler verstand, und die Handlung nur aus der Pantomime errathen mußte. Es war eine Angst unter den Schauspielern, und ich glaubte jeden Augenblick, daß man den Vorhang würde fallen lassen müssen. Wenn sehr heftige Blitze kamen, so flohen viele Frauenzimmer aus dem Haus heraus; es war eine ganz erstaunliche Störung; dennoch wurde es zu Ende gespielt, und unsere Schauspieler hielten sich noch ganz leidlich. Lustig und fürchterlich zugleich war der Effect, wenn bei den gewaltsamen Verwünschungen des Himmels, welche die Isabelle im letzten Akt ausspricht, der Donner einfiel und gerade bei den Worten des Chors:

Wenn die Wolken gethürmt den Himmel schwärzen,
Wenn dumpftosend der Donner hallt,
Da, da fühlen sich alle Herzen
In des furchtbaren Schicksals Gewalt,

fiel der wirkliche Donner mit fürchterlichem Knallen ein, so daß Graff ex tempore eine Geste dabei machte, die das ganze Publikum ergriff.

Heute ist die Natürliche Tochter. Der Herzog von Würtemberg bleibt noch hier und vielleicht auch morgen; es gefällt

ihm sehr, auch dem dicken August, der euch schönstens grüßen läßt.

Man hat mir gestern nach dem Ball noch in später Nacht eine Musik gebracht, wobei viele Studenten aus Halle und Leipzig waren, so daß ich noch nicht recht habe ausschlafen können; auch des Morgens haben sie mich mit Musik begrüßt.

Die Fremde aus Andros, welche gleich in den ersten Wochen hier gegeben worden, hat nichts gethan, und es ist am Schluß sogar von Einigen gepfiffen worden.

Aber mein Papier ist vollgeschrieben und ich muß schließen. Küsse die lieben Narren recht herzlich von mir, und bleibe recht wohl; ich schreibe bald wieder. Carolinen tausend Grüße und auch Goethen, wenn Du ihn siehst. Lebe wohl, liebes Kind. Dein

S.

Lauchstädt, 6. Juli 1803.

Es gefällt mir bis jetzt noch recht wohl hier, obgleich der gänzliche Müssiggang mir etwas Ungewohntes ist, und ich den Verlust der schönen Zeit bedaure. Aber dennoch sollen diese Tage nicht ganz verloren für mich seyn, weil ich mich heiter gestimmt und auch gesünder fühle, und die Sehnsucht zum Arbeiten bei mir wächst. Gestern, als den Dienstag, ist der Herzog von Würtemberg früh wieder abgereist; er war gar gut und gefällig, und hat Jedermanns Liebe sich erworben. Sein einfaches Wesen setzte uns alle à notre aise, und der August [1] ist im letzten Tag so lustig und behaglich worden, daß ich ihn recht lieb gewonnen habe. Wir haben uns allerseits recht ungern von einander getrennt.

Die Natürliche Tochter ist am Montage gut gegeben worden und hat, besonders die letzte Hälfte, viel Effekt gemacht, doch konnte sich das Publikum in die longueurs, die den Gang des Stücks aufhalten, nicht recht finden, und ich werde Goethen

[1] Rittmeister von Wolzogen.

sehr anliegen, es merklich zu verkürzen. Die Ansicht eines neuen Publikums gibt mir viel neue Blicke über das theatralische Wesen, und ich bin ziemlich gewiß, daß ich künftig viel bestimmter und zweckmäßiger für das Theater schreiben werde, ohne der Poesie das Geringste zu vergeben.

Gestern (Dienstags) war kein Theater; die Jagemann und ihre Gesellschafter sind auf einen Besuch nach Giebichenstein zu Reichardt, und ich habe hier den Tag recht mit Nichtsthun zugebracht. Ich blieb von Mittagszeit an bis Abends immer in der Gesellschaft, die sich in der Allee und in den kleinen Pavillons herumtreibt; aber eine Anzahl junger Berliner, die hier sind, hat doch recht unterhaltende Gespräche veranlaßt.

Am Montag waren Niemeyers hier, und haben mir keine Ruhe gelassen, sie diese Woche in Halle zu besuchen; wahrscheinlich fahre ich Freitag hin. Professor Wolf ist nach Pyrmont gereist; aber an dem Geheimen Rath Schmalz, der Direktor der Universität, doch ein junger Mann von etwa vierzig Jahren ist, habe ich eine sehr interessante Bekanntschaft gemacht, und die erste Stunde hat uns einander sehr nahe gebracht. Er ist ein trefflich philosophischer Kopf unter den Juristen, und der jovialste, rüstigste Geschäftsmann.

Die Mara wird diese Woche in Halle singen, und ich hoffe, sie entweder dort, oder hier zu hören; denn man hat eine Subscription in Lauchstädt eröffnet, und sie wird eingeladen werden. Mich hat die Badegesellschaft beschickt, um ihnen das Komödienhaus dazu zu erlauben, weil die Wöchner diese Erlaubniß nicht für sich ertheilen wollten. Und so habe ich denn hier schon eine gewisse Autorität ausgeübt.

Oft, liebes Herz, habe ich Deiner und der lieben Kinder gedacht, und sehne mich von Dir zu hören.

Lebe wohl mit den lieben Kindern; herzlich umarme ich euch Alle. Die Jagemann wird diesen Brief mitnehmen; sie geht auf einige Zeit nach W., will aber wieder hierher kommen. Daß sie die Natürliche Tochter spielte, habe ich negotiirt; denn sie hatte eine Heiserkeit, daß sie gar nicht mehr auftreten wollte, und

man war beim Theater dieses schon angesagten Stücks wegen sehr verlegen. Weil sie aber vielen Beifall gefunden, so dankt sie mirs jetzt selbst, und ist sehr zufrieden.

Lebe tausendmal wohl, liebes Herz. Caroline grüße schön von mir.

S.

Lauchstädt, den 8. Juli 1803.

Dank Dir, liebes Kind, für die guten Nachrichten, die Du mir gestern von Dir und den lieben Kindern gegeben. Ich schreibe Dir sogleich mit der Hallischen Post, daß Du Dich wegen meiner Abwesenheit nicht beunruhigest. Zwölf oder vierzehn Tage hier zu bleiben, war mein längstes Ziel gleich am Anfang, und dabei beharre ich auch. Du kannst mich also ganz gewiß gegen Ausgang der nächsten Woche wieder erwarten. Wenn ich von meinen Lieben getrennt seyn soll, so muß wenigstens ein bedeutender Zweck dabei seyn; aber dieser ist hier nicht, und ich würde auch einen längeren Müssiggang nicht ertragen. — Bis jetzt reut mich indeß mein Hierseyn gar nicht. Ich habe mehr Vertrauen zu meiner Gesundheit bekommen und mich unter einer Masse fremder, gemischter Gesellschaft leicht und heiter gefühlt. Ueber das Theater selbst habe ich bei den wenigen Vorstellungen etwas gelernt und für die Zukunft gewonnen.

In einer Stunde fahre ich nach Halle, wohin ich einige männliche Gesellschafter mitnehme, um die weiblichen, welche man laut beiliegendem Briefe gewünscht hatte, zu vermeiden. Ich fahre heute Abend wieder zurück, und werde diesen Brief an Dich zu Halle auf die Post geben lassen.

Bleibe wohl, liebstes Herz, mit den guten Kindern; Carl danke ich für seinen Brief recht schön, und Caroline grüße aufs beste. Lebe wohl. Dein

S.

Lauchstädt, den 9. Juli 1803.

Deinen Brief und der Kinder ihren erhielt ich am 11. Juli heute Mittag an der Table d'Hôte und freute mich sehr des unerwarteten Andenkens von meinen Lieben. Gestern Abend um halb eilf kam ich von Halle zurück, wo ich mich außer Niemeyers Pädagogium, welches eine kleine Stadt ist, nicht sehr viel umgesehen, weil ich mich etwas angegriffen fühlte und die Bewegung scheute. Sie haben mich sehr geehrt. Halle gefällt mir nicht, und in der Gesellschaft hörte ich nichts als Anekdoten erzählen.

Hier verfällt man auf allerlei Unterhaltungen. Vor einigen Tagen machten zwei Trupp preußischer und sächsischer Officiere, welche in zahlreicher Menge hier sind, ein Manoeuvre gegen einander auf dem Wege nach Merseburg, Alles zu Pferd. Ich ritt auch mit; auch kamen viele Kutschen von Zuschauern; es gab malerische Gruppen und Bewegungen, und weil heftig geschossen und geritten wurde, so hatte es ein ordentlich kriegerisches Ansehen. Mittags fanden sich die Kämpfer und Zuschauer bei der Tafel zusammen, wo es dann sehr über den Champagner herging, der hier mit sündlicher Verschwendung getrunken wird.

Auf den Montag ist die Jungfrau von Orleans. Schon morgen kommen viele Hallische Besuche, die dann bis Montag bleiben; es wird ziemlich lebhaft werden.

Donnerstag oder Freitag denke ich wegzureisen. Ich befinde mich übrigens wohl und heiter; die guten Nachrichten von euch sind mir sehr erfreulich.

Lebe wohl, liebes Herz, und küsse die lieben Kinder, und grüße Caroline und die Stein herzlich. Hier Einiges für die Kleinen und den Adolph, was der Bote mitnehmen mochte. Dein

S.

Der König von Schweden, dessen Schicksal eine so unglückliche Wendung nahm, kam, auf einer Reise, in dieser Zeit durch Weimar. Die Bekanntschaft mit demselben, wie andere Zustände

des Weimarischen Lebens, schildert folgender Brief Schillers, an meinen Mann nach Petersburg gerichtet.

Weimar, den 4. Septbr. 1803.

Mit den guten Nachrichten, die Du uns übersendet, hast Du uns Alle in große Freude versetzt. Ich überlasse es den Andern, es Dir zu beschreiben, und ich will Dich bloß von uns und unsern Zuständen unterhalten.

Indem das neue Schloß in Weimar bezogen worden ist und hier ein neues Leben beginnt, droht die alte Universität in Jena über den Haufen zu fallen. Vielleicht hast Du in Zeitungen davon gehört. Ein Lehrer nach dem andern wird uns nach Halle entführt; so ist auch Schütz mit der ganzen Literaturzeitung berufen, und hat sich wirklich dort engagirt. Von der andern Seite beruft uns der Kurfürst von Bayern mehrere Professoren nach Würzburg. Unter diesen Umständen hat der Herzog sich aufs Neue für Jena interessirt und will sich's etwas kosten lassen, um wenigstens die besten, wie den Prof. Paulus und Hufeland, fest zu halten. Auch hat man sich kühnlich entschlossen, die allgemeine Literaturzeitung in Jena fortzusetzen, wenn auch gleich eine andere in Halle herauskommt; und da man nicht nur die besten Mitarbeiter von der alten behält, sondern auch neue tüchtige Männer dazu treten, so könnte sehr leicht der Fall eintreten, daß sie in Halle die Rivalität mit uns nicht aushalten. Denn so ein kleines Ländchen wir auch sind, so sind doch in literarischen Unternehmungen diejenigen nicht schwach, die die Geister kommandiren können, und wir können es hierin kecklich jeder großen Provinz in Deutschland bieten. Es ist eine Ehre für Jena und Weimar, daß andere Universitäten uns plündern müssen, um etwas zu werden, und daß etwas Gutes bei uns zu holen ist.

Der Kurfürst von Bayern, hör' ich, soll auch die fränkische Ritterschaft sehr incommodiren, und ihre Besitzungen mit Gewalt seiner Lehensherrlichkeit unterwerfen wollen. Auch Dein Bauerbach wird wohl dabei mit ins Gedränge kommen.

Der König von Schweden ist diese Woche hier durchgereist,

ich habe die Ehre gehabt ihn zu sprechen, und er hat mir als ein Zeichen seiner Zufriedenheit wegen meiner Schrift über den dreißigjährigen Krieg, die der schwedischen Nation so rühmlich wäre, einen brillantnen Ring zum Geschenke gemacht. Du kannst Dir leicht denken, wie sehr mich dieses überrascht und erfreut hat. Wir Poeten sind selten so glücklich, daß die Könige uns lesen, und noch seltner geschieht's, daß sich ihre Diamanten zu uns verirren. Ihr Herren Staats- und Geschäftsleute habt eine größere Affinität zu diesen Kostbarkeiten; aber unser Reich ist nicht von dieser Welt.

Es hat mich gar sehr erfreut, von Dir zu hören, daß die regierende Kaiserin eine Neugierde bezeugt hat, die Braut von Messina zu lesen. Wenn Du es für keine Unbescheidenheit hältst, so wollte ich Dich bitten, ihr von meinetwegen ein Exemplar des Don Carlos nach der neuen schönen Auflage zu präsentiren, das ich dem Courier mitgeben werde. Auch einige Exemplare der Braut von Messina werde ich noch beilegen, wenn der Buchbinder damit noch fertig werden kann.

Gegenwärtig arbeite ich an Wilhelm Tell, woraus ich eine große Tragödie zu machen gedenke; sie wird fertig seyn, wenn Du zurückkommst, und der Gedanke dient mir zu einem großen Sporn dabei, daß ich sie in Gegenwart der Großfürstin und unseres theuren Prinzen zum erstenmal produciren werde. Sage dem Letztern, wie innig wir von seinem Glücke gerührt sind, und wie herzlich wir uns darauf freuen, ihn bald hier zu besitzen.

Goethe trägt mir auf, Dich aufs freundlichste zu grüßen und ihn Deinem Andenken zu empfehlen.

Den Herzog Eugen von Würtemberg habe ich noch einige Tage zu Lauchstädt recht genossen; er war charmant und hat Jedermanns Liebe erworben; auch ist er wirklich ein sehr liebenswürdiger Fürst, und diese wenigen Tage, die ich mit ihm verlebt, werden mir unvergeßlich seyn. Den guten Bruder August habe ich in Lauchstädt auch näher kennen lernen und ihn ordentlich recht aufthauen sehen. Er hat sich Deiner sehr oft erinnert,

und wenn er sich Champagner einschenkte, meinte er, es wäre doch schade, daß der Bruder Wilhelm nicht auch da wäre.

Und nun, lieber Alter, lebe wohl und glücklich, und bleibe ja recht gesund bei den vielen Sorgen und Anstrengungen, die Deiner warten. Was wir über die Frau und Adolph wissen, und wie es mit unsern Kindern steht, wird Lolo Dir ausführlicher schreiben. Sage dem General Klinger, wie sehr ich ihn schätze. Er gehört zu denen, welche vor fünfundzwanzig Jahren zuerst und mit Kraft auf meinen Geist gewirkt haben. Diese Eindrücke der Jugend sind unauslöschlich.

Ich drücke Dich an mein Herz, und bin mit inniger Liebe Dein treuer

S.

Herders Tod riß die erste Lücke in den schönen Kranz der vorzüglichsten Geister, die ein günstiges Geschick in Weimar versammelt hatte. Obgleich er und Schiller sich selten sahen, und ein vertrauter Umgang beider nicht wohl möglich war, so fühlte Schiller dieses doch oft als eine Entbehrung, und mehrere Entwürfe zur Annäherung entstanden, blieben aber unausgeführt. Herder hatte die Eigenheit, sich den Anschein zu geben, als bekümmere er sich um die Produkte der neuern Poesie gar nicht. Bei einer offenen Aeußerung des Mißfallens wäre eher eine Annäherung in Discussion möglich gewesen. In diesem feindselig scheinenden Schweigen konnte man sich nicht zusammen finden. Die streitigen Punkte, die die heitere Unterhaltung bedrohten, nahmen zu; und wie wir uns im Lebensgange von einer gewissen Lässigkeit leiten lassen, die kleinen Unannehmlichkeiten ausweicht, bis sie uns endlich als hemmende Netze umstricken, so ging es auch hier. Innige Achtung und Zuneigung konnten indeß unter zwei solchen Menschen nicht fehlen, und Schiller fühlte Herders Verlust tief und schmerzlich.

Im Februar des Jahres 1804 ward der Tell zum erstenmal gegeben. Die Anwesenheit der Frau von Staël veranlaßte eine

große Bewegung in der Gesellschaft, und das Uebermaß ihrer französischen Lebhaftigkeit war der ruhigen und gemüthvollen Aufnahme des Geistigen auf unserer deutschen Seite oft drückend. Aber ihr Geist und ihr liebenswürdiges Wesen ließ uns das Fremdartige in ihrer Erscheinung gern ertragen. Das immer rege Bedürfniß, ihre Vorstellungen an unserer deutschen Ideenwelt zu bereichern und diese in sich aufzunehmen, ihr schöner Verstand machte sie Schillern höchst interessant, und er unterwarf sich den Fesseln einer fremden, ihm nicht geläufigen Sprache, um sich mit ihr zu unterhalten. „Sie hat einen wahren Ideenhunger," sagte er. Welchen tiefen, wahren Blick sie in den innern Gehalt seines Wesens gethan, zeigt ihr Urtheil über ihn. Die Offenheit, mit der sie uns das französische Bedürfniß einer lebendigeren Anerkennung aussprach, nachdem Schiller und eine kleine Gesellschaft bei einer von ihr declamirten Scene der Phädra so kalt geblieben, daß es sie wahrhaft betrübt machte, war höchst komisch. Ihre Liebenswürdigkeit, die aus einem edlen Gemüthe quoll, und ihre Wahrheitsliebe zogen unwiderstehlich an. Schiller fand es besonders anmuthig an ihr, daß sie im Umgange gar nicht an ihre Schriften erinnere. So sehr sie sich in Sinnes- und Empfindungsart unserer deutschen Natur näherte, so gab es doch in der Theorie genug Stoff zu Discussionen; und auf ihre ewigen Fragen bei jedem Dichtungswerke: quel en est le but? stand selten eine Antwort in unserem Kunstkatechismus. Die herzlichsten Thränen, die sie mit uns um Schillers Verlust vergoß, als sie nach seinem Tode wieder nach Weimar zurückkam, erhielten uns ihr Andenken immer werth.

Benjamin Constant zeigte große Achtung vor Schillers Werken und seiner ganzen Sinnesart, und beide fanden Stoff zu vielen interessanten Gesprächen.

Schon bei der Beendigung des Wilhelm Tell trug Schiller den Demetrius im Sinn; er sprach oft darüber, und entwarf den Plan des Stückes und einzelne Scenen. Die Uebersetzung der Phädra unterhielt ihn in Stunden, wo er sich zu eigenen

Dichtungen nicht heiter genug fühlte. Wie rein er seine Dichtungssphäre von jeder äußern Beziehung erhielt, zeigt folgender kleine Zug. Die Verbindung unserer fürstlichen Familie mit dem russischen Kaiserhause war natürlich oft der Gegenstand unserer Gespräche. „Ich hätte eine sehr passende Gelegenheit," sagte er eines Abends, „in der Person des jungen Romanow, der eine edle Rolle im Demetrius spielt, der Kaiserfamilie viel Schönes zu sagen." Am folgenden Tage sagte er: „Nein, ich thue es nicht; die Dichtung muß ganz rein bleiben."

Auf einer Reise nach Berlin, im Frühling 1804, dem vorletzten Jahre seines Lebens, hatte Schiller den reinsten und höchsten Genuß seines Talents in der begeisterten Anerkennung, die demselben zu Theil ward. Allgemeine Bewunderung rührte ihn weniger als die herzliche Theilnahme vieler der vorzüglichsten Menschen. Iffland, der seine Reise veranlaßt, empfing ihn mit alter, warmer Freundschaft; er hatte Alles vorbereitet, um den dramatischen Genuß zum Höchsten zu steigern, und der Darstellung der Schöpfungen seines Freundes die möglichste Vollkommenheit zu geben. Fleck, dieser, wie alle Einsichtigen sagen, für die Rolle Wallensteins ganz geeignete Schauspieler, der von der Natur zum Mimen bestimmt, den höchsten Gipfel der Kunst in ihr erreichte, war damals schon der Welt entrissen.

Ifflands Spiel im Wallenstein befriedigte Schillern in mehr als Einer Hinsicht, besonders in den weichen, ahnungsvollen Stellen. In einer jungen, anstrebenden Militärwelt regte sich eine edle Begeisterung. Das hohe Königspaar zeigte warmen Antheil. Die liebenswürdige Königin, in deren hohem und zartem Herzen alles Schöne und Edle den vollsten Anklang fand, sprach Schillern, und ließ ahnen, daß sie es gern sehen würde, wenn er sich an Berlin fesseln ließe. Sehr merkwürdig war ihm die Bekanntschaft des hochgesinnten, genialen Prinzen Ludwig Ferdinand, der als das erste große Opfer der Befreiung Deutschlands fiel.

Eine große mannigfaltige Weltanschauung drängte sich ihm

auf; das Bedeutende aus allen Cirkeln kam ihm mit Antheil und Wohlwollen entgegen. Mit seinem gewohnten stillen Sinne nahm er alles Dieses auf; aber ihm ward dadurch ein lebendiges Gefühl seiner schaffenden Kraft. Daß ihm dieses wurde, so kurz vor dem Scheiden vom Leben, war seinen Freunden immer tröstend. O, man soll nicht säumen, dem Genius die schnell welkenden Blüthen des Genusses lebendiger Theilnahme darzubringen! Jeder Besonnene weiß, was er ist, aber er fühlt und genießt es nur in Andern; und dieser Genuß ist der schönste Lohn dem Dichter, der, um der Welt Freude zu schaffen, im Stillen gar manches Opfer bringt.

Das Anschauen eines großen Ganzen regte Schillern in Berlin lebhaft an. Die Spuren eines mächtig schaffenden Geistes, den er sich einst als den Gegenstand einer Epopöe gedacht, rührten ihn; und die Bildungsstufe, auf die derselbe sein Volk gehoben, in Kunst, Wissenschaft und politischer Größe, erkannte und betrachtete er als sein schönstes Monument. Der Geist eines großen, hochgestellten Mannes wirkt über alle Erdenschranken hinaus, und in immer neu sprossenden Blüthen zeigt er sich fort und fort lebendig. Ist sein Werk zu einem gewissen Punkte gediehen, dann wirft es alles Kleinliche, Einengende, was die Zeit ansetzt, leicht wieder ab, und glänzt in heiterem Lichte durch alle umhüllenden Wolken.

Der Geheimerath von Beime, Iffland und alle Wissenschaft und Kunst Liebenden wünschten Schiller für Preußen zu gewinnen; der Staatsrath von Hufeland und Fichte, als nähere Freunde, interessirten sich warm dafür; der König selbst zeigte, wie sehr er den Werth des vaterländischen Dichters anerkenne, und so ergingen ehrenvolle Anträge an Schiller. Dieser wußte die Gesinnung zu schätzen, aus der sie hervorgingen, ihren Werth, die Vortheile, die sie verhießen; er war sehr gerührt; aber eine gewisse, mit seiner schwachen Gesundheit verbundene Aengstlichkeit, da auch meiner Schwester Befinden während ihrer Schwangerschaft mit der jüngsten Tochter den Lebensmuth trübte, machten ihm ein Eintreten in neue Verhältnisse bedenklich. Er

wollte den Fürsten Primas zuvor sprechen, dessen Gesinnung und treuen Antheil er nicht durch einen solchen Schritt beleidigen mochte. Kaum von Berlin zurückgekehrt, gedachte er nach Aschaffenburg zu reisen; denn das Gefühl, daß er eine sichere Existenz bei vermehrter Familie haben müsse, war mächtig in ihm. Der edle Dalberg, der die Zerstörung deutscher Verhältnisse immer klarer einsah, und der alle großmüthige Unterstützung, die er Schillern seit dem Antritt seiner Regierung angedeihen ließ, nur als eine Gabe des Augenblicks betrachtete, wie seine eigene Existenz ihm sehr precär erschien, äußerte, daß er keinem Freunde rathen könne, sein Glück an sein schwankendes Schiff anzuschließen. Die Reise verschob sich, und unterblieb endlich.

Dem Herzoge von Weimar war Schiller höchst dankbar für viele Beweise des Wohlwollens, die er schon von ihm empfangen. Daß er in Weimar, nach dem Maßstabe der dortigen Verhältnisse, keine höheren Ansprüche machen dürfe, glaubte er bescheiden. Von dem klaren Weltverstande des Herzogs, der die individuelle Nothwendigkeit in jeder Lage ermaß, durfte er voraussetzen, daß er das Verlassen seines Dienstes unter solchen Umständen nicht übel deuten, und von seiner wohlwollenden Gesinnung konnte er erwarten, daß er ihm eine so wesentliche Verbesserung der Existenz gern gönnen werde. Aber der Herzog ließ sich hier von dem ächten Fürstengefühl leiten, dem edlen Stolze, ein so ausgezeichnetes Talent sich in seiner Nähe zu erhalten. Aus eigener Bewegung that er, was möglich war, um Schillern eine sorgenfreie Zukunft zu versichern. Liebe und Gewohnheit der bekannten Verhältnisse, und seine große Bescheidenheit in allen Ansprüchen an äußeres Glück entschieden ihn zu bleiben.

Die Ahnung eines kurzen Lebens verließ Schillern nie, und leitete ihn auch vielleicht hier; sonst vereinigte die Aussicht in Berlin Alles, was er für sein reiferes Alter wünschen konnte. Ein Platz in der Akademie war ihm zugedacht, wo er seinen früheren Plan, einen deutschen Plutarch zu schreiben, auf das

schönste hätte ausführen können. Immer dachte er sich eine Epoche, wo er aufhören wollte, im Felde der dramatischen Dichtung zu schaffen, die, nach seinem Sinne, nur in der vollen Jugendenergie des Geistes gelingen konnte.

Die Niederkunft meiner Schwester zog ihn nach Jena, da sie für Starke ein ausschließendes Vertrauen hegte. Bei einer Spazierfahrt durch das freundliche Dornburger Thal hatte er, für die kühlen Abendstunden zu leicht gekleidet, sich erkältet; die heftigsten Schmerzen im Unterleibe quälten ihn mehrere Tage. Sein ganzer Zustand nach diesen wirklich unsäglichen Leiden wurde bedenklicher. Ob er gleich nach diesem Anfalle sich erholt zu haben schien und heiter war, so scheint doch eine große Schwäche davon zurückgeblieben zu seyn. Während er in dem obern Zimmer so bitter litt, und sich ängstlich mit dem Gedanken an die Niederkunft seiner Frau beschäftigte, erfolgte diese leicht und glücklich, und wir konnten ihm die neugeborene Tochter bringen, die er mit der lebhaftesten Freude empfing.

Den alten treuen Jenaischen Freunden hatte sich auch Voß beigesellt, und Graf Gesler. Der Umgang dieser vorzüglichen Menschen und die glücklich überstandene Niederkunft der Gattin machten Schillern wieder sehr heiter, und des überstandenen Uebels ward nicht mehr gedacht.

Kaum war er nach Weimar zurückgekehrt, so machte ihm Goethe den Antrag, ein Gedicht zu fertigen, um damit die junge Erbprinzessin, Großfürstin von Rußland, im Theater zu empfangen. Er lehnte Anfangs diesen Antrag ab, da er sich unwohl fühlte, und weil ihm diese Dichtungsart bis jetzt ziemlich fremd geblieben war. Aber Goethe's freundliches Dringen, das liebenswürdige Bild der jungen Fürstin, das er aus den Beschreibungen derer, die ihr nahe standen, aufgefaßt, und das Rührende der ganzen Situation, erzeugten bald eine der schönsten Schöpfungen dieser Art, in der Huldigung der Künste. Der reine, würdige Herzenston, der aus dieser Dichtung spricht, ergriff das jugendliche Gemüth, dem sie geweiht war.

Es ist wohl die schönste Frucht eines Dichterwerkes, wenn

der Geist desselben in das Leben übergeht. Dies erkannte ich mit Rührung und Freude, in einem Worte, das jene edle Frau nach Jahren, als regierende Großherzogin, an mich richtete. Da ich mit Wohlgefallen ihrer Zustimmung erwähnte zu Einschränkungen, die der Großherzog nöthig befunden, da sie doch des Großen von Kindheit an gewohnt gewesen sey, sprach sie: sie gedenke oft der Zeilen Schillers (in der ihr gewidmeten Huldigung der Künste):

Wisset, ein erhabner Sinn
Legt das Große in das Leben,
Und er sucht es nicht darin.

Schillers physische Kräfte hatten seit dem Krankheitsanfall in Jena sichtlich abgenommen; seine Gesichtsfarbe war verändert und fiel ins Graue, so daß sie mich oft erschreckte; aber sein geistiges Leben blieb gleich stark und rege. Wer mag sich der Ahnung des Schrecklichsten hingeben? Die Hoffnung erhält sich bis zum Aeußersten in irgend einem Winkel unseres Herzens, und pflegt dort ihr zartes Reis, das bei jedem milden Hauche neue Augen gewinnt. So war es mit uns. Schiller selbst schien auf Alles zu denken, was seinen Zustand erleichtern und das Leben erhalten könnte. Er glaubte, die Bewegung des Reitens dürfte ihm zuträglich seyn. Er hatte ein sicheres Pferd von einem Freund gekauft, und freute sich, es im Frühjahr zu besteigen. Schon früher hatte er auf unser Bitten sich in Jena ein Pferd gehalten, es aber bald wieder verkauft. „Es mache ihm kein Vergnügen," sagte er, „da er allein einen Genuß von dieser Ausgabe habe, und seine Familie ihn nicht theile."

Eine große Sehnsucht nach mannigfacher Weltanschauung auf Reisen wandelte ihn in den letzten Lebensjahren an. Wir erfreuten uns an Planen, und suchten den kürzesten Weg zum Meere, das er sehr zu sehen wünschte; aber es blieb bei diesen, und die Gewohnheit des stillen, ernsten Daseyns, die Freude des Ausarbeitens seiner Dichtungen gewann in den nächsten

Tagen wieder die Oberhand. Im letzten Frühling seines Lebens fühlte er ein oft wiederkehrendes Verlangen, die Schweiz zu sehen, und die Heimath Tells mit seiner Schilderung zu vergleichen. Dahin waren nun unsere Plane gerichtet; er hörte sie an; aber mehrmals sagte er: „Alle Projecte, die ihr für mich macht, laßt nur nicht über zwei Jahre sich hinaus erstrecken.“ Ach, hätte er wenigstens dieses gehoffte Ziel erreicht!

Auch Bauerbach wiederzusehen, wo er die ersten Tage der Freiheit verlebt, wünschte er in den letzten Jahren. Das kleine grüne Thal in der Waldumgebung lag ihm freundlich vor der Phantasie. Die Sorge, ihn dort bei einem Krankheitsanfall nicht gehörig verpflegt zu wissen, und andere kleine Aeußerlichkeiten hinderten die Ausführung des Planes. Wie lasten alle kleinen unbefriedigten Wünsche der Hingeschiedenen auf dem Herzen der Trauernden! Jede Freude, die sie dem Geliebten nicht zuwenden konnten, schärft den herben Schmerz!

Unser innerliches Leben war im letzten Winter sehr reich. Eine unaussprechliche Milde durchdrang Schillers ganzes Wesen, und gab sich kund in all seinem Urtheilen und Empfinden; es war ein wahrer Gottesfrieden in ihm. Ich las damals den Livius, und die römische Geschichte war oft der Gegenstand unserer Gespräche. So bemerkte er einst: „da der Glanz und die Hoheit des Lebens, die nur in der Freiheit der Menschen erblühen könnten, mit der römischen Republik untergegangen sey, habe nothwendig etwas Neues entstehen müssen; das Christenthum habe die Geistigkeit des Daseyns erhöht, und der Menschheit ein neues Gepräge aufgedrückt, indem es der Seele eine höhere Aussicht eröffnet.“

Ueber Herders Ideen zur Geschichte der Menschheit waren wir früher oft in Zwiespalt. Er achtete das Buch, aber meinen lebendigen Sinn dafür erkannte er nicht ganz. „Ich weiß nicht, wie es mir ist,“ sagte er mir, als der letzte Frühling für ihn begann, „dies Buch spricht mich jetzt auf eine ganz neue Weise an, und wird mir sehr lieb.“ Noch erinnere ich mich eines Gesprächs über den Tod, welches Schiller mit den

schönen Worten schloß: „Der Tod kann kein Uebel seyn, da er etwas Allgemeines ist.“

Den Unterricht der Söhne und ihre Fortschritte beobachtete er genau, und machte nach eines jeden Eigenthümlichkeit Plane für ihre künftige Existenz. Auf meinem letzten Spaziergange mit ihm im Park, sagte er: „Wenn ich nur noch so viel für die Kinder zurücklegen kann, daß sie vor Abhängigkeit geschützt sind, denn der Gedanke an eine solche ist mir unerträglich!“

Wenige Wochen vor der letzten Krankheit hörte er die Mlle. Schmalz bei mir singen; ihr seelenvoller Gesang rührte ihn sehr; sie sang die schöne Arie Zingarelli's aus Romeo und Julie: Ombra adorata aspetta; und Schiller sagte mir: nie habe ihn ein Gesang auf diese Weise ergriffen. Es schien, als habe die herannahende Auflösung alle Organe seines Geistes und Gefühls geschärft.

Als ich das letztemal mit ihm ins Theater fuhr (es wurde ein Schröderſches Stück gegeben), äußerte er: sein Zustand sey ganz seltsam; in der linken Seite, wo er seit langen Jahren immer Schmerz gefühlt, fühle er nun gar nichts mehr. Man fand bei der Section den linken Lungenflügel total zerstört.

Am ersten Mai kündigte sich die letzte Krankheit Schillers als ein Katarrhfieber an, wie wir solche bei ihm gewohnt waren. Er selbst schien sich auch nicht bedenklicher krank zu fühlen, als bei ähnlichen Anfällen. Er empfing einige Freunde auf seinem Zimmer, und schien sich gern durch sie unterhalten zu lassen. Herrn v. Cotta's Besuch, der auf der Durchreise nach Leipzig über Weimar kam, erfreute ihn; alle Geschäfte sollten bei seiner Rückkunft abgemacht werden.

Da das Sprechen seinen Husten vermehrte, suchten wir ihn ruhig zu halten; auch sah er es am liebsten, wenn meine Schwester und ich allein um ihn waren. Der gute Heinrich Voß erbot sich zu Nachtwachen; doch blieb Schiller lieber allein mit seinem treuen Diener.

Der Demetrius beschäftigte ihn immerwährend, und die Unterbrechung dieser Arbeit beklagte er sehr. Sein Arzt hatte

ihn noch in keiner ähnlichen Krankheit behandelt. Starke hatte immer die Cur geleitet, und dieser war mit der Großfürstin in Leipzig. Er suchte unsere Aengstlichkeit deßhalb zu stillen, und sagte uns, daß alle Recepte vollkommen passend seyen, daß er ganz nach Starke's Methode behandelt werde.

Bis zum sechsten Tage war sein Kopf ganz frei; er selbst schien nicht an nahe Gefahr zu glauben, und äußerte sogar, er habe in diesen Tagen viel über seine Krankheit gedacht, und glaube nun eine Methode gefunden zu haben, die seinen Zustand verbessern müsse. An Anstalten für die Zukunft der Seinen, wenn er nicht mehr wäre, dachte er gar nicht. Mein Mann war mit der Großfürstin in Leipzig; Schiller sehnte sich sehr nach seiner Zurückkunft; vielleicht hegte er den Wunsch, sich gegen ihn über Manches auszusprechen.

Am sechsten Abends fing er an, oft abgebrochen zu sprechen, doch nie besinnungslos. Sein Blick auf die Gegenwart blieb klar. Alles Heterogene mußte entfernt werden. Zufällig hatte sich ein Blatt des Freimüthigen in sein Zimmer verirrt. „Thut es doch gleich hinaus, sagte er, daß ich mit Wahrheit sagen kann, ich habe es nie gesehen. Gebt mir Mährchen und Rittergeschichten; da liegt doch der Stoff zu allem Schönen und Großen." Die Contes de Tressan hatte er immer geliebt; doch konnte er ein anhaltendes Vorlesen nicht ertragen.

Als ich am Abend des siebenten zu ihm kam, wollte er, wie gewöhnlich, ein Gespräch anknüpfen, über Stoffe zu Tragödien, über die Art, wie man die höhern Kräfte im Menschen erregen müsse. Ich antwortete nicht mit meiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit, weil ich ihn ruhig halten wollte. Er fühlte es und sagte: „Nun, wenn mich Niemand mehr versteht, und ich mich selbst nicht mehr verstehe, so will ich lieber schweigen." Er schlummerte bald darauf ein, sprach aber viel im Schlaf. „Ist das eure Hölle, ist das euer Himmel?" rief er vor dem Erwachen; dann sah er sanft lächelnd in die Höhe, als begrüßte ihn eine tröstende Erscheinung. Er aß etwas Suppe, und als ich Abschied

nahm, sagte er zu mir: „Ich denke diese Nacht gut zu schlafen, wenn es Gottes Wille ist.“

Den Morgen des achten hatte er leidlich zugebracht, still und oft schlummernd. Als ich gegen Abend kam, vor sein Bett trat und fragte, wie es ihm gehe? drückte er mir die Hand und sagte: „Immer besser, immer heiterer.“ Ich fühlte, daß er dieß ganz in Bezug auf seinen innern Zustand sagte. Es waren die letzten an mich gerichteten Worte, die ich von den theuren Lippen vernahm. Er verlangte, man solle den Vorhang öffnen, er wolle die Sonne sehen. Mit heiterem Blick schaute er in den schönen Abendstrahl, und die Natur empfing seinen Scheidegruß. Seine Kinder verlangte er selten zu sehen. Die jüngste Tochter, die man ihm noch am achten Morgens gebracht, hatte er mit Freude und Wohlgefallen betrachtet. Sein treuer Diener, der die Nächte bei ihm zubrachte, sagte, daß er viel gesprochen, meist vom Demetrius, aus dem er Scenen recitirt. Einigemal habe er Gott angerufen, ihn vor einem langsamen Hinsterben zu bewahren. Der Ewige erhörte seine Bitte. Am neunten früh trat Besinnungslosigkeit ein; er sprach nur unzusammenhängende Worte, meistens Latein.

Ein ihm verordnetes Bad schien er ungern zu nehmen; doch war er in Allem, was zu seiner Wartung geschehen mußte, ergeben und geduldig. Der Arzt hatte nöthig gefunden, daß er ein Glas Champagner trinke, um die mehr und mehr sinkenden Kräfte zu heben. Es war sein letzter Trunk. Seine Brustbeklemmungen schienen nicht sehr schmerzlich. Wenn er, davon ergriffen, auf sein Kissen zurückfiel, sah er sich um, schien uns aber nicht zu kennen.

Das ist wohl der zerreißendste Schmerz für ein Menschenherz, die schöne Harmonie des Geistes zerstört, das zarte Band, das auf Erden an die Geliebten bindet, zerrissen zu sehen, die Augen, aus denen beseelende Liebe leuchtete, mit starrem, irrem Blick auf uns geheftet zu erblicken! Aber es ist ein Schmerz, der den Geist aus den Banden der Erde löst und ihn das Ewige zu umfassen drängt.

Gegen drei Uhr trat vollkommene Schwäche ein; der Athem fing an zu stocken. Meine Schwester knieete an seinem Bette, sie sagte, daß er ihr noch die Hand gedrückt. Ich stand mit dem Arzte am Fuße des Lagers, und legte gewärmte Kissen auf die erkaltenden Füße. Es fuhr wie ein elektrischer Schlag über seine Züge; dann sank sein Haupt zurück, und die vollkommenste Ruhe verklärte sein Antlitz; seine Züge waren die eines sanft Schlafenden.

Mein Arzt und Freund, der Doktor Herder, der Schillern innig liebte, sagte mir nach der Section, der er beigewohnt: daß, wenn er auch von diesem Fieber hätte genesen können, er doch, nach dem Zustande der Lunge, nicht länger als ein halbes Jahr gelebt und schwere Beängstigungen erduldet haben würde.

Den Monolog der Marfa im Demetrius fand mein Mann auf Schillers Schreibtisch: es waren wahrscheinlich die letzten Zeilen, die er geschrieben.

Die Trauer war in Weimar allgemein, und Beweise der herzlichsten Theilnahme strömten uns von allen Seiten zu. Es war ein Theaterabend; kein Schauspieler wollte spielen, und in dem reinsten Gefühl eines solchen Verlustes setzte Mlle. Jagemann es durch, daß das Theater geschlossen blieb.

Das Leichenbegängniß war dem Range des Verstorbenen gemäß angeordnet; aber zwölf junge Männer höheren Standes nahmen die Leiche den gewöhnlichen Trägern ab, und von liebenden Freundesarmen wurde sie zur Ruhestatt getragen. Es war eine schöne Mainacht. Nie habe ich einen so anhaltenden und volltönenden Gesang der Nachtigallen gehört, als in ihr.

Mein Mann war auf die Unglücksnachricht, die ihn in Naumburg traf, herbeigeeilt; er kam noch an, um sich dem Trauerzuge auf dem Kirchhof anzuschließen.

Unzählig waren die Beweise der thätigsten Theilnahme, die aus allen Gegenden Deutschlands meiner Schwester zukamen. Es herrschte ein wahrer Enthusiasmus für die Feier dieses Todten, dessen großer Schatten über dem Vaterlande zu schweben schien. Nun sah man klar, wie sehr er der Liebling der Nation gewesen,

für die er gelebt und gedichtet. — Es ist schön und tröstend, wenn dem Vertrauen, das man in ein Volk setzt, eine so volltönende Antwort wird. Man erkennt darin die Bildungsstufe, auf der es steht.

Im näheren Kreise kam meiner Schwester der wärmste Antheil entgegen, ein lebhaftes Bestreben, ihre Sorge für die vaterlosen Kinder zu beschwichtigen. Die Großfürstin versicherte ihr in den ersten Tagen des Schmerzens, daß sie für die Erziehung der Söhne sorgen werde; und das geschah auf die großmüthigste Weise. Dalberg, als Fürst Primas, zeigte die thätigste Theilnahme in einem reichlichen Jahrgehalte. Von Cotta bewährte sich als der treue Freund Schillers auch in dem Verhältniß zu seiner Familie; durch die großsinnige Art, mit der er diese behandelte und zu behandeln fortfährt, wurde der fromme Wunsch des Vaters, die Seinen in Wohlstand versetzt zu sehen, erfüllt.

Zwölfter Abschnitt.

Allgemeines über Schillers Charakter und Persönlichkeit.

In dem Obigen habe ich versucht, Schillers Leben in seinen bedeutendsten Zügen darzustellen. Findet man die Schilderung skizzenartig, so bedenke man, daß ich großentheils meine Erinnerungen gab, die sich nur über einen Theil seines Lebens erstrecken, daß dasselbe der Fall ist bei dem, was ich von Andern benutzte. Das Folgende möge dienen, diese oder jene Lücke in der Biographie auszufüllen, und das Bild von der Persönlichkeit des Freundes lebendiger zu machen.

Der Geist Schillers, das Leben und die Natur desselben stellt sich in seinen Werken dar, sein Charakter in der Behauptung der Wahrheit und der Ehre, das ganze Leben hindurch, in der Stellung zu Welt und Menschen; die eigenthümliche Güte des Herzens durchathmet den stillen Kreis der Freundschaft und der Familie. Dieses Letztere vorzüglich habe ich gesucht aufzufassen. Wie ein Mensch liebt und geliebt wird, giebt uns das Bild seines eigentlichen Wesens.

In welcher Weise der Gehalt seines Daseyns sich in seinen Geisteswerken ausdrückt, und in das innere Gewebe ihrer Gestaltung greift, wird dem klaren und tiefen Blicke, dem etwas von produktiver Imagination zu Theil ward, nicht entgehen. Mächtig war seine Wirkung als Dichter. Jedes rein fühlende Herz schlug ihm zu, jeder klare und hohe Geist begegnete dem seinen. Eine große Gesinnung, wie das Bedürfniß eigener Selbstachtung, war unserm Freunde angeboren; von der Wahrheit konnte er nie

weichen. Daß er durch diese hohe Sittlichkeit besonders tief und allergreifend wirkte, ist das reinste Resultat, das sich junge Gemüther, die auf der Bahn der Dichtkunst ihm nachzuwandeln streben, aus der Betrachtung seines Genius ziehen können. Die Form war in Schiller immer nur ein Kleid der Seelenschönheit. In allen Gegenden Deutschlands tönen seine Lieder; allen Herzen ist sein Bild zugleich mit den Ideen und Gefühlen des ewig Guten und Wahren eingeprägt. Alle gebildeten Nationen streben, sich seine Geisteswerke in ihrer Sprache anzueignen. Wie reich wurde das Leben mit ihm! Jeder, der seines Umgangs auch nur auf kurze Zeit genoß, fühlte sich vom Zauber seines Gesprächs hingerissen, das immer schaffend und neue Ideen weckend und entwickelnd, zu hohen und zarten Lebensansichten führte. Es war, als redete er nur, um zu denken. Es freute ihn, sich verstanden zu fühlen; aber oft lieh er auch den Zuhörenden eine größere Kraft des Verstehens, als sie besaßen. Er schaute den Menschen gern ins Herz, und hatte zarte Empfänglichkeit für Freude und Schmerz, die es bewegten. Das Kantische Moralgesetz, jeden Menschen als Zweck, nie als Mittel zu betrachten, war der Ausspruch seiner eigenen Natur. Mild begegnete er jedem rein menschlichen Gefühle, das in seine Sphäre drang. Jede Existenz, die sich nicht mit falscher Anmaßung kund that, nahm er freundlich auf. Wahre Leiden suchte er hülfreich, wie ers vermochte, zu heben oder zu mildern.

Die Kenntniß der menschlichen Natur, die er sich durch das Studium der Medicin erworben, nutzte er gern im Aussinnen von Hülfsmitteln gegen physischen Schmerz. Er floh den Anblick des Leidens nicht; die Thätigkeit, zu der es ihn aufrief, stumpfte die Dornen des Mitleids in der eigenen Brust. Die Kraft eines tröstenden Wortes kannte er, und sie lag immer auf seinen Lippen. Alle Klänge, von menschlichen Herzen ausgehend, tönten von dem so reich und voll besaiteten Wesen wieder, und zarte Theilnahme verklärte seine Züge. Lavater, den man wohl immer als einen Kundigen der menschlichen Natur anerkennen wird, sagte zu Schillers Frau, als er sie in Jena besuchte: „Ich habe

mir Ihren Herrn ganz anders gedacht. Jede Muskel seines Gesichts drückt Delicatesse aus."

Leidenschaftliche Stimmungen anzuschauen, zog ihn an, aber immer waltete der menschliche Antheil vor; er begegnete ihnen schonend, mildernd, in jede Individualität eingehend. Selbst für die kleinen Leiden gedrückter Eitelkeit suchte er eine milde Auslegung. Dabei fühlte er alle Schwächen und Thorheiten schnell. Den leisen Zug um Mund und Wange, der den Kampf zwischen Spott und Gutmüthigkeit verrieth, sah ich auf keinem menschlichen Gesichte lieblicher. Sein feiner Tact und sicherer Verstand, der das Können und Vermögen eines Jeden, so wie dessen Stellung zur Gesellschaft leicht abwog, gab ihm ein zartes Gefühl für das Lächerliche. Er überließ sich diesem für den Moment, und scherzte, von ihm angeregt, im vertrauten Kreise; aber ein Beschäftigen damit war ihm zuwider. Freude an Fehlern Anderer, ein Genuß des eigenen sie entdeckenden Scharfsinns, deuteten ihm auf eine niedere Naturanlage. „Freude am Lächerlichen müsse nur wie ein Dithyramb durch die Unterhaltung fliegen," sagte er. Die Linie, wo der Spott an Bosheit gränzt, und Neckerei in Schadenfreude übergeht, ließ er nie überschreiten.

Die großartigere Weise, in der ausgezeichnete Geister Alles, was auf Erden geschieht, wie ein Spiel betrachten, wußte er zu würdigen. „Wer über Alles lachen könnte," sagte er, „würde die Welt beherrschen." Er selbst hatte scharf in den gewöhnlichen Weltlauf geblickt, wo kleinliche Tücke und Gemeinheit oft für den Augenblick über das Große siegt und an der Wurzel des Edlen nagt. Darüber ereiferte er sich nicht. Aber das Unrecht haßte er, und bekämpfte es, wo er vermochte.

Ein reines Auffassen seines Geistes in seinen Werken war ihm willkommen und wohlthätig; aber alles affectirte und absichtliche Lob wies er mit sicherm Tacte ab; es ward nie ein Mittel der Annäherung an ihn. Was der Mensch an sich selbst war, galt ihm einzig, und von jedem falschen Streben, was ihn verwirren konnte, suchte er ihn zurück zu führen. Doch drückte er strenge Wahrheit in milder Form aus, zeigte andere Wege,

leitete auf Studien und Lebensweisen, die zu glücklicherm Erfolg führen konnten. Wahrem Talent suchte er förderlich zu seyn; es konnte ihn innig und anhaltend beschäftigen, Jedem auf der Bahn, die er zu durchlaufen vermochte, fortzuhelfen. Ein ächtes Talent überwinde alle Schwierigkeiten, war sein Glaube, und man thue ihm selbst wohl, wenn man es Prüfungen unterwerfe. Er ließ es sich recht angelegen seyn, in Allen, die ihm nahe standen, die Aufmerksamkeit auf jedes Bedeutende, das sich darbot, zu schärfen. Beim Durchsehen fremder Arbeiten, wie ich es an meinen eigenen kleinen literarischen Produkten erfahren und bei bedeutenderen gesehen, setzte er nie etwas hinzu, aber er strich aus; und das Ganze bekam eine neue Gestalt in Deutlichkeit und Präcision, nach den Regeln des guten Styls. Vor Entzweiung mit seiner äußern Lage warnte er jeden Jüngling. Diener, Handwerksleute, jeder, der mit ihm ein Geschäft hatte und Worte mit ihm gewechselt, faßte Zuneigung zu ihm. Klarer Verstand und milder Sinn sind eine allgemein verständliche Sprache.

Er pflog gern Umgang mit Menschen aus allen Classen. Ein kaltes Abstoßen, ein Entfernen Anderer aus seiner höhern Bildungssphäre ward nie bei ihm verspürt. Angenommene, conventionelle Würde war ihm ganz fremd. Geist und Wohlwollen, da wo ihm nicht entschiedener böser Wille entgegen trat, erfüllten, wie Licht und Wärme, seinen Kreis. Die Eigenheiten in jeder Menschennatur beobachtete er gern; Alles, was Charakter andeutete, zog ihn an, und mit Lust griff er Züge in der Natur auf für seine Dichtungen. Seelenlose Formen der Geselligkeit, gebundenes Weltgespräch, Pedanterie, falsche Ansprüche in jedem Sinn waren ihm unerträglich; er entfloh solcher Unterhaltung, sobald er's vermochte. Wahrheit und Herz im ungeschminkten Ausdruck der Natur zogen ihn immer an; sie sind der Gehalt schöner Formen, der Lebensquell des Umgangs; ihrer bedurfte er, um sich behaglich zu fühlen. Unmanier und Rohheit, die sich in den Sälen der sogenannten großen Welt wie auf dem Marktplatze des Volkes finden, waren ihm ganz

feindliche Pole; ja er ertrug noch eher den Zwang leerer Formen, die doch immer ein Anerkennen des Bessern und ein Streben nach demselben andeuten. Er selbst wollte in seinem Benehmen nie gegen die Formen anstoßen, und dies gab seinem Eintreten in einen fremden Kreis einen Ausdruck der Schüchternheit.

Schillers große, in richtigem Verhältniß gebaute Gestalt, etwas von militärischer Haltung, was ihm aus der Akademie geblieben war, dazu die Freiheit des Geistes und das in ihm immer lebendige Gefühl des Idealen, das ihn über alles Kleinliche und Gemeine erhob und sich im Aeußern ausdrückte, gab seiner Erscheinung etwas Edles, dem selbst jene Schüchternheit wohl anstand, ja sie sogar liebenswürdig machte. Der wohlgerundete Kopf ruhte auf einem schlanken, etwas starken Halse, die hohe und weite Stirn trug das Gepräge des Genius; zwischen breiten Schultern wölbte sich die Brust; der Leib war schmal, und Füße und Arme standen zu dem Ganzen in gutem Verhältniß. Seine Hände waren mehr stark als schön, und ihr Spiel mehr energisch als graziös. Die Farbe seiner Augen war unentschieden, zwischen blau und lichtbraun. Der Blick unter dem hervorstehenden Stirnknochen und den blonden, ziemlich starken Augenbraunen warf nur selten und im Gespräch belebt Lichtfunken; sonst schien derselbe, in ruhigem Schauen, mehr in das eigene Innere gekehrt, als auf die äußern Gegenstände gerichtet; doch drang er, wenn er auf Andere fiel, tief ins Herz. Von seiner etwas gebogenen und ziemlich großen Nase sagte er im Scherz, daß er sie sich selbst gemacht; sie sey von Natur kurz gewesen, aber in der Akademie habe er so lang daran gezogen, bis sie eine Spitze bekommen; es war wirklich ein etwas unsanfter Uebergang daran sichtbar. Sein Haar war lang und fein und fiel ins Röthliche. Die Hautfarbe war weiß, das Roth der Wangen zart. Er erröthete leicht. Das Kinn hatte eine angenehme Form und trat etwas hervor. Die Unterlippe, stärker als die obere, zeigte besonders das Spiel seiner momentanen Empfindung. Sein Lächeln war sehr anmuthig, wenn es ganz

aus der Seele kam, und in seinem lauten Lachen, das sich verbergen zu wollen schien, lag etwas rein Kindliches.

Die ähnlichsten Bildnisse Schillers sind: Danneckers Marmorbüste, auf der großherzoglichen Bibliothek in Weimar, ein Oelgemälde von Graf, im Besitz des Staatsraths Körner in Berlin, und ein anderes von einer Stuttgartischen Künstlerin, Simanowitz, welches die Geheime Kirchenräthin Griesbach in Jena besitzt. Nach beiden letzteren sind gute Kupferstiche erschienen, nach dem ersteren von Müller in Stuttgart, nach dem zweiten im Weimarischen Industrie-Comptoir.

Schillers Stimme war nicht hell noch vollklingend, doch ergriff sie, wenn er selbst gerührt war, oder überzeugen wollte. Etwas vom schwäbischen Dialekt hat er immer beibehalten. Er las seine Schauspiele und Gedichte gern selbst vor. Von eigentlicher Lesekunst besaß er wenig, und legte auch keinen Werth darauf. Der Geist sollte nur zum Geiste sprechen, und das Herz zum Herzen. Seine Stimme folgte nur der innern Rührung seines Gemüths, und wurde tonvoller, wie dieses sich lebendiger regte. Sein Gang hatte gewöhnlich etwas Nachlässiges, aber bei innerer Bewegung wurde der Schritt fester.

Aller Cynismus in Kleidung und Umgebung war ihm, seit er auf sich zu achten anfing, und dies geschah früh, zuwider; die Kleider einfach, aber gewählt; besonders hielt er viel auf feine Wäsche. Sein Schreibtisch mußte wohl geordnet seyn. Er liebte sehr Blumen um sich; Lilien hatte er vor Allen gern; Lila war seine Lieblingsfarbe. Seine Antipathie in der Natur waren Spinnen; er fühlte ein physisches Unbehagen, wenn sich ihm eine näherte.

Beim fröhlichen Mahl im Kreise vertrauter, ihn ansprechender Menschen überließ er sich gern einem heitern, aber mäßigen Genusse des Weines. Das Unmaß floh er immer, da ihm, wie er sagte, ein Glas zu viel gleich den Kopf zerstöre. Beim Schreiben trank er nie Wein, oft Kaffee, der ermunternd auf ihn wirkte. Wenn er sich einem Genusse überließ, so lag eine so unschuldige Fröhlichkeit in seiner Art zu genießen, daß

man sich derselben mit erfreuen mußte, wie man sich an dem Genusse eines glücklichen, heitern Kindes ergötzt. Trat er, von einer gelungenen Arbeit aufstehend, in den Kreis der Seinen, dann war er empfänglich für Alles, was ihn umgab.

Der zarten Erscheinung der Freude, die, wie der Bogen der farbigen Iris, schnell und flüchtig das Menschenleben umspannt, begegnete er, bei wem sie sich auch wies, immer mit heiterer Theilnahme; sie zu zerstören, war ihm unmöglich; ja er konnte selbst kindlich lustig seyn. Wenn ihn kein überwiegendes Interesse des Geistes fesselte, war er aufmerksam auf alle Umgebungen. Keine sinnvolle Aeußerung, keine graziöse Bewegung entging ihm. Was sich nicht unbequem machte, sollte sich frei und heiter in seiner Nähe fühlen; und unbequem war ihm nur der Stumpfsinn, das Kleinliche und Gemeine. Seinem eigenen Gefühl der Freude lag immer hoher Ernst nahe, was sein Gedicht an die Freude vielleicht am tiefsten ausspricht. Die Flucht des Lebens, nach einem alten Aesthetiker der Grundstoff der Tragödie, schwebte immer vor seiner Seele. Die innere Stimmung beherrschte meist sein Vermögen die Außenwelt anzuschauen, ja verschloß oft das Gefühl für dieselbe und ihren Genuß. Die schönste Natur konnte von ihm unbeachtet bleiben, wenn die Gestalten in seinem Innern lebendig waren. Es ist eine Frage, ob vielfältige Weltanschauung ihm genützt und den Kreis seiner Productionen erweitert haben würde. Erst im späteren Leben regte sich in ihm ein Verlangen darnach.

Wenn ihm ein Kunstwerk im rechten Moment vor das Auge kam, genoß er es lebhaft. Daß das Anschauen der alten Bildwerke schon in Mannheim und Dresden dunkel auf ihn gewirkt, zeigen seine Dichtungen aus jener Zeit. Als sie ihm durch Goethe's und Meyers Umgang, durch die Entwicklung ästhetischer Ideen recht verständlich geworden, sah er sie, wie besonders bei seinem letzten Aufenthalt in Dresden der Fall war, mit neuem aufgeschlossenem Sinne. Die Musik wirkte nur dunkel auf ihn, er hatte sie nie geübt; aber er sagte, daß sie seine dichterischen Stimmungen angenehm belebe. Die erste Gluck'sche

Oper, die er hörte, entzückte ihn. „Man wirft mir oft meine Unempfänglichkeit für Musik vor,“ sagte er; „aber ich fühle jetzt, daß es wohl auch die Schuld der Musik gewesen seyn mag, daß ich ungerührt blieb.“

Für das Gute und Schöne im öffentlichen Leben hatte er ein tiefes Gefühl, so wie für die Mängel desselben. Was er in seinem Posa dichtete, hätte er seyn können. Er gefiel sich oft in dem Gedanken, im vorgerückten Alter zu einem Staatsamte tüchtig zu seyn, und glaubte es mit Interesse und Nutzen verwalten zu können. Unterwerfung unter irgend eine nicht mit Mäßigung und Weisheit wirkende Macht war ganz gegen seine Natur. Hätte Schiller dem Welteroberer gegenüber gestanden, er würde, wie der edle Greis Wieland, im vollen Bewußtseyn der Menschen- und Dichterwürde, von jener hohlen, kolossalen Größe ungeblendet geblieben seyn, die zusammenstürzen mußte, da sie nicht auf Gerechtigkeit und Wahrheit ruhte.

Zu dem, was man in der Welt sein Glück machen nennt, hatte er gar keine Anlage. Eines äußern Motivs wegen etwas zu thun, was seiner Ueberzeugung, ja oft nur seiner momentanen Stimmung widersprach, war ihm unmöglich. Freiheit und ein unbeschränktes Leben in seiner Ideenwelt ging ihm über Alles. Einen günstigen Moment zu ergreifen, wo das Glück sich fassen ließ, hielt ihn eben dieses Uebergewicht des inneren über das äußere Leben ab. Ich hörte ihn sagen, es gehe ihm wie Rousseau, dem die besten Bonmots erst einfielen, wenn das Gespräch geendet war. Seine Phantasie konnte ihm oft die Wirklichkeit anders darstellen, als sie war, wie es wohl allen genialen Naturen zu Zeiten begegnet; Verhältnisse, Lagen, Empfindungsarten, die in der Natur und im Weltlauf sich als unhaltbar zeigen, konnte er als möglich, als dauernd denken; von Freunden konnte er oft zu viel erwarten; aber sein schöner Verstand kehrte immer zur Billigkeit, zum Maß und reiner Ansicht zurück. Nach dem ersten, oft schmerzlichen Gefühle der Täuschung im Verhältniß zu Andern erkannte er den Grund des Nichtgenügens und Mißverstehens in sich selbst, und Achtung

und Freundschaft blieben ungestört. Nie hat Schiller schonungslos ein Verhältniß der Freundschaft und Liebe zerrissen; Vertraulichkeit, auch wenn sie aufgehört hatte, blieb ihm heilig. War er von dem Unwerth oder dem bösen Willen eines Bekannten überzeugt, so brach er den Umgang nach offener Erklärung ab. Kein literarisches Verhältniß ging ihm über ein menschliches. Wesenloser Schein, und das Zersplittern der Zeit und des Lebens in Kleinlichkeiten und Eitelkeiten war ihm zuwider. Aber wenn eine solche Existenz ihn auch verletzend berührte, so warf seine gute Natur den Tropfen des Unmuths bald wieder aus. So war es mit literarischen Angriffen. Seinen guten Humor konnten sie nie lange stören. Mit der Feder konnte er schärfer seyn, und sich dem Reize des Witzes mehr überlassen, als er es Angesichts des Gegners vermocht hätte. Es kostete ihm immer Ueberwindung, etwas Bitteres und Hartes zu sagen. Sein Haß gegen Formeln, zumal wenn sie das Gefühl des Heiligen in hohle Worte binden und beschränken wollten, war kalt und streng abschneidend. War er einmal zu einer ungerechten, leidenschaftlichen Aeußerung über seine Freunde hingerissen worden, so kehrte er bald und wärmer zu ihnen zurück. Sich, wo er liebte, im vollkommenen Vertrauen zu erschließen und hinzugeben, war Bedürfniß seines Herzens. Das Leben schien ihm öde, wenn dieses ungestillt blieb. Mangel an Zartheit und edler Sitte war ihm an Frauen ganz unerträglich. Schiller glaubte, wie Plato, an eine Liebe, der das Alter nichts rauben kann. Das geistig Schöne sprach immer mächtig seinen innern Sinn an, und in der Liebe ging ihm die Idee der Unsterblichkeit auf.

Der Weise, dessen Ideen ein Element wurden, in dem sein Geist athmete und lebte, der ihm in den Jahren der Krankheit, wo die productive Kraft der Dichtung schlummerte, Gesellschafter, Freund und Tröster war, hatte ihm auch Beruhigung für alle Ereignisse im äußern Leben gegeben. Ein philosophisches Gespräch mit gleichdenkenden Freunden zog ihn von allen Sorgen ab und beschwichtigte oft ein physisches Leiden. Beschränkung

der äußern Lage trübte seine Stimmung selten, und immer schaute er auf den Reichthum seines Geistes, als auf einen sichern Schatz. Die Natur habe ihm einen bodenlosen Leichtsinn gegeben, sagte er oft; und wenn er Andere durch kleine Sorgen gequält und ängstlich mit der Zukunft beschäftigt sah, pries er diese Gabe seines freundlichen Genius.

Ob er gleich größtentheils von seinen schriftstellerischen Arbeiten lebte, so hat gewiß Niemand weniger als er um Geld geschrieben. Wenn er eine Arbeit ausführte, so legte er die ganze Kraft seines Geistes hinein. Nie war er ein Diener der Zeit, auch strebte er nicht, ihr Lenker zu seyn. Er stand unter der Herrschaft seines Geistes, der nur das Gesetz der Wahrheit und Schönheit anerkannte.

Daß Schiller immer auf sich selbst stehen, daß er seine äußere Lage sich selbst bilden mußte, hat vielleicht auch dem Genius in ihm seine Eigenthümlichkeit bewahrt und ihm Selbstständigkeit gegeben. Hätte er, wie andere Dramatiker, in der Atmosphäre und Gunst eines mächtigen Beschützers und Versorgers gelebt, wer kann entscheiden, ob nicht Dankbarkeit und Liebe den freien Schwung seines Geistes gehemmt hätten? — Wie anders würde Calderon gedichtet haben, hätte er nicht am spanischen Hofe gelebt! So stand Schiller allein in der Welt, nur auf den Laut der großen Natur in seinem Innern horchend, den die Stimme der Nation im Widerhall zurück gab. Der Schutz, die Theilnahme, die er von Höhern erfuhr, waren nie hinreichend, seine äußere Existenz zu gründen und zu sichern, und gewannen nie dauernden Einfluß auf ihn. Eigene Einsicht blieb seine Regel, und seine Geistesproducte gediehen in ungekränkter Natur. Er hatte immer nur die Wirkung auf das große Ganze, auf die Menschheit im Auge.

Das ist wohl ein schönes Leben zu nennen, wenn die Gefühle des Jünglings sich als die Grundsätze des Mannes zeigen und bewähren. Man begeht eine Ungerechtigkeit an genialen Naturen, wenn man die sichere Folge und Haltung im Handeln, Fühlen und Meinen von ihnen begehrt, welche nur Verstandes-

menschen eigen seyn kann, die immer bereit sind, ihre Individualität in bestimmten Zahlen mit der umgebenden Welt in Rechnung zu stellen. Jene umgibt eine eigene Atmosphäre. Das Vorhandene ist für sie nur da, insofern sich sein Bild in ihrem Dunstkreise spiegelt, und, von ihrem eigenen, inneren Lichte berührt, neue Lichter und Zauberfarben erzeugt. So ist's in der Liebe, so in der productiven Imagination.

Mißverhältnisse mit der Außenwelt können sich erzeugen, die oft in entscheidenden Augenblicken die Lebensbahn verirren und in Abgründe stürzen. Glücklich der, der, wie Schiller, fest in der Idee der Wahrheit und Schönheit ruht, und sich mit seinem Innern immer wieder aus dem reißenden Strome zu retten vermag, um an dem grünen, blumenreichen Ufer reiner Menschlichkeit zu landen! Im großen Gewebe des Menschengeschicks, in welchem Vernunft und Gefühl in ihren reinsten und höchsten Momenten die Hand der allwaltenden Güte erblicken, stehen diese höher begabten Naturen als tröstende, leitende Gestirne über der Nacht der Zeiten, und Jahrhunderte hindurch strahlen und erwärmen ihre segenvollen Kräfte. Schiller sagte einst in einer schwermüthigen Stimmung: „Wenn man auch nur gelebt hätte, um den dreiundzwanzigsten Gesang der Ilias zu lesen, so könnte man sich nicht über sein Daseyn beschweren.“ Vielleicht sagt ein Dichter dasselbe nach Jahrhunderten von einem seiner Werke.

Wenn man das kurze Leben von sechsundvierzig Jahren betrachtet, dessen Hauptmomente von mir dargestellt sind, insofern sich Documente und glaubwürdige Zeugnisse der Erinnerung dazu fanden, so wird man über den Reichthum productiver Kraft, den es enthält, staunen, und ihm schwerlich ein anderes vergleichbar finden. Zudem waren noch die letzten vierzehn Jahre durch Krankheitsanfälle getrübt, die das Leben bedrohten und die heitere Kraft des Geistes hemmten.

Schillers Leben fiel in die Umgestaltung Europa's, in eine schwere, für unser Vaterland leidenvolle Zeit. Wie er die großen Zeitmomente einsah und fühlte, zeigt manche Stelle in

seinen Dichtungen. Er starb im Jahre vor der Schlacht, deren Donner er, wenn er gelebt, gehört haben würde, die unsere bis dahin ruhige Heimath in die äußerste Bedrängniß brachte. Hätte er die große deutsche Zeit des Jahres dreizehn erlebt, wie würde ihn der Geist und der Muth, mit dem unser Volk Thaten übte und Opfer brachte, erfreut haben!

Da das geistige Leben eines Volkes in seiner Sprache liegt, in der Masse von Begriffen und Gefühlen, in den Ideen, die sie auszudrücken vermag, so kann man sagen, daß Schillers Geist mächtig auf die Erhaltung und Regeneration des deutschen Sinnes gewirkt hat.

Das Leben der Dichter, sagte er selbst, kann kein bedeutendes Interesse haben, da es nur ein innerliches ist. Das seinige war vielleicht innerlicher als das der meisten andern; aber eben in dieser stillen, innerlichen Tiefe, an der die Gegenwart machtlos vorüberzog, hat es eine rührende Einfalt und Größe. Das Höchste aller Zeiten stand immer vor seinem Geiste, und zu dem Höchsten und Besten wollte er auch die Gemüther der Menschen erheben.

Die welthistorische Wirkung der Christuslehre, die reine, heilige Gestalt ihres Stifters, die unendliche Tiefe der Natur erfüllten ihn mit Ehrfurcht, die gegen das Ende seines Lebens immer inniger und tiefer wurde. Wahrheit und Liebe waren die Religion seines Herzens, Streben nach dem Reinsten auf Erden und nach dem Unendlichen und Ewigen ihr Erzeugniß, das eigentliche Leben seines Geistes, der, obgleich nicht lange auf der Erde weilend, doch in allen für das Höhere empfänglichen Gemüthern die Ueberzeugung zurückließ, Wenige seyen edler gewesen, Wenige haben reicher und nachhaltiger gewirkt, wie er.

So steht das geistige Bild meines Freundes vor meiner Seele, und viele befreundete Herzen werden es, hoffe ich, in meiner Schilderung, wenn auch nicht erreicht, doch nicht verfehlt finden.

Den vielfältigen, meist aus gutmüthigem Eifer verbreiteten Gerüchten über die Aufbewahrung der irdischen Ueberreste unsers Freundes bin ich folgende Aufklärung schuldig.

Der Sarg, mit Schillers Namen bezeichnet, ward in einem Gewölbe aufbewahrt. Auf verschiedene Anträge zu einer andern Bestattung ging meine Schwester nicht ein, weil ihr die Idee des wackern Becker und des Grafen Benzel-Sternau, ein Gut für Schillers Hinterlassene, das Schillershain heißen sollte, zu erkaufen, wo seine Ueberreste auf Grund und Boden der Familie ruhen sollten, zu sehr am Herzen lag. Die unglücklichen Kriegsstürme, die über das Vaterland einbrachen, störten die Ausführung dieses schönen Plans.

Als ein neuer Kirchhof in Weimar angelegt wurde, wollte meine Schwester einen Platz kaufen für Schillers Sarg, neben dem sie selbst einst zu ruhen wünschte. Der brave Bürgermeister Schwabe, der als Jüngling Schillern zu Grabe getragen, erbot sich im Namen der Stadt zu freiwilliger Einräumung eines Platzes; ein kleiner Hain sollte an einem Hügel angelegt werden, und ein schöner würdiger Ruheplatz wurde ausgedacht.

Beim Oeffnen des Sarges fand sich, da das Gewölbe sehr feucht war, eine große Zerstörung; aber geschickte Anatomen und Aerzte fanden die Ueberreste zusammen.

Der Idee des Großherzogs, den Schädel, die Form, unter der ein so hohes, geistiges Leben gewaltet, auf der fürstlichen Bibliothek zu verwahren, war die Familie nicht entgegen. Er wurde aufbewahrt mit den andern Gebeinen. Der König von Bayern vermochte den Großherzog, diese Idee, die seinem Gefühle widerstritt, aufzugeben. Man machte einen Abguß, und die ungetrennten Ueberreste Schillers wurden auf würdige Weise verwahrt; sie ruhen nun in dem fürstlichen Grabgebäude.

Meine geliebte Schwester — denn auch über die, die Schiller die Seinen nannte, wird man gern ein Wort hören — wurde den Ihrigen im Jahre 1826 entrissen. Sie lebte nur für ihre Kinder und hatte, da sie scheiden mußte, den Trost, diese auf

einer glücklichen Lebensbahn zu sehen. Sie ruht in Bonn am Ufer des Rheins.

Der verklärte Geist des Vaters wird auch mit der Existenz der Seinen auf Erden zufrieden seyn. Der älteste Sohn hatte im Jahre 1813 den Befreiungskrieg in einem sächsischen Uhlanenregimente mitgemacht, im Armeecorps des Herzogs von Weimar. Er blieb bei der Theilung der Truppen in einem preußischen Regimente gleicher Waffenart, und erfreute sich der Gunst seiner Chefs. Besonders bewies ihm der würdige General Kleist von Nollendorf viel Wohlwollen. Die Vorliebe für sein früheres Studium, das der Forstwissenschaft, bewog ihn, als Forstmann in würtembergische Dienste zu treten. Der König zeigte, wie sehr er Schillers Verdienst anerkannte, indem er einen seiner Nachkommen dem Vaterlande wiedergab, und die Königin Katharine, geborene Großfürstin von Rußland, an Geist und Herz eine der vorzüglichsten Frauen unserer und aller Zeiten, die Schillers Schriften besonders liebte, bezeigte eine Freude und Antheil an diesem Ereigniß, die uns innig rührten. Carl von Schiller hat einen Sohn, der bis jetzt der einzige Erbe des Schiller'schen Namens ist.

Der zweite Sohn genießt das Glück, das dem Vater zu Theil werden sollte, dem preußischen Staate anzugehören, und erfreut sich durch Diensteifer und Talent der Gnade seines Königs und der Zufriedenheit seiner Chefs, als Landesgerichtsrath in Trier.

Die älteste Tochter hatte von Jugend an eine Neigung, sich der Bildung der Jugend zu widmen; sie erwirbt sich als Erzieherin der Tochter des Herzogs Eugen von Würtemberg durch treue Erfüllung ihres Berufs die Zufriedenheit der fürstlichen Eltern.

Die jüngste Tochter ist die glückliche Gattin des ältesten Sohnes unseres theuern Jugendfreundes, des Freiherrn von Gleichen, mit dem sie auf dem Gute Bonnland in Bayern lebt.

Dankbar erfreuen sich Schillers Angehörige des Andenkens des theuern Todten, das sich an so vielen Orten Deutschlands

in Stiftungen kund gibt, die seinem Geiste fort und fort huldigen. Besonders rührend ist ihnen die in seinem Vaterlande, in Stuttgart, von dem edlen Freunde- und Dichterkreise veranstaltete Feier, in der ihnen der Geist der Schiller'schen Dichtung am lebendigsten und kräftigsten fortzuwirken scheint.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wolzogen, Karoline <<von>>,

Schillers Leben Verfaßt aus Erinnerungen der Familie, seinen eigenen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner

Stuttgart [u.a.] 1845

Biogr. 2962
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10068679-9